

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 12 (1926)
Heft: 52

Anhang: Volksschule : Beilage zur "Schweizer-Schule"
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

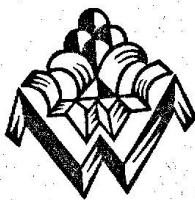
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Volksschule

Beilage
zur „Schweizer-Schule“
1926



XII. Jahrgang

Verlag Otto Walter A.-G., Olten

Inhaltsverzeichnis

A. Größere Arbeiten:

1. Goldene Schlüssel. Von J. Zingg, St. Gallen. S. 1, 5, 9, 13.
2. Ueber den Bach. Von K. Schöbi, Lichtensteig. S. 2, 7, 11.
3. Laßt die Sonne herein. Von Blanka Bossart, Niederwil. S. 3, 7, 12, 16, 20.
4. Der Prophet Jonas. S. 14, 18.
5. Zur Repetentenfrage. Von Joh. Schöbi, Gofzau. S. 17, 21.
6. Schrift und Schreiben an unsren Volksschulen. Von Th. G. Wehrli, Zürich. S. 22.
7. Schrift und Schreiben an unsren Volksschulen. Von J. Zingg, St. Gallen. S. 25.
8. Vorzüge der deutschen Schrift. S. 27.
9. Erlebnisunterricht nach der Konzentrationsmethode. Von Jos. Müest, Luzern. S. 29, 33, 37, 41, 45.
10. Zur Moralität des 20. Jahrhunderts. Von Dr. Aug. Ruegg. S. 42.
11. Herr Feinöl. Von Hannes. S. 46.
12. Höflichkeit und Sitte einst und jetzt. Von K. Schöbi. S. 49, 53, 57.
13. Unübersehbare Schweizerdeutsch. Von O. Greyerz. S. 51.
14. Ein lieber Bekannter ist wieder da. S. 55.
15. Kath. Optimismus in der Erziehung. Von J. Seitz, St. Gallen. S. 62, 65.
16. Etwas zum Kapitel: Lehrübungen. S. 67.
17. Die bildliche Rede. A. D. S. 69.
18. Des Lehrers eigenes Heim. K. Schöbi, Lichtensteig. S. 73.
19. Das kirchliche Volkslied. Von Jos. Müller, Gofzau. S. 77, 81.
20. Wie ich mit meinen Schülern Advent erlebte. S. 85.
21. Konzentration im Unterricht. J. Stähli, Glarus. S. 90, 95.

B. Kleinere Beiträge:

Allerlei praktische Winke. — Die deutsche Schrift ist lesbarer. — Laßt sie schlafen. — Das Ehrenheft. — Zur Lehr und Wehr für unsere Firmlinge. — Eine neue Erklärung der Flegeljahre. — Vom Abschreiben. — Zwielos. — Schülerfragen im Geschichtsunterricht. — Alte Sitten im Spiegel des Sprichwortes. — Krankenbesuche. — Etwas über Lehrerwohnungen. — Der groÙe Uebeltäter. — Zum Nachdenken.

C. Humoristische Ecke:

S. 40, 44, 60, 64, 68, 72, 88, 92, 95.

Goltschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Reditiert
von einer Kommission aktiver Lehrer

Einendungen an
Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen D

Inhalt: Goldene Schlüssel — Ueber den Bach — Laßt die Sonne herein — Ein glückliches 1926

Goldene Schlüssel

J. Zingg, St. Gallen D.

In den nachstehenden Ausführungen wende ich mich in erster Linie an die jüngeren Kollegen; ich zweifle aber nicht, daß auch etwelche Anregung für die absalle, die in der Erzieherarbeit bereits ergraut sind. Was mir vor allem naheliegt, auf dieses Thema etwas näher einzugehen und dasselbe verschiedentlich zu beleuchten, ist der Gedanke: „Die heutige Jugend braucht mehr denn je Erziehung, und das Volk in vielfachen Nöten bedarf lieboller Beratung.“ Durch Liebe zu den Herzen! Es muß der Erzieher allererste und wichtigste Aufgabe die sein, die kindliche Liebe uns zu gewinnen. Woher kommt es aber, daß bedauerlicherweise viele Lehrer sich um alles andere eher bekümmern als um Liebe und Zuneigung. Es ist der schlimme Zeitgeist mit den steten kalten und egoistischen Fragen: „Was bringt mir das ein? Was habe ich davon für einen Nutzen?“ Sträßliche Oberflächlichkeit und ein weichliches Mit-dem-Strom-schwimmen verrät die weitere, allgemein gehörte: „Ist das modern?“ Wer es aber mit dem Berufe ernst nimmt und die Gifftsaat herantreifen sieht, die aus solch bedenklichen Nebensarten in ihnen nur allzu üppigen Nährboden in die Höhe schießt, der wird in Wort und Schrift für die wahren Lehrerideale eintreten, sie ihrem hohen Werte entsprechend ins gehörige Licht rücken, dem schlechten, unchristlichen Zeitgeist aber die Maske vom Gesicht reißen, damit Unerfahrenen seinen Spuren nicht folgen. Dem Zeitgeist, dem Strom der Zeit zum Trotz, zum Besten der lieben Jugend: „Hoch die ideale Be-russauffassung der Erzieher!“

A. Goldene Schlüssel zu den Herzen der Kinder.

Ich komme mit jedem Jahr meiner Schularbeit mehr zur Überzeugung, daß mit der Lehrerpersönlichkeit der Erfolg steigt oder fällt: „Wie der Lehrer, so die Schule.“ Ausnahmen bestätigen nur die Regel. Wenn es aber am Lehrer zuerst und zumeist liegt, ob die Jugend, unsere Zukunft, eine

gute, weniger gute oder gar schlechte Erziehung genießt, dann wird er sich der riesengroßen Verantwortung bewußt sein. Besinnen wir uns also wohl, welches Rüstzeug wir benötigen, um erfolgreich mit den guten Anlagen unserer Anwärter auf den Kampf gegen Welt und verdorbene Menschen-natur aufzunehmen. Allein selbst die beste Waffentrüstung und die schärfsten Waffen führen nicht zum Siege, wenn nicht ein mutiger, ausdauernder Kämpfer sie trägt und mit kräftigem, gestähltem Arm gefechtstüchtig sie zu führen versteht.

Und nun des Lehrers Rüstzeug?

Will uns Gott in der Natur einen schönen Tag bescheren, so läßt er golden und majestatisch das Tagesgestirn am östlichen Himmel aufsteigen, und über die taubenechte, gliedernde Flur lacht freundlicher Sonnenschein. Alles beginnt froh sein Tagewerk. Willst du, lieber Kollege, den Kindern frohe Schultage schenken, so mache es dem Schöpfer gleich, bring schon anfangs die Kinderonne in die Schule, Freundschaft in Wort und Blick, und lasse sie hell leuchten den ganzen Tag. Gewitterwolken, schwarze, dräuende, würden die Kinder, gleich aufgescheuchter Kleinböglein, in Angst und Bangigkeit versetzen. Statt offenen, redseligen Herzen voll Frohnutz und Freude fändest du verschlossene, schweigsame Trotzköpfe. Darum: Raff dich auf, Erzieher, und sollten die Schwierigkeiten sich zu Bergen türmen, Verdruss und Ärger die Galle überlaufen machen wollen, raff dich auf, gib dir einen Rück, tritt mit heiterm Gemüt ins freundliche Schulzimmer zu den lieben Gottesblumen! Du bist es deinen Kindern, dir und deinem Unterrichte schuldig. Wenn du auch nur einmal im Leben einem Griesgram oder Polterer von Lehrer einen Schulbesuch gemacht hast, so mußt du geschworen haben: „Einen solch freudelosen Unterricht, wo Schimpfen und Raisonieren, Spott und Hohn alles in Angst und Schrecken erstarrten läßt,

wo die besten Kinder selbst am Lehrer irre gehen, willst du um keinen Preis." Es mag oft ein schweres Stück Arbeit dich kosten, den Widerwärtigkeiten in Schule und Familie zum Trost, Heiterkeit und Ruhe zu bewahren. Ganz besonders will es dich sehr schwer ankommen, wenn Dummheit, langsame Fassungskraft, Unachtsamkeit oder gar Faulheit sich schrecklich breit machen, so wie dicke Frechspazien im engen Schwabennest. Wer von uns hätte das nicht hundertmal am eigenen Leibe schon erfahren! Aber auch dann und dann erst recht wirkt der Sonnenstrahl Wunder. Die Kraft ihn zu geben, holen wir katholische Lehrer beim Liebesmahl des Herrn, schöpfen wir aus der Demutsschule Jesu, beim hl. Messopfer.

Dummheit und Langsamkeit nannte ich vorhin. Allüberall, wo Schule gehalten wird, sind sie beide zu Hause, bald in vielen, bald in wenigen Vertretern. Gerade sie, die Aermsten der Armen, bitten um ein wenig Liebe und viele Geduld, die sie vielfach sonst nirgends finden. Die Behandlung dieser Tröpflein durch uns Lehrer dürfte ein Prüfstein sein, ob wir den schönen Namen Lehrer auch verdienen. Weißt du, ob nicht Gott diese armen, unschuldigen Kinder nicht mehr liebt, als die geweckten, die in ihrem Vorwitz eher schon verbotene Wege gewandelt? Und zudem, lehrt nicht die tägliche Erfahrung, wie oft Schulweisheit noch lange nicht glückliches Vorwärtskommen bedeutet? Wie oft staunte man über Wohlstand und Geschäftstüchtigkeit eines Mannes in späteren Jahren, er-

blüht aus praktischem Sinn und Fleiß; in der Schule wollten sich diese Knospen nicht öffnen. Also, der Zurückgebliebenen nimm dich an, wo und wie immer es möglich! Sie lohnen es dir aber auch reichlich. Ober hättest du noch nie gemerkt und gefühlt, wie dankbar ihr Unschuldsauge zu dir emporblickt, wenn du ihnen auch nur ein liebes, aufmunterndes Wort gibst? Wenn gar Lob und Belohnung ihre kleinen Fortschritte beleben, was meinst, würden dann ihre freudigen Herzen bewegten Wortes sprechen, fehlte ihnen nicht der berechte Mund? „Hab Dank, tausendfachen Dank für deine Geduld, deine Aufmunterung, lieber Lehrer, mit Freuden gehen wir zur Schule, wo wir verschupften Tröpfe solch liebende Hingabe finden. Gott lohn dir, gutes Lehrerherz, deine schwere Arbeit in Gottes Garten," würden sie sagen, überwältigt von solcher Liebe.

Merktest du, wie überhaupt Kinder keine Beobachter sind, so müsstest du sehen, wie diese Schwachbegabten auch den Herzen ihrer Mitschülern so viel näher kommen, als du selbst ersten in Liebe nahe rückst. In gleichem Maße werden harte, verlehnende Reden der Schulkameraden verstummen, man wird nicht mehr hören: „Du Lappi, Dummkopf, Löffel, kannst auch gar nie etwas“, Hock ab! und andere „Kosenamen“, die ich nicht anführen mag. Also Gegenliebe, Achtung, Milde und Nachsicht für die Schwachen sind die schönen Früchte dieses Unterrichts.

(Fortsetzung folgt.)

Über den Bach

Präparationsstizze von K. Schöbi. Klasse 3 oder 4

Es ist ein strahlender Herbstnachmittag. Wir kommen auf einer Schulwanderung über die abgemähten Herbstanlagen unvermutet an den Leberbach. Kein Steg und keine Brücke ist in der Nähe und wir wollten doch geradenwegs weiter wandern. Also frischweg über den Bach! Aber wie? Die barfüßigen Buben „rugen“ schnell entschlossen ihre Hosen bis zum Knie und waten hinüber. Die Mädchen mit ihren Schuhen und Strümpfen sind schon ein wenig schlimmer dran. Doch wo ein Wille, da ist auch ein Weg. Selbst über den Bach? In ritterlicher Weise legen die Buben von Schritt zu Schritt je einen größern Stein ins Wasser. Ein jeder Stein guckt mit seinem Kopf darüber hinaus und dann geht auch der Rest der Klasse — hopp, hopp, hopp — von Stein zu Stein, hinüber. Ganz ohne Unfall geht's zwar nicht ab, wenn man ein Ausgleiten und nasse Schuhe und Strümpfe als Unfall taxieren will.

An dieses kleine Erlebnis auf unserer Herbstwanderung schließen wir später in der Schule an, wenn wir in der Heimatkunde vom Bach und Fluss

sprechen, auch von den Stegen und Brücken, die darüber führen. Ganz ungezwungen ergibt sich die Frage: War es wohl immer so? Wohl hat der Weltenschöpfer Bäche und Flüsse geschaffen, nicht aber die Brücken dazu. Da waren Menschenhände an der Arbeit. Also gab es wohl eine Zeit, wo noch weit und breit keine Brücke über die Thur oder den Neckar führte. Ob man nun wohl gleich eine so teure Steinbrücke baute oder ob man nicht zuerst probierte, auf billigere Art ans andere Gestade zu kommen. Vielleicht kommen die Schüler ohne weiteres dazu, zu vermuten, daß man sich öhnlich half, wie sie sich an der Herbstwanderung. Denn Steine gibt's ja in der Regel genug am Bach- oder Flussrand, große und kleine. Man legte also große Steine ins Wasser, die mit ihren Köpfen darüber hinausragten. Die Köpfe rund oder slach? Warum wohl? Einen solchen Übergang nannte man eine Furt. Habt ihr das Wort auch schon gehört? Im Neckertal ist ein Weiler Furt. Hart an diesem Weiler ist heute eine Brücke über den Neckar, früher gewiß nur eine Furt. Eine halbe

Stunde weiter unten an der Thur ist Dietfurt. Das heißt so viel wie „tiefe Furt“. Denn dort war die Thur wie heute noch recht tief. Die Namen sind geblieben, wenn auch die Furten heute nicht mehr zu sehen sind. Zusammenfassung: Die Furt.

Doch weiter unten im Tal ging's mit einer Furt nicht mehr. Vermutungen: Warum wohl? Der Fluß war breit und tief und schiffbar, da mußte man sich anders helfen. Da baute sich eines Tages an einem vielbesuchten Flußübergange ein kräftiger Mann seine Hütte und führte die Wanderer auf einem Schiffchen gegen kleines Entgelt hinüber und herüber. Tag und Nacht war dieser Fährmann bereit, auf den Ruf „Hol über“ zu folgen. Bei der Uebersahrt aber trieben die Wellen sein Fahrzeug flußabwärts, weit weg vom gegenüberliegenden Ziel. Auch wenn er mit aller Kraft immer flußaufwärts ruderte, kam er zur Not grad

hinüber. Das ließ sich verbessern. Er spannte ein starkes Seil vom einen Ufer zum andern und band das Schiffchen daran, es glitt an einem Ring über einer Rolle vorwärts. Der Fährmann brauchte seine Kräfte nun gar nicht mehr anzustrengen. Da nachdem er sein Schiffchen mit seinem Steuer schräg zu den Wellen stellte, trieben sie dasselbe herüber oder hinüber. Wer hat schon eine solche Fähre gesehen? An der Thur bei Niederhelfenschwil war bis in die letzten Jahre eine solche. In Basel und anderswo sind heute noch solche zu sehen. Gibt es nicht auch Namen, welche an diese Art Flußübergang erinnern? Im Unterrheintal gibt's ein Unterfahrt und ein Oberfahr. Heute sind aber Brücken dort. Woher kommt wohl der Name Fährmann, der Name des Klosters Fahr? Zusammenfassung: Die Fähre.

(Fortl. folgt.)

Laßt die Sonne herein!

Von Blanka Bossart, Niederwil (St. Gallen) *)

Vor einigen Monaten hörte ich eine liebe Kollegin in St. Gallen von einer Ferienwanderung erzählen. Sie war drunter in Flandern am Niederrhein. In Brügge stieg sie mit ihrer Wandergenossin, von einem Kundigen geführt, hinauf zur Glockenstube im vielbesungenen Glockenturm der alten Stadt. Haben's schon erzählen gehört von der wunderbaren Glockenharmonie, die am Morgen, an Festen und zur abendlischen Feierstunde ausgeht von eben dieser Glockenstube und weiter-schwebt über die grauen Dächer der Stadt und ihre harten Straßen und bis hinein in die Herzen der Menschen? Und in den Herzen der Guten, der Beschaulichen, die nicht aufgehen und untergehen in hastender Jagd nach materiellem Gewinn, sondern die Ohren haben, um zu hören, in den Herzen dieser Menschen muß sich die Glockenharmonie stets zu einem Loblied Gottes formen und bilben.

Wie aber, wenn in der Mechanik droben in der Glockenstube ein Stift, ein einziger nur, versagt? Kann repariert werden! Aber ein Riß! Vorbei ist die ehemal so wundervolle Harmonie, und niemals mehr ist sie fähig, ein Loblied des Herrn zu sein.

Liegt da nicht ein Vergleich nahe mit uns Lehrern, den Jugendbildnern, denen die schöne Aufgabe geworden ist, die Lieblinge des Herrn, die Kinder, zu erziehen und zu bilden? Da wahrhaftig, gemeinsame Lehrerarbeit, treu und fest dem gemeinsamen höchsten Ziele zustrebend, kann eine Harmonie werden, ein Loblied zur Ehre Gottes. Wie ich mir dies überlegte, da sagte ich mir: Wenn du auch nur ein ganz kleines Stiftelchen bist in der Glockenstube des Herrn, willst du doch treu darauf bedacht sein, daß du deinen Zweck erfüllst und nie durch dich eine Dissonanz im

Lobliede des Herrn entstehe. Du mußt die Kinder also dazu führen, daß sie selber einst ein verkörpertes Loblied des Herrn werden.

Kinder sind des Herrn Lieblinge. Warum? Sie tragen noch den Widerschein der Paradiesesonne in ihren Augen. Und warum dies? Ihre Seele trägt noch das Lilienkleid der Unschuld. Ein furchtbares Wehe darum dem, der einem Kinde von der Frucht der Erkenntnis zu kosten gäbe. Und warum weiter sind die Kinder des Herrn Lieblinge? Sie sind dem Herrn der Schöpfung das, was uns Menschen die Blumen sind. Da gibt es allerlei Sorten: Stillernste Waldblumen, frohbunte Feldblumen und auch feingepunktete Gartenblumen. Ich weiß, Ihnen gefallen die frischen, schlanken Wald- und Feldblumen am besten. Mir auch, besonders, wenn wir die Menschenblumen, die Kinder, meinen. Über Sonne, viel Sonne, brauchen sie alle. Es gibt auch stachlige Pflänzchen, die wir nicht gerne mit unserer Hand berühren. Es gibt selbst solche, die uns durch ihren übeln Geruch abschrecken; aber allen gibt der Schöpfer ihr gut Teil Sonne. Und das will er auch von uns, daß wir viel Sonne hineinlassen in unsere Schulstuben — und Sonne, viel Sonne, in das Herz jedes einzelnen unserer Pflegebefohlenen, daß ihr Lebensmark erstarkt und sie das werden, was der Schöpfer von ihnen haben möchte.

Kinder tragen an und für sich schon viel Sonne in ihren Herzen; denn sonnige Frohmut ist gleich-

*) Die Verfasserin hat ihr „sonniges“ Referat auf Wunsch ihrer Bezirks-Konferenz der „Volkschule“ freundl. zur Verfügung gestellt. Möge es auch andernorts für den rechten Frohmut in der Schularbeit werben. Die Schriftleitung.

Ja schon die Morgengabe unberührter, unschuldiger Jugend. Hüten wir uns also, durch finstern Schulgram und pedantische Kleinkrämerei und Nörgelei diese Jugendsonne zu verdüstern. Meine kleinen Schüler sangen im Vorwinter des letzten Schuljahres so oft: Und d'Sonne het en Schleier a vo Nebel dicht und grau. Nein, unsere persönlichen Sorgen, unsere Stimmung dürfen nicht zum dicken Nebelschleier werden, der sich vor die frohgoldene Kinderonne hängt und das Gedeihen der lieben Menschenpflänzchen hindert. Eine gute Vorbereitung auf den kommenden Schultag, eine kräftige Bitte am Morgen, der Herr möge unsere Arbeit segnen, ein kurzes Sichbesinnen, wie unser Beruf einer der schönsten und edelsten sei, und sicher treten wir dann frohgemut, ja freudig, mitten unter unsere Schüler und bringen ihnen als Morgengruß warme Sonne mit. Wenn's draußen regnet und die Nebel dicht hängen, was kümmer't uns? In unserer Schulstube ist eitel Sonnenschein; wir haben uns gehörig gewappnet, und die Sorgen von gestern haben wir draußen gelassen. Und sollten heute neue kommen, in einem kräftigen Morgengebet — und würde es nur heißen: Herr, dir gehört alle meine Tagesarbeit — haben wir

ja all unser Mühen und Schaffen, Sorgen und Kümmer in unserm Gotte aufgeopfert. Und diese schöne Morgengabe an unsern Herrn wollen wir doch nicht vom Spinnweben des Grämlich- und Unstrophseins verderben lassen, sondern wir wollen, daß sie durch sonnige Freudigkeit an Goldwert gewinne. Und Sonne brauchen wir viel; denn unser Jungvölklein will von uns Sonne haben. Da kommt es am Morgen dahergetrippelt — ich denke da in erster Linie an die Kleinen der Unterstufe — die meisten mit fröhlichen Guckäuglein, einige mit einem Sträuchlein Feldblumen in der Hand. Zur schönen Zeit, da die Erdbeeren reissen, kam auch einmal eines, das strecte mir ein Büschelchen frischroter Früchtchen entgegen und sagte: Fräulein lieg, wa bring der! So kommen sie daher, die meisten frisch, sauber gewaschen und tragen viel Sonne in die Schule hinein und wollen auch von dir Sonne haben. Denn würdest du nicht selber mit Sonne in den Augen die Kinder begrüßen, mit einem freundlichen Dank die gutgemeinten Blumengaben empfangen, würdest du vielmehr vergrämt oder gar mürrisch, weil nun wieder die Hitze und Last des Tages beginnt, den Kindern entgegensehen, gleich wäre der Sonnenschein gewichen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein glückseliges 1926!

Das wünscht die Unterzeichnete der großen Zahl der Freunde der „Volkschule“. Sie dankt aber auch zugleich aufrichtig und herzlich für die reiche Unterstützung, die sie im vergangenen Jahre erhalten. Die stets bewiesene Treue läßt sie hoffnungsvoll in die Zukunft schauen. „Immer mutig vorwärts, rückwärts nie.“ sei unser Wahlspruch. Dann wird und bleibt unsere liebe „Volkschule“ mit Goiteshilfe eine Beraterin in unserem nicht leichten Beruf.

Noch ein Pünktlein! Es kann ja vorkommen, daß ein Einsender einer Arbeit lange, lange warten muß, bis er seine Arbeit endlich in der „Volkschule“ erblickt. Bitte, Nachsicht, werte Freunde! Kennte man die vielen Wünsche und Schwierigkeiten, die zu erfüllen und zu überwinden man der Schriftleitung zumutet, ganz sicher, man würde leichter verstehen und begreifen. Kleine Seitenzahl, wenig Nummern, Abwechslung, Umfang der Arbeit, Art derselben und Verschiedenes sind bei jeder Nummer zu berücksichtigen. Seid versichert, die Schriftleitung kennt nur unser gemeinsames Interesse an dem schönen Fachblatt.

Machen wir es, wie unsere treuen, stets bereiten Mitarbeiter, die wiederum eine schöne Anzahl guter, tüchtiger Arbeiten uns zur Verfügung stellten, so daß unser Schifflein gut befrachtet, leck und munter ins neue Jahr segelt. Bereiten wir ihm all überall einen freundlichen Willkomm!

Gott zum Gruß!

Die Schriftleitung.

Volfschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Nedigert
von einer Kommission aktiver Lehrer

Ein sendungen an
Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen O

Inhalt: Goldene Schlüssel — Ueber den Bach — Läßt die Sonne herein — Redaktionsstube.

Goldene Schlüssel

J. Zingg, St. Gallen O (Fort.)

„Flüchtige und Faule aber,” sagst du, „die brauche ich nicht mit ‚Glace-Handschuhen‘ anzugreifen.“ Ja und nein. Höre ein Beispiel aus meiner Praxis. Da sitzt in meiner Klasse ein Knabe, der auch nicht zwei Minuten lang aufpassen kann (ob er wohl möchte?). Ein Rätsel! Seit 1½ Jahren studiere ich ihn und arbeitete an diesem Quedsilber und Träumer. An Mahnungen, Drohungen, Strafen, wolltest du sie zählen, erwünsche dir eine mehrstellige Zahl. Und die Frucht? Immer dieselbe Leichtsinn! Ein augenblickliches Sichbesinnen, ein freundliches Lächeln (soll heißen: „Ich danke Ihnen, ich möchte wohl, aber ich bringe nicht fertig, vielleicht gelingt es mir doch noch.“) und wieder in kürzester Frist ein Nebenaussehen, so mutterseelenallein führt er seine Gedanken spazieren. Daheim spielt er mit den Geschwistern immer „Lehrerlis“, und fragt ihn der Vater: Was willst denn du werden? so antwortet er entschieden: „Lehrer.“ Und doch zeigen sich auch Lichtblicke, die Gutes hoffen lassen. Gerade heute konnte ich ihn rühmen: „Schaut, unser Hugo ist heute aber fleißig, er hat die Und- und Wegfältchen mit 8 so gut gelernt, daß er zuerst den Ser in der Reihe aufwärts weiß. Schneidig hat ers gemacht.“ Ei, wie unser Hugo angestaunt wurde! Wie ihm das innerlich wohl tat, er errötete und in diesem Erröten machte sich sein freundliches Lächeln doppelt schön. Es muß also im Innern ein Glütchen mottzen, das langsam aber stetig glimmt, um einst zur Flamme zu werden. Hätte ich den glimmenden Docht auslöschen sollen?

Auch ein Faulpelz, wie er dicker kaum zu finden ist, so recht die personifizierte Faulheit, zählt zu meinen Schülern. Wie oft schon hätte ich ihn zum Kuckuck wünschen mögen. Der aber scheint sich jedoch nur breiter machen zu wollen, um an Bleigewicht nicht überboten zu werden. Ein zweites Rätsel! Wie oft schon wollte mit der Gedulds-

faden zerreißen, denn mit der Faulheit paart sich zu allem Überfluß schwache Begabung. Doch nein, Liebe und Achtung verscherzt man nicht so leicht durch übereiltes Handeln! Wo mögen die Hemmnisse liegen? Das arme Mädchen schaut so blaß aus, nimmt oft so lässige Haltung ein, alles an ihm spricht: „Ich wollte schon, aber ich mag nicht, irgend etwas hält mich zurück. Habe ich meine drei Zeilen voll, so muß ich ruhen. Eure Mahnung möchte ich wohl achten, aber ihr müßt mit einem Lächeln für jetzt fürsleb nehmen. Vielleicht gehts später mit mir besser.“ Ist es etwa ein Krankheitskeim, der hemmt, oder ein Erbteil? Wer weiß?

Und auch in diesem Fall zeigen sich auf liebevolle Rücksichtnahme etwelche Anfänge kleiner Schritte. Das Mädchen (in der 2. Klasse) liest langsam, etwas zaghaft und unsicher, aber es liest von Woche zu Woche doch merklich besser. Auch die Übergänge mit 8 gelingen ihm nicht übel, wenn es auch die Stüzen des Zerlegens noch benötigen muß. Und die andern, die Mittelbegabten und Bessern? Wohl kommt es vor, daß es einem Vorrohlein etwa zu lange geht, bis Margarith (so heißt unser Hemmschuh) endlich das Resultat weiß und nicht gerade sanfte und liebevolle oder derbe Bemerkungen zum Schnecken tempo zu hören bekommt. Aber das Gros der Klasse übt Geduld wie der Lehrer, der das Vorlaute zurechtweist, das Langsame in Schuß nimmt. Die Eltern versicherten mir, immer gehe es gern zur Schule. Es fühlt seine Schwäche und hat innerlich gewiß daran viel zu leiden. Sollten wir Lehrer und Mitschüler ihm, dem von der Natur stiefmütterlich Bedachten, das Leben in der Schule noch bitterer machen? Ist es nicht Christi Nachfolge, der Schwachen sich anzunehmen in Liebe und Geduld? Und wäre das Geschöpfchen an Talenten noch ärmer, unser Erbarmen und unsere Nachsicht müßte nicht

kleiner, sondern noch weitgehender sein. Geduld, ein weiterer goldener Schlüssel zu den verschlossenen Kinderherzen. Unser Freund Hannes hat einen guten Griff getan mit seiner immer zeitgemäßen Arbeit: Geduld, Geduld, Geduld! (Schweizer-Schule Nr. 49, Jahrg. 1925) als er diese eminent wichtige Lehrertugend uns so warm ans Herz legte, denn ohne sie gibt es für Wissen und Erziehung keinen Erfolg. Seine diesbezüglichen Ausführungen haben mit Recht viel Beachtung gefunden. Auch früher schon gabs für den Lehrer Geduldsproben eine schwere Menge, heute, in der Zeit allgemeiner Nervosität hört ohne Geduld jede Schularbeit einfach auf. Wer Lehrer werden will, sehe wohl zu, daß ihm Ruhe und Geduld zu eigen sind. Auch dann noch hat er nötig, sich darin täglich zu üben. Einen herrlichen Lohn werden diese ungezählten Tugendübungen uns Lehrer bringen, wenn der Herr der Barmherzigen in unserer Arbeitshest den letzten großen Abschlußstrich zieht.

Sind in unserer Zeit der Verwirrung, des Chaos auf allen Gebieten, klare Wege ein erstes Bedürfnis, so gelten sie zum Fortschritte in der Schule erst recht. Darum: Sie ist's gut vorbereitet! Klar das Ziel! Klar der Weg! Klar und hell dein Kopf! Der Menschengeist hat, das kann niemand leugnen, in wenigen Dezennien in Naturwissenschaft und Technik staunende Fortschritte gemacht, Errungenschaften, wie sie ähnliche Jahrhunderte vorher nicht erreichten. Sie werfen ihre Wellen auch in die Schulstube. Es werden darum einem Lehrer Anforderungen erwachsen, die fortwährendes fleißiges Studium verlangen. Beherrschest du nicht den Stoff, so werden die Kinder dich beherrschen, die Schule wird Fiasko machen. Einem Unterschullehrer kann die Vorbereitung noch viel weniger geschenkt werden. Für ihn gilt es, die Lehr- und Lernarbeit fruchtbar zu gestalten in einer Zeit, wo er Hemmungen und Hindernisse findet fast so zahlreich wie der Sand am Meere. Gottlob, wir sind in der glücklichen Lage, die Werke tüchtiger, gelehrter Methodiker und Pädagogen zu Rate ziehen zu können. Ich nenne nur die Namen Willmann, Kellner, Auer, Baumgartner, Rogger usw. Wenn dazu unsere fleißige Beobachtung und Fortbildung (Konferenz-Referate, Schulbesuche, Kurse) kommt und wir nicht ermangneln, recht viele schriftliche Lehrbeispiele anzufertigen, muß es gut vorangehen. Wo aber finden wir gute, praktische Lehrbeispiele? Lese und studiere unser schönes Fachorgan, die „Schweizer-Schule“. Da findest du Arbeiten aus allen Schul- und Ortsverhältnissen; ergraute, fühlende Männer zeigen ihr Bestes, die Früchte emsiger Forschung, rasiloser Prüfung. Keine Nummer wirst du bei richtiger Durcharbeit nutzlos weglassen. Immer wieder, und wäreßt

du ein Lehrer von seltener Eignung und Begabung, findest du an deiner Lehrweise zu verbessern. Zwar: „Allen Leuten recht getan, ist eine Kunst, die niemand kann,“ gilt auch für eine Redaktion. Und uns Lehrern, gestehen wir es nur offen, uns steht die Kritik im Blut, das Bessermachen fällt aber auch den meisten schwerer, als das Kritisieren.

Überhaupt kann es gar nicht schaden, wenn etwa ein Artikel zum Widerspruch reizt. Wenn die Klinge blitzen und kreuzen sich, erwachen die Schläfer. Es regt sich aller Orten, und viele gute Gedanken, die fahrelang latent und brach lagen, kommen zu unserer Freude ans Licht. Was schadet schließlich, wenn wir auch altbekannte Wege wieder finden. Muß nicht mancher mit Genugtuung und Trost daran seine Schulführung als gut erkennen; und mit wohltuender Bestiedigung wird er ruhig und fleißig weiter arbeiten.

Die Zeit der Irrtümer auf dem Gebiete der Psychologie zwingt uns auch, in all dem Überfluss an angepriesenen Wegen zur Kenntnis von Geist und Seele des Kindes uns zurecht zu finden. Und da ist es wieder die „Schweizer-Schule“, in der katholische Gelehrte, grundsätzlich und wissenschaftlich gleich vorzüglich, klar und zielfischer uns Lehrern sichere Psade weisen. Wie kann man denn auch wegen kleiner Verstimmungen das Organ, das jahrein und jahraus uns die Schularbeit erleichtert, unsere Schulfreudigkeit stets neu entfacht und frisch erhält, auch je und je, trotz mannigfachen Schwierigkeiten für unsere Besserstellung warm eingetreten ist, unbeachtet lassen. Mir kommt ein katholischer Lehrer, der die „Schweizer-Schule“ nicht mehr abonniert, vor, wie ein Aal, der abgesägt neben dem kräftigen Stamme liegt. Man verzeihe mir diese kleine Abschweifung vom Thema, sie mag wohl angezeigt sein, wenn man die gewaltigen Anstrengungen unserer Gegner sich vergegenwärtigt, unsere Leute in ihr Lager hinüberzuziehen. Seien wir katholische Lehrer solidarisch: „Einer für alle, alle für einen!“

Auch die Klasse muß vorbereitet sein. Halte Tag für Tag genaue Kontrolle über gespülte Griffel und Bleistifte, eingefähte Bücher und Hefte, über Reinlichkeit in Schulsachen, Kleidung und Körper der Schüler. Gib wenig Hausaufgaben, aber verlange gute Lösung. Eine gemusterte, an Reinlichkeit, Pünktlichkeit, Ordnung und Arbeit gewöhnte Klasse tritt viel schneidiger an die Arbeit. Sie gewöhnt und übt sich in diesen Tugenden, und deren heilsame Einfüsse nimmt sie dann mit ins Leben. Auch ein Erfolg unserer Erziehung! Zu dieser entfernteren und näheren Vorbereitung gehört unbedingt ein gutes Schulgebet. (Fortschung folgt.).

Ueber den Bach

Präparationsstizze von K. Schöbi. Klasse 3 oder 4 (Forts.)

Aber auch weiter oben im Tal gaben sich die Fußgänger mit der Furt als Flussübergang in die Länge nicht mehr zufrieden. Warum wohl? Ein Hochwasser konnte ja die Steine weg schwemmen, unachtsame Fußgänger konnten ausgleiten. Man mußte sich auf etwas besseres besinnen. Holz gab es genug in der Nähe der Bäche und Flüsse. Zwei starke Trämele wurden von einem Ufer zum anderen gelegt, die Unebenheiten mit Kies und Erde ausgefüllt. So war ein weit besserer Weg geschaffen, als durch die Furt. Wohl mochten sich noch die einen und anderen Wanderer, besonders Kinder und alte Leute etwas fürchten, und vielleicht möchte es ihnen auch schwindlig werden, wenn das Wasser so unter dem Stege rauschte, aber dem war ja abzuholzen. Ein Seitengeländer oder zwei, durch Anbringen von Stangen, waren bald erstellt. Der sichere Steg war fertig. Auch heute erinnern noch Ortsnamen daran. Es gibt ein Dorf Steg und eines mit dem Namen Umsteg (am Steg), Kandersteg u. a. Immer ist in der Nähe ein Fluß. Zusammenfassung: Der Steg.

Aber auch mit dem offenen Steg machte man im Laufe der Jahre allerlei böse Erfahrungen. Ein stürmisches Hochwasser konnte ihn wegreißen und mit sich forttragen. Alle Müh war umsonst gewesen. Bei Regen und Schnee stand der Steg unbeschirmt da. Das Wasser drang ins Holz ein. Es faulzte, und eines Tages war das Unglück da . . . Wie wußte man sich für die Zukunft zu helfen? An beiden Ufern wurde zur Sicherheit eine starke Mauer gebaut als sichere Unterlage für die Tragbalken. Diese sollten Jahrzehnte, Jahrhunderte dauern. Wie konnte das erreicht werden? (Eichenholz.) Die Brücke wurde mit Wänden und einem Dach versehen. Jetzt mußte niemand mehr mit Angst die Brücke betreten, man hörte das Wasser zwar noch rauschen, aber man sah es nicht mehr, höchstens, wenn man sich zu den 2, 3 Gucklöchern hinbegab, die an jeder Seitenwand noch offen gelassen wurden. Die Brücke war breiter als der Steg. Warum? (Fuhrwerke.) Es ist zu begre-

fen, daß eine solche Brücke viel mehr Arbeit brauchte als der Steg. Man baute sie darum auch nicht länger, als grad nötig war. Der Zufahrtsweg senkte sich darum zuerst in das Tal oder die Schlucht hinab u. kletterte an der andern Talseite wieder hinauf. (Brücke im Hundwilertobel.) Wer kann mir sagen, wo man heute noch solche gedeckte Brücken sieht? Beim Übergang über die alten, gedeckten Rheinbrücken zahlt man heute noch, wenn man nicht grad in dem anstoßenden Dorfe zu Hause ist, 5 Rappen Brückengeld. Warum das? Über die neuen Rheinbrücken, die doch gewiß auch viel Geld gekostet haben, zahlt man nichts. Es gibt auch hier wieder Ortsnamen, die daran erinnern, daß eine Brücke in der Nähe ist: Stadibrugg, Heerbrugg, Sihlbrugg, Biberbrücke, Ziegelbrücke, Martinsbrugg, Langenbrück, Zweibrücken u. a. m. Wer kann sich die Namen Bruggmann, Brugger, Brückner etc. erklären? Zusammenfassung: Die Brücke.

Aber der schaffensfreudige Mensch blieb bei der Holzbrücke nicht stehen. Breite gute Landstraßen entstanden. Hohe Heu-, Streue- und Mehlfuder kamen unter der gedeckten Brücke nicht mehr durch oder mußten umgeladen werden. Darum baute man schon vor mehr als 100 Jahren breite Steinbrücken ohne Dach über Bach und Fluß. Man ging auch nicht mehr so ängstlich bis zum Ufer hinunter, sondern wölbte die Steinbögen kühn viele Meter hoch über den Fluß, damit die Straße ziemlich eben weitergeführt werden konnte. Eisenbahnen wurden erstellt. Noch kräftiger mußten die Stützen aufgeführt werden, aus Eisen, damit die schweren Personen- und Güterzüge sicher darüber hin fahren konnten. Auch die Bahn wollte den geraden ebenen Weg beibehalten. So wurde oft ein ganzes Tal überbrückt. Wo? Die Brücken müssen aber hie und da nachgesehen werden. (Unglück bei Mönchenstein).

Zusammenfassung: Die Stein- und Eisenbrücke.

(Schluß folgt.)

Läßt die Sonne herein!

Von Blanka Bossart, Niederwil (St. Gallen) (Forts.)

Oder würdest du, abwesend für die sonnige Gedankenwelt der Kinder, in alten Scherben wühlen, ich meine in den Sorgen von gestern, gleich wäre der Sonnenschein aus dem Schulzimmer gewichen, die Kinder würden sich misvergnügt an ihre Plätze begeben, und auch sie würden nur die Last und Höhe des bevorstehenden Schultages vor sich sehen.

Und wenn eines dir etwas erzählen wollte, eine große Freude oder manchmal auch eine nagende Kindersorge, sein wortbereites Zünglein würde schweigen, wenn es die Sorgenwolke auf deiner Stirne sähe — und Kinder seien gut. — Es kommen auch Kinder zur Schule, die finden zu Hause keinen Sonnenschein; voll Verlangen kommen sie

zu dir, auf daß du ihnen Sonne gibest. Welches Unrecht, wenn du selber keine zur Schule bringst. Also: tragen wir jeden Morgen schon viel Sonne in die Schule, dann geht die Arbeit gut, und auch die Schwachen und Phlegmatischen machen gerne mit.

Und damit ein freudig Lüßlein den ganzen Tag durch unsere Schulstube wehe, rücken wir auch die mißliebigen Fächer an die Sonne. Viele denken da an die Sprachlehre, vielleicht auch ans Rechnen oder an die Schönschreiberei in den Nachmittagsstunden. Da ich dies schreibe, ist's zur schönen Zeit, da man überall Vogelgezwitscher hört und die Kinder so gerne von den Jungvöglein berichten. Nun kommt die Sprachlehrstunde; wir sind beim Tunwort. Kinder, sage ich und mache dazu absolut kein unsfrohes Gesicht, Kinder, ihr dürft mit mir eine ganze Wandtafel voll Tunwörlein ausschreiben von den alten und jungen Vögelein. Da geht etwas durch die Klasse. Fast alle machen freudige Auglein. Das Zauberwörtlin „ihr dürft“ hat überall ein Freudenlichtlein angezündet. Ein paar können die Füßlein nicht mehr ruhig halten. Jetzt mach's nichts. Eines ist nicht mehr Meister über sein Zünglein, es ruft: Fräulein, i weiß viel. Gleich ist das Band der Zunge auch bei den andern gelöst. Fräulein, i weiß viel vo de Schwälbli; i vom Kuckuck und vom Spatz, und i vo de Finkli, pipst zuletzt noch eines aus der Mädchenreihe. Fräulein, mer händ allweg nöd gnug an einere Wandtafel. Das ist ja jedesmal ein Hallo und eine Freude, wenn wir noch die Wandtafel von der Erstklässleite herüberschleppen müssen. Die Kinder werden von selber wieder still. Sie richten sich, damit man nun beginnen kann, über der Klasse aber liegt ein warmer Sonnenschein. Die Kinder sagen ganze Sätzlein. Wir suchen das Tunwörlein heraus und schreiben es dann auf die Wandtafel. Zuerst vom Schwäblein: Das Schwäblein mauert sein Nestchen. Es baut nur am Vormittag. Es holt Dreck auf der Straße. Am Nachmittag muß das Nestchen trocknen. Das Schwälbchen fliegt so hoch in der Luft. Es fängt Mücklein. Die Jungen schreien. Die Alten füttern die Jungen. Vom Spatz: Er pfuscht. Er wurstelt alles zusammen. Er baut ein wüstes Nestchen usw. Liegt nicht in jedem Säckchen ein klein wenig Fröhlichkeit und Sonne? Wie eifrig und gern schreiben dann die kleinen Drittklässler auch ihr Aufsätzlein. Darf ich Ihnen noch kurz zeigen, wie sich eine brave Bubenseele über den Kuckuck entrüstete, über den jungen Kuckuck im Finkenestl? Der junge Kuckuck braucht viel Platz. Die alten Vögelein müssen den jungen Kuckuck immer füttern. Manchmal müssen die andern Vögelein fast verhungern. Der junge Kuckuck sperrt immer den Schnabel auf. Und zuletzt ver-

pikt der Kuckuck die Vöglein noch. Und sie haben ihn doch so fest gefüttert. Der schlimme Kuckuck!

So sonnig wie die Sprachlehr- und Aufsatzstunde kann auch jede andere, sogar die Rechenstunde, besonders bei den Kleinen, gestaltet werden.

Wenn es aber einmal nicht vorwärts gehen will, trotz guter Vorbereitung und trotz bestem Arbeitswillen, wenn dann Mißmut deine Sonnigkeit verdüstern will, dann sing mit deinen Kindern ein Lied, ein recht frohes. Denfst du daran, wie es in jenem Liede heißt: „Und haben wieder gesungen, und alles, alles war wieder gut?“

Es ist Mittag, bald wieder Zeit zur Schule. Viele Kinder haben sich schon auf dem Schulplatz versammelt. Da hat es einem Büblein in den Beinen gezuckt, und die Wanderlust ist es angekommen. Die Wanderlust ist aber ansteckend, und bald ist der ganze Trupp eines Sinnes: Ja, wir fragen: Spazieren? So kommen sie dir entgegen mit den sonnigsten Gesichtlein der Welt. Den kleinen Rangen steckt's in den Augen, sie lassen aber die Mädchen schmeicheln und bitten: „Herr Lehrer, Fräulein Lehrerin, spazieren, bitte, bitte!“ Die Buben stimmen erst jetzt machtvoll in den entscherten Chorus ein. So führen sie dich wie im Triumph ins Schulzimmer. Vielleicht hat dort noch eines auf die Wandtafel geschrieben: „Der Himmel ist blau, das Wetter ist schön“ usw. Der Spruch ist nicht mehr sehr originell, aber immer noch beliebt. — Fatale Sache! Du hast gerade heute soviel Arbeit mit deinen Kindern zu erledigen, Arbeit, die dich ablosst an das Zimmer fesselt und möchtest doch die liebe Kindersonne auf den Gesichtchen nicht verscheuchen. Was nun? So viele Auglein sind erwartungsvoll auf mich gerichtet. Ich sehe die Kinder an, fröhlich, wie sie zu mir aufblicken und sage: Ja, Kinder, wir machen einen Pausenspaziergang, und siehe: Der frohe Sonnenstrahl ist nicht von den Gesichtlein gewichen. Wir beten, und, weil wir Sonne haben, arbeiten wir gut und richten etwas aus. Vielleicht fünf Minuten früher als sonst sage ich: Pause! (Weil ich all die Jahre hier nur ein Notschulzimmer in einem Bauernhause habe, bin ich allein Herr in meinem Reich, und weil wir zudem keinen richtigen Spielplatz haben, ist für unsre Verhältnisse ein Pausenspaziergang sehr praktisch.)

(Fortsetzung folgt.)

Redaktionsstube.

Es sind uns die zugesandten Honorare für die Arbeiten: „Das Tagebuch, der Idealtyp des Freiaufsazes“ und „Willens- und Taterziehung durch Masseneinwirkung“, als unbestellbar retour gekommen. Da offenbar Verwechslung vorliegt oder veränderter Wohnort, bitten wir die bezügl. Verfasser um ihre genaue Adresse. Die Schriftleitung.

Bolfschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Nedigter:
von einer Kommission aktiver Lehrer

Einladungen an
Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen

Inhalt: Goldene Schlüssel — Ueber den Bach — Laßt die Sonne herein.

Goldene Schlüssel

J. Zingg, St. Gallen (Fort.)

Ein gutes Schulgebet, sagte ich, gehöre zur Vorbereitung. Es bringt dem Unterricht die rechte Weihe und Stimmung und bringt ihm Gottes Segen. Aber ein andächtiges, voll innerer Sammlung und Gottvertrauen muß es sein. Das muß betont werden, das gemeinsame Gebet, wohl das wirksamste an sich, birgt bei Klein und Groß die Gefahr in sich, ein Lippengebet zu werden, wenn nicht die Beter gelernt haben, mit Gott zu reden. Unbedenklich wage ich zu behaupten: „Wie dein Schulgebet, so dein Erfolg.“ vorausgesetzt, daß Lehrer und Schüler auch ihren Teil bei der Arbeit tun. —

Warum, lieber Kollege, ist dir so eigen zu Mute, wenn kein Mensch das ganze Jahr hindurch sich um deine mühevolle, fleißige Arbeit bekümmert? Nicht wahr, eine kleine Anerkennung und wäre es schließlich nur ein aufmerksamer Examenbesuch, es braucht nicht eitel Lob und Ruhm zu sein, täte wohl? Gewiß! Müssten aber nicht noch viel mehr deine kleinen fleißigen Arbeiter auch auf Lob und Ruhm hie und da zählen, sie, die eine innere Befriedigung an getreuer Arbeit weit weniger schätzen können, als wir? Du hast oben gehört, wie oft ein gutes Wort am rechten Ort und zur rechten Zeit beinahe Wunder wirkt. Und bedenke ferner, wie unsere Jugend vielfach, ach, so freudeleer von Ort zu Ort, von Lehrer zu Lehrer wandern muß. Kein Heim, wenig Familienfreude, kennt es, dafür hat es Not und Elend einer armen Familie in vielen Fällen mitzukosten. Wie wohltuend muß in solch erbarmungswürdigen Verhältnissen ein Wort der Aufmunterung, des Lobes wirken, eine kleine Belohnung, und bestünde diese nur im Erzählen einer schönen Geschichte, in einem frohen, lehrreichen Gange in Gottes herrliche Natur oder in froher Schlittenfahrt oder in einer lustigen Schneeballenschlacht. Alle die Liebesbeweise des Lehrers erschließen tausend Quellen der Liebe und Dankbar-

keit in Kinderherzen, sind goldene Schlüssel zu den Schatzkästlein ihrer Gegenliebe.

Die gute Erzählung tönte ich eben an. Sehen wir etwas zu! Aber eine gute Auswahl mußt du treffen. Was da alles angepriesen wird! Die Bodenständigkeit, Inhalt und Sprache stehen gar vielfach im umgekehrten Verhältnis zur äußeren Aufmachung und Empfehlung. Immer noch rechne ich die Erzählungen von Christoph Schmid zu den Besten (die langatmigen Nutzauwendungen faßt ein tüchtiger Erzähler natürlich kürzer). Ihm reihen sich an Bächtiger und Hilber, M. Lienert, Elisabeth Müller und viele andere tüchtige katholische Erzähler. Grimms Märchenbuch bedarf sorgfältiger Sichtung, die ewige Liebelei paßt ebensowenig wie Raufen, Stechen und Töten für zarte Kinderherzen, die Handlungen müssen edel und vornehm sein, verwandte gute Saiten im Kinde anklingen lassen und es sittlich auch vorwärts bringen.

Aber die schöne Geschichte allein tut noch nicht. Du mußt sie erzählen können. Wenn deine Erzählung den Kindern nicht ans Herz greift, so ißt um sie und die verlorene Zeit schade. Erzählen können soll einem Lehrer im Blute liegen, sonst wähle er sich einen andern Beruf. Erzählen können bedarf der Übung, auch bei guten Anlagen will es gelernt sein. Auf keinen Fall darf das edle Herz fehlen, sonst bietest du Steine statt Brot. Von Herzen zu Herzen muß es kommen und gehen. Je jünger die Zuhörer, desto anschaulicher und breiter erzähle, dazu warm, kindlich und wahr. Aber ohne Vorbereitung und viele Übung wird jeder ein Stümper bleiben. Ist es beim Schriftsteller nicht ebenso, sie wachsen und reisen Werk um Werk. Alle Anlagen bedürfen des Werkraumes und der Pflege, wollen sie nicht verkümmern. Ein guter Erzähler öffnet sich die Kinderherzen und schreibt sich ein stetes, liebes Gedanken hinein; er erzieht für Gott, die Familie und das Vaterland!

„Ein guter Erzähler klopft an alle Türen; bald regt er die Phantasie an; bald trifft er ins Herz und Gemüt hinein; bald bewegt er zum Frohsinn, bald ruft er Trauer und Furcht in die Seele. Ein guter Erzähler erzählt für die Leute, welche vor ihm sitzen und paßt sich an diese an. Wie lernt man gut erzählen? Einfach durch Übung, durch unpar-teiische Beobachtung des Kindrudes, welchen man hervorruft, sobann auch durch gute Meister und sorgfältige Lektüre guter Volks- und Kinderbücher.“ Kellner.

Erinnerst nicht auch du dich, werter Kollege, mit Freuden der schönen Spaziergänge deiner Schulzeit? Welch ein frohes Wandern bei Gesang und Scherz! Wie schauten wir Tällinder mit Staunen die wunderbare Fernsicht auf prächtigem Aussichtspunkte! Jedes Dorf, jedes Städtchen fand unser lebhafte Interesse. Und dazu lachender Sonnenschein, eine gute, lange Wurst (für uns einfache Landkinder ein unerhörter Glücksschlag) mit appetitlichen, duftenden „Bürl“! Und das alles gericht mit freundlicher Miene und manch köstlichem Scherzwort! Und gab's dann für die Buben Wetttrennen, Spiele für die Mädchen, so war der Gipfel des Glücks erreicht. Zum guten Abschluß führte das Dampfschiff die frohe Kinderschar heim. Ja, ja, so ein Schulausflug, dem auch die Erwachsenen große Bedeutung zumahnen und bei dem sie gerne mitmachten, prägte sich ein und äußerte einen Freudenfonds, dessen Zinsen heute noch zu holen sind. Denn wir sahen wohl, wie der gute Lehrer so selbstlos allen Alles war. Unser Dank beim Abschied kam von Herzen. In den nächsten Wochen zeigten wir alle mehreren Fleiß, niemand hätte gewagt, den guten Klassengeist zu stören. Der Schulausflug brachte Lehrer und Schüler, Lehrer und Bevölkerung einander näher. Ein goldener Herzenschlüssel, mach ihn dir zu eigen!

Damit bin ich unvermerkt in meinen zweiten Teil hineingeraten:

B. Die Schlüssel zu den Herzen der Bevölkerung.

Hast du dir die Kinderherzen gesichert, so ist dir der Weg zu denen ihrer Eltern geebnet. Dein Beruf gibt dir jedoch noch besondere Gelegenheiten, dich wirklich und dauernd beim Volk beliebt zu machen. Ich hatte das große Glück, als frischgebackener Lehrer einen lieben, erfahrenen Kollegen zum Führer haben zu dürfen. Es war mein früherer, lieber Lehrer, der mir manch guten Rat und manche praktische Begleitung gab, die er aus seinen reichen Erfahrungen schöpfte. So z. B. erinnere ich mich noch gerne an seine glücklichen Stunden, in denen ich den guten Freund zum Feilmessen begleitete und bei dieser gesunden Arbeit mithelfen durfte. Nicht bloß führte er mich besser in diesen Zweig nützlicher Nebenbeschäftigung ein (die

Vorkenntnisse vermittelte uns das Seminar), sondern er lehrte mich den Umgang mit Arbeiter- und einfacher Bauernbevölkerung. Oft und oft sagte er mir, und seine ernsten, liebevollen Ermahnungen vermeine ich, heute noch zu hören: „Johann (lieb nannte er mich stets beim Vornamen), schau, wann du den Leuten etwas zu lieb tun kannst, so tu's. Mit dieser Nebenarbeit ersparst dem Kleinbauern, der so karg gehalten ist, große Auslagen, weit und breit ist kein Geometer aufzutreiben und ohne großen Entgelt überhaupt nicht zu haben.“ Da und dort wünschte eben ein Bauer notgedrungen zu „briefen“ oder Boden umzutauschen oder zu verkaufen. „Berechne ganz bescheiden, der Hauptgewinn liegt in der Zunahme der Liebe und Achtung beim Volke; nicht gering ist nebenbei die gesundheitliche Stärkung anzuschlagen, die dir die Arbeit in frischer Lust bringt.“

Und wie freundlich und zuvorkommend er immer gegen den einfachen Arbeiter und Bauer im groben Kittel war! Zum freundlichen Gruß fügte er einige teilnehmende Worte über Arbeit, Gesundheit, besondere Verhältnisse bei. Er fand Worte, wo andere kalt und fremd bleiben, und spendete damit aus gutem Herzen manchem summervollen Herzen Trost und Aufmunterung. „Das hat mich meine liebe Mutter selig gelehrt,“ sprach er zu mir oft. „Sie hat mir stetsfort eingeprägt: Sei lieb und freundlich gegen alle, gegen Arme und Verlassene besonders. Schwielige Hand und rauher Arbeitskittel verachte nie, darunter steckt viel Not und Elend, denen Teilnahme und Freundlichkeit besonders not tun.“ So sprach mein Führer, wie ein guter Vater zu seinem Sohn, der lieben Klüter kostbares Erbgut weiter gebend.

Etwas Selbstverständliches! Gut steht es um Lehrer und Gemeinde, wo es so ist. Leider sprechen Tatsachen anders. Es ist noch gar nicht lange her, so beklagte sich der Präsident einer kantonalen Lehrervereinigung an einer gutbesuchten Versammlung: „Unsere jungen Lehrer verstehen in vielen Fällen es nicht mehr, sich der Bevölkerung zu nähern, sich in ihre Eigenart zu finden, in ihr Denken und Fühlen einzurichten, um erfolgreich arbeiten zu können. Nicht bloß völlig fremd bleiben sie ihm, die Kluft vergrößert sich mehr und mehr, statt Freundschaft gibts Feindschaft. Der ganze Lehrerstand leidet schwer unter den vielen Klagen, eine gedeihliche Arbeit ist verunmöglicht und vernichtete Lehrerexistenzen sind die traurigen Folgen.“ Große Gefahren solcher Art drohen einem jungen Kollegen, der in großindustriellem Milieu aufgewachsen ist u. nun aufs Land kommt. Das Landvolk, das in schöner alter Väterstube z. B. sein urchig: „Grüß Gott“ und „B'küet dich Gott“ hören will, versteht das Salü und Absieu und Tschau nicht.

(Schluß folgt.)

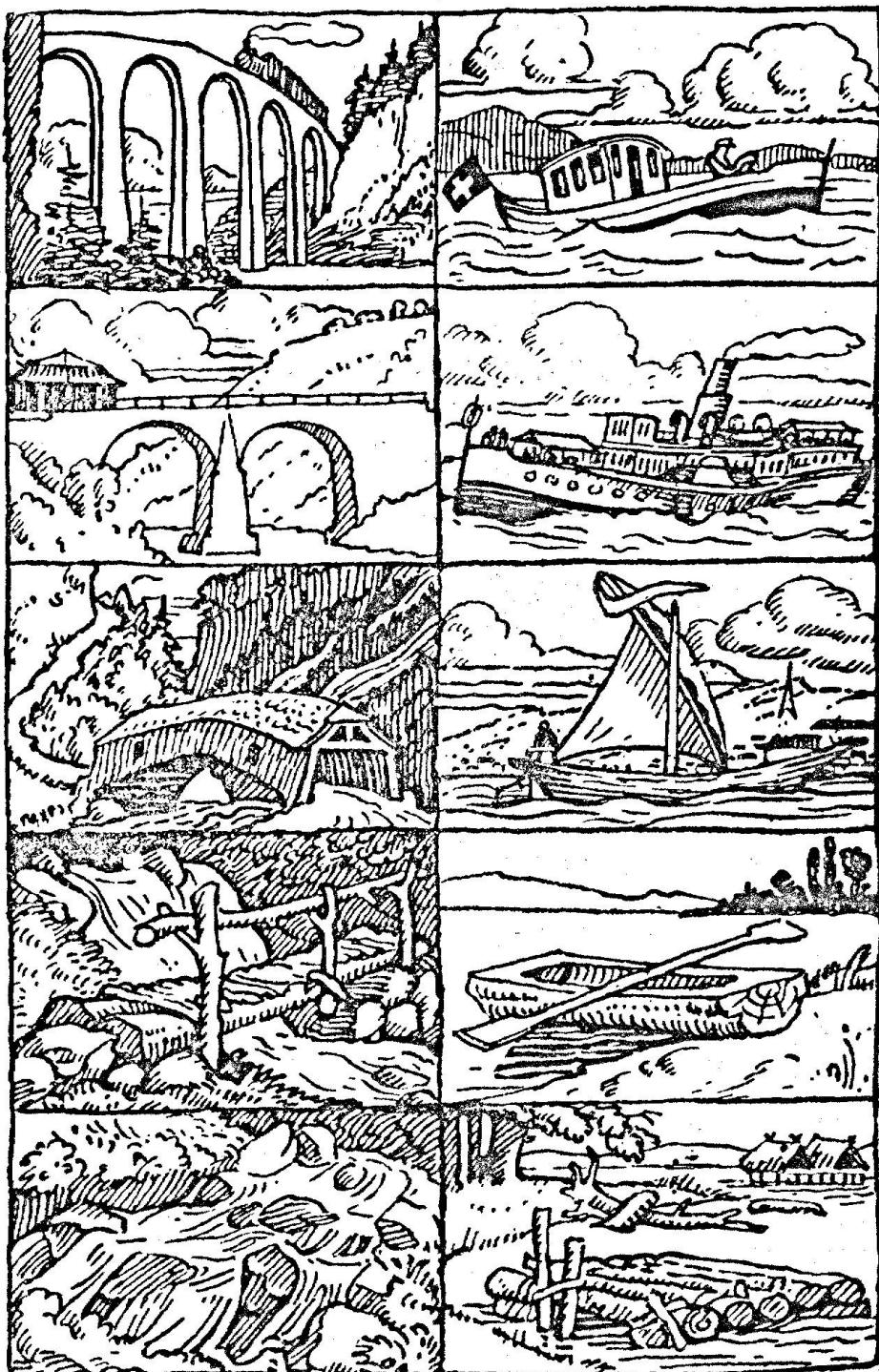
Ueber den Bach

Präparationsstizze von A. Schöbi. Klasse 3 oder 4 (Schluß)

Ethische Gedanken: So sind im Laufe der Jahre die Uebergänge über Bäche und Flüsse immer vollkommener erstellt worden. Nicht nur die menschliche Kunst hat Fortschritte gemacht, sondern auch die Werkzeuge und das Material sind besser geworden. Aber noch eine jede Brücke ist als Wunderwerk von den Menschen ihrer Zeit bestaunt worden. So schaute der Mönch Notker den Brückenbauern zu im Martinstobel und sang das heute noch bekannte Lied: Mitten im Leben sind wir vom Tode umgeben! Manche aber wollten nicht glauben, daß der Mensch solche Wunderwerke zu bauen imstande sei, sie meinten, da habe sicher der Teufel seine Hand im Spiele. (Teufelsbrücke, Sage vom Ziegenbock). Man muß ahnen, welche Freude die Menschen über einen gelungenen Brücken - Bau empfanden. Nicht umsonst trug eine jede Holzbrücke die drei hl. Namen, oder die drei Anfangsbuchstaben C. M. B. wie alte Häuser. Sie trugen aber meistens auch die Jahreszahl und den vollen Namen und das Meisterzeichen des Erbauers. Gar oft wurde die Brücke auch unter den Schutz der Gottesmutter oder des Brückenheiligen, des hl. Johs. v. Nepomuk, gestellt. Oft ist in der Mitte noch ein Standbild oder eine kleine Kapelle zu finden (Kapellbrücke). Es gibt auch Brücken, die mit zahlreichen Bildern geschmückt sind. Und wir gehen heute oft so gebantenlos über eine solche Brücke, an der so viel Schweiß der Erbauer klebt, die dem Ersteller so viel Denksarbeit gemacht hat. Ist es nicht

fast wie eine Entheiligung einer alten denkwürdigen Stätte, wenn man da mit so viel andern einen Namen hinschmieren mag. Narrenhände . . .

Wiederholung: Was wir nun des längern und breitern erörtert haben, das geben uns einige Bildchen im Schulbuch kurz u. knapp wieder. („Mein 3. Schulbuch“ der Fibelverf. Hilber, Frei u. Schöbi, Fibelverlag in Flawil) S. 122. (Siehe Illustr.).



Von der Kurt zur Brücke. Drom Sloß zum Schliff.

Repetition an Hand der Bildchen.

Als praktische Frei aufgaben könnten im Zusammenhang mit dem Thema gestellt werden: Skizzen benachbarter Stein- und Holzbrücken, Stege, Aufschriften, Handwerkerzeichen an Brücken und alten Häusern. Für Schüler, die einen Meccano, Merlin oder Steinbaukasten besitzen, ergeben sich manche einschlägige Arbeiten. An einem Bach ließe sich in natura eine Fähre mit einem Schiffchen einrichten usw.

Was ich mit dieser Präparationsflizze zeigen möchte: Wie die Heimatkunde vor allem darauf ausgehen sollte, die heute technisch so vollendeten Zustände mit dem Urzustande früherer Jahrhunderte zu vergleichen und dabei dankbar anzuerkennen, was unsere Vorfahren mit vieler Arbeit, saurem Schweiß und großen Kosten geschaffen haben, damit sich die heutige Nachwelt das Leben um so viel angenehmer gestalten kann. Also Pietät gegen alles Alte und Ehrwürdige der Heimat!

Laßt die Sonne herein!

Von Blanka Bossart, Niederwil (St. Gallen) (Forts.)

Ohne viel Mühe hat sich die Schar in Reih und Glied gestellt; das Pausenbrot schmeckt doppelt so gut als sonst; überhaupt, man ist froh und guter Dinge. Unser Weg ist jedesmal der gleiche. Ein ganz klein Stücklein geht's über die einzige Gasse unseres Dörfchens; dann biegen wir ab zur Kiesgrube. Da ist die Ameisenstadt, der man sein Interesse schenkt; man sieht, wie die Ameisen große Eier herumschleppen, manchmal gar Körnlein. Man guckt so gern dem eifigen Schaffen zu; denn man hat in der Schule von der fleißigen Ameise und der faulen Grille gelesen. Da ist auch der „Säntis“; ein hochausgehäuster Kiesberg nämlich, den man gern besteigen möchte, man darf aber nicht, weil's sonst eine lose Ordnung gäbe. Da ist nach langen Regentagen auch ein großer Weiher, früher hieß er bei den Kleinsten immer „Bodensee“. Seit dem großen Schulspaziergang aber weiß man, daß das gar nicht der richtige Bodensee ist. Nun ist das Gesprächsthema aufs neue bereichert und belebt; denn man weiß ja noch so viel vom richtigen großen Bodensee. — Nun biegen wir in ein allerliebstes Wiesenweglein ein, beidseitig von Blumen aller Art eingeraumt. Warum darf man nicht ins hohe Gras laufen? Hat der Bauer diese Pflanze gern? Warum mag er die Goldbecherlein nicht leiden? (Goldbecherlein sagen sie dem Hahnenfuß.) Was gibt es nicht alles zu fragen und zu antworten! Nein gar nicht fertig wird man.

Nun sind wir ja schon bei unserem Wiesenbächlein. Ein kleiner Steg führt darüber, und Fischlein gibt's darin und „Rohrköpfe“ die Menge. Die Kinder, besonders die Buben, möchten hier gerne verweilen. Wir haben aber keine Zeit. Wenn wir wieder einmal einen Pausenspaziergang machen, Kinder, dann reden wir von den Fischen und den „Rohrköpfen“ und schauen ihnen lange beim Bächlein zu. Da freuen sie sich schon auf den nächsten Pausenspaziergang. Nun sind wir richtig in der „Bühlen“. Das ist ein kleiner Tannenwald mit einem allerliebsten Weglein mitten hindurch, einer kleinen Ruhebank und genug Nasenplatz für die Kinder. Wenn wir unsern Weg bis dahin rasch

gegangen sind haben wir genug Frist, hier ein wenig zu turnen, ein andermal eine Waldgeschichte zu erzählen und wieder ein andermal ein oder gar zwei Wald- oder Vogelliedchen zu singen. Freudig marschieren wir wieder schulzu, und siehe — wenn wir kommen ist unser Schulzimmer voll Sonne, und wir schaffen dort so gerne.

Fast zu Anfang meines Referates sagte ich, in unseres lieben Herrgoths Garten wachsen allerlei Pflänzchen, auch stachlige oder solche mit üblem Geruch. Aber allen gibt der Schöpfer ihr gut Teil Sonne. Die stachlichen Pflänzchen und die mit dem übeln Beigeschmack, das sind jene Kinder, bei denen wir uns zwingen müssen, ihnen Wohlwollen und wahre Lehrerliebe entgegenzubringen. Es sind jene Kinder, die schlechte Gewohnheiten oder üble Charaktereigenschaften mit zur Schule bringen. Es geht nicht anders, wir stecken uns zuweilen oder bekommen eine Nase voll des übeln Geruches mit; denn wir dürfen diese Pflänzchen nicht unbeachtet im Schatten stehen lassen; wir müssen sie beschneiden und pflegen und vor allem an die Sonne rütteln, an die Sonne wahrer Lehrerliebe. Mahnen und, wenn es sein muß, strafen, gewiß — das Höchste aber ist die Liebe. Ich denke hier an ein Erlebnis, das ich zwar nicht in der eigenen Schule machte, das ich aber von einem Religionslehrer persönlich erzählen hörte. Der betreffende Herr hatte eine neue Klasse anzutreten. Er werde harde Arbeit haben, sagte man ihm; denn die Klasse sei eine Bande loser Rangen. Der Schlimmste aber sei der, ein Buchthausbube, ein vierschrötiger Karrenaul und ein Bandensführer, wenn es gelte, einen bösen Streich auszuführen. Nette Aussichten! — hat sich der Herr gesagt, aber den Buchthausbuben willst du vor allen lieb haben. Und das habe er treu durchgeführt, und aus dieser stachlichen und übelriechenden Menschenpflanze sei in der Früh langer Wochen ein braver, dankbarer und fleißiger Schüler geworden. Solche aber gibt es in jeder Schule, wenn auch nicht immer in der Stärke dieser ersten Aussage. (Fortsetzung folgt.)

Völkschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert
von einer Kommission attiver Lehrer

Einlendungen an
Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen D

Inhalt: Goldene Schlüssel — Der Prophet Jonas — Lacht die Sonne herein.

Goldene Schlüssel

J. Zingg, St. Gallen D (Schluß)

Das Landvölk sieht im Nichtgrühen und in achtlosem, kalten Vorübergehen eine Rücksichtlosigkeit, ein Überheben oder gar eine Beleidigung von Seiten eines dünkelhaften, hochnasigen Fremdlings. Einem Lehrer, dem Erzieher der Kinder zu Höflichkeit und Anstand, würde es solche Tatklosigkeit noch übler deuten und nie vergessen.

Ganz ähnlich will es seine uralten schönen Bräuche geehrt sehen, jedem Spöttler und Verächter derselben tritt es zum vornehmerein verschlossen und feindlich gegenüber. Mit vollem Recht hält es an ehrwürdiger Sittlichkeit fest, und es darf auf Schonung und Achtung rechnen.

Das alles bedenke, falls du, lieber Freund, in falschem Stolz und Wahne dich betrören lassen wolltest, solch bodenständige Kulturwerte als Rückständigkeit zu behandeln, weil du in neuzeitlichen Verhältnissen aufgewachsen, sie gar nicht zu schätzen weißt. Du wärest übel beraten und verschlöstest dir selber zum eigenen Schaden die Herzen.

Der Jugendfürsorge leihde deine Kräfte! Berate Jünglinge und Jungfrauen und ihre Eltern bei der Berufswahl. Du bist in der glücklichen Lage, sie während mehreren Jahren kennenzulernen zu haben. Deine Ratschläge finden gerne Beachtung und Gehör, und noch nach Jahren blüht in den Herzen glücklicher, tüchtiger Handwerker und Kaufleute u. a. m. stille Dankbarkeit dem Jugendfreund, dem Lehrer, dem sie das Glück eines guten Berufes verdanken.

Jugendschule, ein scheinbar wenig dankbares Arbeitsfeld für den Lehrer! Hat aber nicht der Heiland selbst die verlorenen Schäflein aufgesucht und sie mit Hirtenliebe vollkommenster Art betreut. Und du, katholischer Lehrer, wolltest zurückstehen, wo es gilt, verwahrloste Kinder in gute Erziehung zu geben, Gefallenen Berater u. Schutzpatron zu sein? Solche Liebesdienste vergilt dir Gott an deinen eigenen Kindern überreich, ein ewi-

ger Lohn wartet deiner am Sterbetag. Es gibt Erziehungsvereine, in denen gerade Lehrer vorbildlich wirken und Großes leisten. Wie muß Jesus, der göttliche Kinderfreund, an solcher edler Gesinnung und helfender Liebe Freude haben!

Kinder aufsicht, Vorbeter- u. Organisten sind ebenst. Sie alle erheischen große Opfer an Zeit Arbeit u. Geduld. Aber sie führen dich dem Volke näher und näher und knüpfen Fäden und festigen Bande tausendsfacher Art der Liebe u. Achtung. Und sind Kirchendienste nicht direkte Apostelämter, vom Heiland selbst angewiesen und übertragen? In einem idealen Lehrerherzen finden sie kräftigen Anklang. Was kann es denn Verdienstlicheres geben, als an Seite des Priesters Jugend und Volk für Gott zu gewinnen und seinen Segen mit ihm gemeinsam sich zu erschleben?

Leider, leider erlöscht falsch verstandene Freiheit die Freude an solch idealer gottgesegneter Arbeit, und oft zum Schaden des Lehrers und der Gemeinde. Es kommt nicht von ungefähr, daß Chorleiter, Organisten und Vorbeter immer schwerer zu finden sind, und katholische Gemeinden oft in rechte Verlegenheit kommen. Katholische Lehrer, daß stelle dich freudig zur Verfügung!

Armenverein, Krankenkasse. Auch das leibliche Wohl der Gemeindeangehörigen liegt dem guten Lehrer am Herzen. Bedürftige, kränkliche Kinder deiner Schule lassen dich oft tief in menschliche Not blicken. Als geachtete Person findest du leichter Mittel und Wege, dem Elend zu steuern. Tu' es, lieber Freund, sei ein Vater den Armen und Bedrängten. Rate zum Eintritt in gute Krankenkassen! Hilf solche gründen und ausbauen! Manche Familie, die sonst durch Krankheit ihres Ernährers in schlimmste Not geraten wäre, wird dir und der Institution zeitlebens dankbar sein für die rasche und ausreichende Unterstützung und Hilfe.

Sparfasse, Versicherung. Vielerorts haben Lehrer Schulsparkassen gründen helfen und große Mitarbeit an deren Führung geleistet. Mit welcher Freude wurden später bei Bedarf für Lehrergeld, Aussteuer und ähnlichen Auslagen die prächtig angewachsenen Sämmchen abgehoben. Für viele blieb angewöhlte Sparsamkeit zeitlebens eine Quelle reichen Glücks. Wie viel Segen strömt aus einer einzigen solcher Institution!

Vergnügst du über freie Zeit und Organisations-talent, hier tragen sie Zinsen, die Rost nicht verzehrt. Auch die Versicherungen können Gutes wirken, wenn beim Abschluß die finanziellen Kräfte des Versicherungsnehmers sorgfältig abgewogen werden. Eine große Verantwortung ziehen sich aber jene gewissenlosen Überredungskünstler zu, die Arglose, Unerfahrene ins Unglück führen.

Freudige, gesellige Anlässe. Ob der Lehrer in Gesellschaft gehen und zur guten Unterhaltung mithelfen soll, fragt sich mancher. Erlaubt es Zeit und Eignung, wohlan, du kannst dem Volke edle Freude bereiten, viel Kitsches und Schlechtes von ihm fern halten. Weiß ich Konzert, Theater in die Hände des Lehrers gelegt, so freue ich mich, denn dann habe ich Gewissheit, daß gesunde Rost geboten wird. Es ist ja wahr, viel aufreibende Arbeit erfordert's, aber du sammelst damit ein kostbares Kapital.

Was soll ich sie noch weiter aufzählen, die vielen Gelegenheiten, dem Volke in seelischen, geistigen und leiblichen Nöten beizustehen oder noch besser durch Fürsorge solche fernzuhalten! Ich will nur nennen Wohnungsfürsorge, Raiffeisenkassen, Versorgung der Gemeinden mit gutem Trinkwasser,

Gas, elektrischem Licht und Kraft. Sie alle bieten dem Lehrer Gelegenheit, echte, werktätige Nächstenliebe zu üben. Ein Lehrer, der in Taten dem Volke beisteht, sichert sich ein gutes Plätzchen in dessen Herzen. Sein Andenken wird noch nach Jahren im Segen stehen, und der Vergelteter alles Guten wird den mitgebrachten Schatz guter Werke königlich lohnen.

Sieh, ein Bund goldener Schlüssel in der Hand des mit dem geplagten Volke mitführenden, initiativen und hilfsbereiten Lehrers! Sag an, ist es nicht so? Schauen wir uns rund um im Schweizerland. Wir finden, Gott sei Dank, Hunderte und Hunderte von Lehrern, die diese goldenen Schlüssel zu gebrauchen verstehen. Sie sind es, die durch ihre selbstlose Arbeit zum Wohle des Volkes den Lehrerstand heben. Solange dieser Geist in unsern Reihen lebendig ist, bleibt der Lehrer geliebt und geachtet. Sind aber in den letztern Jahren nicht Erscheinungen zu registrieren gewesen, die als wahre Krebs-schäden am sonst gesunden Stamm sich erweisen? Lebhaftiger Sport verdrängt obgenannte Arbeiten für's Volkswohl, und ein schon gegeißelter Egoismus hat sich bereits tief in unsere Reihen eingefressen und droht weitere Kreise unheilvoll zu erfassen. Darum wollte ich einmal selbstlosem, gottgewolltem Guttun einen Dankeskrantz winden, der nackten, kalten Selbstliebe den Kampf ansetzen und allen einen Spiegel vorhalten.

Wie strahlen hell die Wohltaten Gutgesinnter und Pflichtgetreuer! Unsere Kraft, also der lieben Jugend und dem Wohle des Volkes! In diesem Sinne ins Jahr 1926!

Der Prophet Jonas

Ausgeführte Bibellektion, als Missionslektion verwendbar

1. Vorbereitung.

Das Reich Israel fiel gar oft in Abgötterei. Gott sandte ihnen Propheten. Sie mußten das Volk wiederum zu Gott zurückführen. Wir kennen den Propheten Elias und den Propheten Eliäs. Doch sehen wir schon bei diesen Männern, daß sie nicht bloß zu den Israeliten, sondern auch zu den Heiden gesandt wurden. Als Elias von Achab verfolgt war, nahm ihn die heidnische Witwe von Sarepta liebevoll auf. Er erweckte sogar ihren toten Sohn wieder zum Leben. Der heilige Augustin erblickt in der Erweckung des toten Knaben bei Witwe ein Bild der geistigen Erweckung der Heidenwelt durch Christus und die Kraft der heiligsten Dreifaltigkeit. Ebenso heilte der Prophet Eliäs Naaman, den Syrier, vom Aussaße. Der Heiland selber wirft den Juden ihren Unglauben vor mit den Worten: „Zur Zeit des Propheten Elias gab

es in Israel viele Witwen, aber zu keiner war Elias gesandt, sondern zu einer Witwe nach Sarepta in der Landschaft Sidon. Auch zur Zeit des Propheten Eliäs gab es viele Aussäjige in Israel, aber keiner wurde geheilt, sondern Naaman, der Syrier.“ Wir sehen daher, daß Gott schon im alten Bunde die Heiden keineswegs ihrem Schicksale überließ, sondern sie durch seine Vorsehung leitete und sie bekehren und zur Erkenntnis der Wahrheit führen wollte. Noch mehr aber erkennen wir den Heils-willen Gottes an den Heiden in der Sendung des Propheten Jonas.

Ziel.

Jonas wird in die heidnische Hauptstadt Ninive gesandt, damit er den Niniviten Buße predige und sie zum allein wahren Gottes zurückführe. Wir wollen sehen wie Jonas seinen Auftrag ausführte.

2. Darbietung.

Als der Prophet Elijäus gestorben war, da sprach Gott zu Jonas: „Mache dich auf und gehe nach Ninive und predige dort Buße; denn die Bosheit der Stadt schreit zu mir um Rache.“ Ninive, die Hauptstadt des assyrischen Reiches zählte damals 600,000—700,000 Einwohner. Jonas hätte es lieber gesehen, wenn die Stadt untergegangen wäre. Er war deshalb ungehorsam gegen Gott und ging nicht nach Ninive, sondern bestieg ein Schiff, das nach Spanien fuhr.

Aber der Allmacht Gottes kann niemand entfliehen. Als Jonas auf dem Schiffe war, da sandte Gott einen heftigen Sturm, und das Schiff war nahe daran, unterzugehen. Auf dem Schiffe waren auch Heiden. Sie hatten eine große Angst und riefen ihre Götzen an, allein sie wurden nicht erhört. Im Gegenteil, der Sturm wütete noch heftiger als zuvor. Da sprachen sie zu einander: „Läkt und das Los werfen, um zu erfahren, wer an diesem Unglücke schuld ist.“ Das Los fiel auf Jonas. Nun regte sich sein böses Gewissen. Er bekannte seinen Ungehorsam gegen Gott und sprach: „Werset mich ins Meer, denn ich weiß, daß um meinetwegen dieser Sturm über euch gekommen ist.“ Da packten ihn die Männer, warfen ihn ins Meer, und der Sturm hörte auf.

Gott der Herr ließ einen ungeheuren Fisch kommen. Dieser verschlang den Jonas. Drei Tage und drei Nächte blieb Jonas im Bauche des Fisches und betete zu Gott um Hilfe. Sein Gebet wurde erhört. Auf Gottes Befehl spie ihn der Fisch wieder ans Land.

Nun begab sich Jonas nach Ninive und rief: Nach 40 Tagen wird die Stadt untergehen. Da zogen die Einwohner Bußkleider an und fasteten. Auch der König zog ein Bußkleid an, bestreute sich mit Asche und ließ in der ganzen Stadt ausrufen: „Ein jeder soll umkehren von seinen bösen Wegen, vielleicht verzeiht uns der Herr, so daß wir nicht umkommen.“ Als Gott sah, daß die Bewohner von Ninive Buße taten, erbarmte er sich und wandte das angedrohte Übel ab.

Jonas hatte sich außerhalb der Stadt in seine Hütte hineingesetzt, um zu sehen, was der Stadt geschehen würde. Als Gott dieselbe verschonte, wurde er höchst verdrießlich. Da ließ Gott über dem Haupte des Propheten ein Epheugewächs aufgehen, das im Schatten gab. Darüber war Jonas sehr erfreut. Am andern Tage aber ließ Gott einen Wurm kommen. Dieser nagte am Epheugewächs und es verdorrte. Jetzt brannte die Sonne auf das Haupt des Propheten, so daß er fast verschmachtete. Aus lauter Verdrüß wünschte er zu sterben. Da sprach Gott zu ihm: „Du betrübst dich wegen eines Gewächses, mit welchem du keine Mühe gehabt hast

und das über Nacht entstanden und verdorrt ist. Und ich sollte kein Mitleid haben mit Ninive, der großen Stadt, in welcher mehr als 120,000 Menschen sind, die den Unterschied von rechts und links nicht kennen, und so viele Tiere?“

3. Erklärung.

a) Gott ist allmächtig. Wem wollte der Prophet entfliehen? Warum ist er ungehorsam gegen Gott? Warum ist er mutlos und traurig? Fürchtet er die weite Reise? Oder weiß er nicht, wie man in der Großstadt predigen soll? Da die Bosheit der 600,000—700,000 Niniviten möchte ihn wohl mit Schrecken erfüllt haben. Er möchte wohl denken: Wenn die Propheten von den Juden vertrieben worden sind, wie werden sie die Heiden aufnehmen? Er möchte wohl denken, der König der heidnischen Stadt könnte ihn verfolgen, wie Achab den Elias verfolgte. Er vergißt, daß Gott allmächtig ist und daß Gott selbst ihm den Auftrag gegeben hat. Er vergißt, daß Gott der Vater aller Menschen ist und als ein liebvollem Vater alle Menschen retten will.

Jonas sollte die Allmacht Gottes erfahren. Er konnte dem Herrn nicht entfliehen. Der Sturm erreichte ihn. Durch seine Allmacht hat Gott die Geschichte auf dem Schiffe so geleitet, daß das Los auf Jonas fiel. Gott hat den Propheten im Bauche des Fisches wunderbar erhalten. Durch göttliche Fügung spie ihn der Fisch ans Land.

b) Gott ist barmherzig. Gottes Barmherzigkeit zeigt sich hier in der Aenderung der Ge- sinnung bei den Niniviten. Wann hat ein Prophet, ein Priester, ein Missionär mit einer so kurzen Predigt einen so gewaltigen Erfolg gehabt? Namentlich haben die 120,000 Kinder, die wohl die Erbsünde, aber keine persönlichen Sünden hatten, Gott Gelegenheit geboten, seine unendliche Barmherzigkeit allen Menschen zu zeigen.

Gottes Barmherzigkeit ist an den Heiden ebenso unendlich wie bei den Juden. Über saget einmal, wer ist in der Parabel vom verlorenen Sohne zu verstehen? Welches ist der jüngere Sohn, der fortgeht in die Fremde, sein ganzes Vermögen verschwendet und dann vom Vater so liebevoll aufgenommen wird? Das sind die Heiden, die beim Turmbau zu Babel sich von Gott trennten und in unsäglichem Elend, in alle Laster verstrickt, den Erlöser der Welt erwarteten. Mit dem Erscheinen des Gottessohnes auf dieser Erde ist eine Veränderung eingetreten. Der Vater ist ihnen entgegengegangen. Sie sind millionenweise in die Kirche Gottes eingetreten, während die Juden nur in kleiner Anzahl das Reich Gottes annahmen. Der himmlische Vater setzte seinen verlorenen Sohn wieder in die frühere Rechte ein. Möchte doch der Tag bald anbrechen, an dem der himmlische Vater den Heiden

die ganze Sündenschuld, die Erbsünde und alle andern Sünden nachläßt und sie einführt in seine große Rettungsanstalt, die katholische Kirche. Möchte den Missionären, die Japan, Indien und China besuchen, ein solch gewaltiger Erfolg beschieden sein wie dem Propheten Jonas in Ninive.

Dass Jesus Christus die Heiden so gut wie die Juden retten will, geht hervor aus jenem Lobe, das er dem heidnischen Hauptmann, der ihn um die Heilung seines kranken Knechtes bittet, spendet. Dort sagt nämlich der Heiland zu denen, die ihm folgten: „Wahrlich, einen so großen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden.“ So oft die heilige Kommunion ausgeteilt wird, werden wir beschämt durch den Glauben dieses Mannes. Denn die Kirche wiederholt seine Worte, indem sie spricht: „O Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehest unter mein

Dach, sondern sprich nur ein Wort, so wird gesund mein Knecht (meine Seele).“ Wer kann da noch zweifeln, daß Gott seine Barmherzigkeit den Juden und den Heiden kundtun will.

Jonas selbst glaubte nicht an die Barmherzigkeit Gottes der heidnischen Stadt Ninive gegenüber. Deshalb saß er vor der Stadt und wollte warten, bis die Stadt untergehe. So gibt es heute viele Katholiken, in denen der Glaube an die Barmherzigkeit Gottes gegen die Heiden nicht lebendig ist. Daher geben sie keine Almosen für die Bekehrung der Heiden, sie beten nicht für die Bekehrung derselben, sie hören nicht auf Papst Benedict XV., der ausdrücklich verlangt, daß alle Katholiken am Werke der Heidenbekehrung teilnehmen sollen.

(Schluß folgt.)

Laßt die Sonne herein!

Von Blanka Böslart, Niederwil (St. Gallen) (Forts.)

Es gibt auch Pflänzchen im schlichten Feldblumengewand. Keine mehr als diese stellt der liebe Herrgott an die wärmste Sonne. Sie wissen, die Feldblumen sind die Armeleutefinder. Also ihnen besonders viel Sonne warmer Lehrerliebe! Sie bitten dich auch gleichsam darum; denn wie oft finden sie zu Hause nur laren Sonnenblick! Es gibt Kinder armer Leute, die haben Vergleiche gemacht zwischen sich und den Kindern der Reichen, und sie leiden unter ihrer Armut. Was nun? Uns Lehrern ist es gegeben, solch Kinderleid zu heilen und statt Gram eitel Sonnenschein ins Kinderherz zu zaubern. Da erzählen wir vom lieben Christkind — es ist ja gerade zur Weihnachtszeit, da dem Kinde die Armut besonders schwer zu ertragen scheint — vom lieben Christkindlein im kalten Stall auf hartem Stroh im Futterkripplein. Rein aus Liebe zu den armen Menschen wollte es selber arm, so arm sein. Es ist eine große Ehre, arm zu sein! Siehst du das Freudenlichtlein, das im Auge des Armeleutekindes aufgeht? Das reiche Kind wird dem armen Kinde durch das Jesuskind verbunden; denn nun achtet es die Armut, und es gönnt dem armen Kinde sein Plätzchen an der Sonne. Nur nie ein Kind wegen seiner Armut und dem Nichtbegabtheit verachten!

Ich muß mich da immer wieder eines Wortes entsinnen, das ich aus dem Munde eines armen alten Mannes hörte. Es war an einem Abend des vergangenen Frühjahrs. Ich suchte droben im Dorfe zwei alte Leutchen auf. Es war schon ziemlich dunkel, und ihr Haus war ein Hinterhaus der Armut. So dauerte es lange, bis ich endlich im richtigen Hause war. Ich mußte bis unter das Dach steigen, da fand ich sie. Es war tiefe Dämmerung in der Stube. Wozu ein Licht? Der Mann war

blind, und das Fräulein, eine Wäschnerin, war sich all' die Jahre her gewohnt, ihre Abendruhe ohne Licht mit ihrem Manne zu teilen. Ich grüßte und legte mit ein paar freundlichen Worten auf den Tisch, was ich zu bringen hatte und wollte dann gehen. Da hielten sie mich zurück. Ich sollte dem greisen Blinden wohl eine seiner vielen Dämmerstunden verkürzen, und das Fräulein nötigte mich, auf der Ofenbank Platz zu nehmen. Wer kann denn alten Leutchen eine Bitte abschlagen? Ich blieb also. Die beiden erzählten von ihrem verstorbenen Sohne; er war ein einstiger Schüler meines Vaters. Sie erinnerten sich gerne daran; denn weil er fleißig und sehr brav war, war er stets ein Lieblingsschüler meines Vaters. Als ich sagte, daß ich auch den schönen Beruf meines Vaters habe, da wurde der blinde Greis ganz seltsam, fast seierlich. Sein Silberhaar fiel ihm in langen Strähnen über Scheitel und Gesicht. Mir war ganz eigen. Da singt er an, langsam und — ich kann nicht anders sagen — fast prophetisch: Fräulein, dann haben Sie einen schönen, heiligen Beruf. Aber verachteten Sie in Ihrem Leben nie ein Kind. Ich selber, so sagte er, habe es in meinen Kindersjahren gespürt, wie sehr Verachtung wehe tut. Dekan Ruggle, dessen Worte heute noch in meiner Seele leben, als hätte ich sie erst gestern gehört, sagte einmal: „Kinder, die von ihrem Lehrer verachtet wurden, werden es noch wissen, auch wenn sie Greis geworden sind.“ Als ich ging, war es draußen finster. In meiner Seele aber brannte es, und es brannte sich tief ein: Du wirst jenen Schüler, der dir durch seine unangenehmen Charaktereigenschaften soviel Enttäuschung bereitet, nie mehr verachten! —

(Schluß folgt.)

Wolfschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert:
von einer Kommission aktiver Lehrer

Einendungen an
Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen D

Inhalt: Die Repetenten-Frage — Der Prophet Jonas — Laßt die Sonne herein — Zum Nachdenken.

Zur Repetentenfrage

Von Joh. Schöbi, Gossau

Es besteht kein Zweifel, die Ansichten über das Steigen- oder Sizierenlassen von schwächeren Schülern gehen in den Kreisen der Lehrerschaft weit auseinander. Es gibt Kollegen, die rücksichtsloses Ausscheiden der Minderwertigen wünschen, andere, die sich mit einem etwas sanfteren Maßstab begnügen und wieder solche, die eigentlich alles mitgehen lassen. Es wird unbedingt einige Abklärung bringen, wenn wir zum voraus untersuchen, wo die einzelnen Lehrer in dieser Frage stehen und nach den Gründen forschen, die sie zu ihrer Stellungnahme bewegen. Offensichtlich ist es, daß mancher von der Klasse, in der er unterrichtet, beeinflußt wird. Lehrer der Elementarklassen werden für vermehrtes Steigenlassen sein, Lehrer der Mittelstufe werden sich dieser Frage gegenüber am neutralsten verhalten, und jene der oberen Klassen sind meist im Lager derjenigen zu suchen, die einen recht scharfen Maßstab angewandt wissen möchten. Diese interessante Einstellung der verschiedenen Lehrkräfte gibt in der Beantwortung der Hauptfrage wichtige Anhaltspunkte, sie erweckt den Eindruck, daß in dieser Erscheinung subjektive Momente mitwirken und daß es unter dem Druck dieser Vorurteile schwer halten wird, sich objektiv zu binden.

Der Standpunkt der einzelnen Kollegen ist durchaus zu begreifen. Der „Unterlehrer“ sehnt sich darnach, seine Sorgenkinder einmal abschieben zu können, und dem „Oberlehrer“ ist es daran gelegen, sie nicht zu erhalten. Mir fehlt das Verständnis für diese Auffassung sicher nicht, doch zweifle ich an ihrer Berechtigung bei der Beurteilung dieser Frage. Nicht ob es diesem oder jenem diene, ob es einen Jüngern oder Eltern belaste, darf von ausschlaggebendem Einfluß sein, sondern die objektive Feststellung, auf welche Weise dem Kinde am meisten gegeben werden kann.

Sind Förderklassen vorhanden, ist die Antwort bald gefunden, dann gehört ein Schüler, der der Klasse nicht oder nur sehr schwer zu folgen vermag, in Spezialabteilungen. Diese Lösung ist für Schule, Schüler und Lehrer die einzige fruchtbringende und verdient in erster Linie versuchten zu werden. Wenn aber keine Förderklassen bestehen und keine Schwachsinnigenabteilungen geschaffen werden können, was dann?

Denken wir uns in die Lage des Kindes. Die Schule ist die Wegbereiterin für das Leben, ein gewisses Maß von Kenntnissen ist jedem nötig, und wir haben die Pflicht, es zu vermitteln. Ein Schüler, der nun periodisch sitzen bleibt, es vielleicht nur in die 3. oder 4. Klasse bringt, wird niemals fürs Leben so viel mitbekommen, daß er überhaupt etwas Erstrebbares damit anzufangen vermag. Noch mehr, das bisschen Kraft und Aufwärtstrieb, das im Kleinen noch schlummerte, wird immer mehr erstickt. Es ist einzusehen, daß all die Zurücksetzungen ungemein hemmend wirken, das Selbstvertrauen schwindet, und was noch Gutes vorhanden war, wird radikal zerstört. Wehe dem Kleinen hauptsächlich dann, wenn er einseitig begabt ist. Es sind Aussprüche größter Geister über die Schule bekannt, die nicht besonders schmeichelhaft lauten, es handelt sich um Männer, die ein einseitiges, ausgesprochenes Talent aufwiesen, das in der Schule nicht ausgenutzt werden konnte, weil die Schule, die Normalschule, Normalmenschen braucht und keinen Platz für Unterbegabte, vielleicht auch keinen für Genies besitzt. Es kann nicht bestritten werden, daß ein nicht allseitig Begabter schwer mit einer Klasse kommt, daß er Gefahr läuft, abgeschoben zu werden und daß mancher hervorragend aber einseitig veranlagte Geist in den Mäschinen des Promotionsnebels hängen blieb.

Wird die Frage des Steigenlassens vom Standpunkte des Schwachen beurteilt, so kann die Ant-

wort nur lauten: wenn ein Schüler noch in irgend einem wesentlichen Fache nachzukommen vermag, ist er mitzunehmen. Nun höre ich einwenden: Um einiger Ausnahmefälle willen ist eine allzu große Weichherzigkeit doch nicht berechtigt, und wie mancher Schüler atmet auf, wenn er wieder etwas verschlafen kann und nicht immer vorwärts gehezt wird. Es mag sein, daß in vielen Schulen gehezt werden muß, zum lebensvollen Schulunterricht gehört das Hezen nicht. Doch wollte ich immer noch lieber gehezt als gebrandmarkt werden. Noch einmal: die Fälle, wo das Sizzenbleiben einen auf die Beine brachten, sind bald gezählt, unermeslich ist aber die Zahl jener, denen das Sizzenbleiben die Freude am Aufstieg für immer zerstörte. Eine unerhörte Gleichgültigkeit reißt ein, der Delinquent wird apathisch, und in der Regel wird der Schen gebliebene stets den würdigen Schluß einer Klasse markieren. Wenn ich eine neue Klasse übernehme, sie von einem Kollegen erhalten habe und da auch noch einen Schwächeren mitschlüpfen läßt, fürchte ich diesen doch nicht so, wie den Repetenten des schärfer tagierenden Lehrers. Dort ist immerhin noch Wille zur Arbeit, hier Resignation. In höheren Schulen sind Fälle von Selbstmord nach verweigerter Promotion nicht selten; wieviel Seelenqual muß einem solchen Schritte vorangegangen sein! Leider unterschätzen wir bei unsren Kleinen dieses Moment, sonst wäre es niemals möglich, daß man fast leichtfertig zurückversetzte; sondern man riskierte diesen Schritt nur nach reiflichstem

Überlegen, nach dem Versagen aller Mittel und in allen Fächern und nach einer gründlichen Aussprache mit dem Elternhaus.

Einverstanden! Aber wir sind zu gewissen Rücksichten dem guten Schüler gegenüber verpflichtet. Auch meinerseits zugegeben, aber sind wir dem guten Schüler wirklich so viel schuldig. Niemand kann verlangen, daß wir nun mit ihm vorwärts reiten, derweil wir die andern zurücklassen. Was wir ihm geben müssen, ist eine Normalgrundlage, und wenn der Schüler wirklich so gut ist, wird er sich diese leicht erwerben, wenn sich auch der Lehrer etwas mehr mit dem Nachhinkenden abgibt, zum kleinen Schaden für den Überbegabten. Vielleicht ist sogar gut so. Ist nicht manchem Büschchen, das nur Vorreiter sein durfte, das Kämmchen derart geschwollen, daß es in oben Schulen unerklärlich versagte? Hätte man es weniger ziehen lassen, es wäre weiter gekommen, weniger selbstbewußt oder frech geworden, und gleichzeitig hätte man noch dem Armen, Schwachen etwas geben können. Drum, was ist besser, wenn wir in einer unleugbaren Gewissenlosigkeit mit einer Elite Recordleistungen zu erreichen suchen, um uns leichter einen hervorragenden Anstrich geben zu können, dabei strupelloß den schon Bedauernswerten abstözen oder hie und da einen nicht Vollwertigen mitschleppen, uns dabei eine große Last aufzürden und dazu weniger leistungsfähig scheinen!

(Schluß folgt).

Der Prophet Jonas

Ausgeführte Bibellektion, als Missionslektion verwendbar (Schluß)

Gott zeigt den Niniviten seine Barmherzigkeit trotz der Wiederspenstigkeit des Propheten Jonas. Ja, der liebe Gott ist im alten Testamente in seiner Barmherzigkeit gegen die Heiden noch weiter gegangen. Er hat aus ihrer Mitte sogar einen Propheten, den Prophet Balam erwählt.

c) Gott ist unveränderlich. Was heißt Gott ist unveränderlich? Fr. 22. Gott ist unveränderlich heißt: Gott ändert sich nicht, sondern bleibt ewig derselbe. Es könnte scheinen, daß Gott zuerst den Untergang der Stadt androhte und nachher dieselbe verschonte. Der hl. Hieronymus antwortet hierauf: „Gott hat nicht seinen Ratschluß, sondern die Menschen ihre Taten geändert. Denn Gottes Ratschluß war es von Anfang an, sich zu erbarmen, und er kündete die Strafe an, weil er sich erbarmen wollte.“ Da Gott immer bereit ist, sich zu erbarmen, wenn der Mensch sich nur bekehrt, so muß man zur Drohung „Ninive geht unter“ den selbstverständlichen Zusatz hinzudenken, „wenn es sich nicht bekehrt.“ Gerade deshalb hat Gott die Strafe angedroht, damit die Niniviten sich bekehrt

ten und damit seine Barmherzigkeit die von der Gerechtigkeit angedrohte Strafe erlassen konnte.

d) Wie der Heiland von dem heidnischen Hauptmann sagen konnte: „Wahrlich, einen solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden“, so konnte Jonas von den Niniviten sagen: Noch nie ist mit einer so kurzen Predigt ein so gewaltiger Erfolg erzielt worden. Wie Elias von Achab vertrieben, aber von der heidnischen Witwe von Sarepta aufgenommen wurde, so ist der Prophet Jonas von der heidnischen Hauptstadt Assyriens aufgenommen worden.

e) Nicht weniger als den Glauben bewundern wir die Bußfertigkeit der Niniviten. Beten, Fasten und Almosengeben sind die haupthäufigsten guten Werke. Niniviten wählten das beschwerlichste, aber das Gott wohlgefälligste. Werden nicht viele Katholiken, die am Freitag Fleisch essen, durch das Beispiel dieser Heiden beschämmt?

f) Jonas tat auf andere Weise Buße. Er hatte gesündigt, weil er sich weigerte, den Auftrag Gottes zu vollziehen. Er erkannte seine Sünde, bereute sie

und war bereit, als Buße für dieselbe die Strafe des Ertrinkens zu leiden. Seine Bekleidung war eine aufrichtige. Denn nach seiner wunderbaren Rettung machte er sich sogleich auf nach Ninive. Jonas ist nicht bloß deshalb ein Vorbild Christi, weil er drei Tage und drei Nächte im Bauche des Fisches ruhte, sondern auch deswegen, weil er zu den Juden und Heiden gesandt war, wie auch Jesus Christus bei seiner Geburt sich den Juden und Heiden geoffenbart hat.

Jonas bot sich freiwillig dem Tode dar, um Gottes Zorn zu besänftigen und seine Gefährten zu retten. Jesus Christus ging freiwillig in den Tod, sowohl für die Juden als auch für die Heiden, weil beide in gleicher Weise erlössungsbedürftig waren.

4. Zusammenfassung.

Welche Propheten haben wir bis jetzt kennen gelernt? Zu wem war Elias gesandt? Wen hat Eliaus geheilt? Zu wem war Jonas gesandt? Wie viele Einwohner mochte damals Ninive zählen? Wie hat Jonas Gottes Befehl ausgeführt? Warum wollte er dem Herrn entfliehen? Er dachte, seine Predigt in der heidnischen Hauptstadt habe keinen Erfolg. Jonas selbst glaubte nicht, daß Gott den Bewohnern von Ninive Barmherzigkeit erweise. Woran erkennen wir den Unglauben des Jonas? Er wollte vor der Stadt warten, bis sie untergehe. Warum hat sich der liebe Gott dennoch der Niniviten erbarmt? Weil es dort ungefähr 120,000 Kinder unter 7 Jahren gab. In welcher Parabel wird uns die Größe der Barmherzigkeit Gottes am besten gekennzeichnet? In der Parabel vom verlorenen Sohn. Wer kann unter dem verlorenen Sohn verstanden werden? Die Heiden, die beim Turmbau zu Babel Gott verliehen, in die schändlichsten Sünden und Laster fielen. Der Heiland bezeichnet die Heiden als die Erstberufenen im Reiche Gottes, während der Hausvater in der Parabel von den „bösen Winzern“ kommt, diese umbringt und den Weinberg andern gibt.

Wie haben die Bewohner von Ninive die Predigt des Jonas aufgenommen? Gläubig und bußfertig. Die Juden haben die Propheten vielfach verfolgt und getötet. Der Heiland selber sagt bei Evangelisten Mathäus 23. Kap. 24. und folgende Verse: „Jerusalem, Jerusalem, die du die Prophetenmordest und steinigest die, welche zu dir gesandt worden sind, wie oft wollte ich deine Kinder versammeln, wie eine Henne ihre Küchlein versammelt, du aber hast nicht gewollt!“ Welch ein herrliches Gegenbild haben wir in der Aufnahme des Propheten Jonas in Ninive. Kann Gott seine Pläne ändern? Nein. Gott ist unveränderlich. Wie ist Jonas ein Vorbild Christi? Er blieb drei Tage und drei Nächte im Bauche des Fisches, und

Jesus ruhte drei Tage und drei Nächte im Grabe. Jonas bot sich freiwillig zur Sühne an für seine Sünden. Jesus Christus ist für die Sünden aller Menschen gestorben. Jonas war zu den Juden und den Heiden gesandt. Jesus Christus ist bei seiner Geburt den Juden und den Heiden erschienen und ist für die Juden und die Heiden in gleicher Weise gestorben.

5. Anwendung.

Gott will, daß alle Menschen selig werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen. 1. Brief an den Tim. 4. K. 10. V.

Christus ist die Versöhnung für unsere Sünden, doch nicht allein für die unfrüchten, sondern für die Sünden der ganzen Welt. 1. B. Joh. 2, 2. Durch Jesus Christus haben wir beide (Juden und Heiden) in einem Geiste Zutritt zu dem Vater. Eph. 2. 18. Dieser Heils willen Gottes den Heiden gegenüber wird manchmal zu wenig betont. Wir sehen aber, daß Jesus Christus die Heiden keineswegs zurücksetzt oder gar von der Erlösung ausschließt. Im Gegenteil, der verlorene Sohn scheint dem andern noch bevorzugt zu werden. Auch jetzt will Gott, daß die 1000 Millionen Heiden, die den Erdkreis bevölkern, in den Schoß der kath. Kirche eintraten. Vieles ist zwar innert 50 Jahren geliehen. Die letzten Päpste haben in kurzer Zeit mehrere hundert Bistümer und apostolische Vikariate gegründet. Seit Kriegsschluß allein sind ungefähr 60 Bistümer und apostolische Vikariate gegründet worden. Das genügt aber noch nicht. In China, Indien, in Südwestafrika, in Centralafrika und in Australien gibt es heute heidnische Völker, welche die Missionäre mit ähnlichem Glauben und bußfertiger Gemüthsart aufnehmen würden, wie die Niniviten den Propheten Jonas aufnahmen. Aber der Papst hat keine Missionäre, die er ihnen senden kann. Deshalb sollt ihr täglich beten um Priesterberufe. Ihr sollt sobald als möglich dem Verein des hl. Apostel Petrus beitreten, indem ihr jährlich ein Almosen von einem Franken gebet, damit in Missionsländern einheimische Priester herangebildet werden können. Dieser Verein ist sehr wichtig und von den Päpsten dringend empfohlen. Ihr könnet selbst auch so kleine Missionäre sein. Wenn eines von euch einen reichen Vetter oder eine reiche Base hat, dann kann es ihnen sagen, sie sollen einen größeren Beitrag geben zur Heranbildung von Priestern in Missionsländern. Vergesst auch den Kindheit-Jesu-Verein nicht. Wenn der liebe Gott Mitleid hatte mit den kleinen Kindern von Ninive, die nicht getauft waren, dann hat er umso mehr Mitleid mit den Kindern der Heiden, die heute ohne hl. Tause sterben. Zum Danke für die Gnade der heiligen Tause sollt ihr flehentlich eure Hände zum Himmel erheben und zu Gott beten, nicht bloß, damit kein Kind kath.

Eltern ohne die hl. Taufe sterbe, sondern auch, damit kein Heidentod ohne das Sakrament der Wiedergeburt aus diesem Leben scheide. Durch die heilige Taufe seid ihr Kinder Gottes und Erben des Himmels, helfet durch Gebet und Almosen mit, daß auch

die Heiden, die den allein wahren Gott noch nicht kennen, durch euer Gebet und euere guten Werke zu diesem großen Glücke gelangen und so wie ihr Kinder Gottes und Erben des Himmels werden.

B. A., Pf.

Laßt die Sonne herein!

Von Blanka Boisart. Niederwil (St. Gallen) (Schluß)

Was nun noch mit der sein gepflegten Gartenblume oder gar dem Treibhauspflänzchen? Ja das Treibhauspflänzchen, es erträgt ja die volle warme Sonne gar nicht. Sie verstehen gut: Unsere Treibhauspflänzchen sind die Kinder jener Mütter die da meinen: „Ja, mein Kind ist halt wirklich so ganz anders, als die andern.“ Es ist so ganz eigen; man muß es erst lange studieren, um es zu verstehen und richtig zu beurteilen. Nein wirklich, es passt nicht unter den großen Haufen. Ja, ja, solche Treibhauspflänzchen gibt es bisweilen, besonders in den Schulen großer Ortschaften, und es ist auch wahr, solche Art kann uns abstoßen und nicht gefallen. Aber gönne solchen Menschenpflänzchen dennoch deine Sonne, nicht alle auf einmal, aber langsam immer mehr, daß es an Natürlichkeit erstarke und sich zuletzt mitten unter deine Feldblumen stellen läßt.

Und nun noch von einem Blümchen, einem ganz armen, das sein Köpfchen erdwärts senkt; denn es ist vom Wurme angefressen. Sie wissen es gut: ich meine jenes Kind, das traurig bekennen muß: „Meine Herzenslilie ist nicht mehr rein.“ Bei solchem Erkennen erschauerst du, und die

Freundlichkeit deiner Lehrersonne möchte sich verdüstern oder gar ganz zurückziehen. Dann aber wäre diese Menschenpflanze verloren. Laß hier die heilende Sonne deines Erbarmens scheinen. Richte das kostbeschmutzte Köpfchen aufwärts; d. h.: lenke die Gedanken des Kindes hinauf zu Höherem, sprich so wenig als möglich von dem, was die Blume beschmutzte; sei dieser Menschenpflanze ein Pfahl und eine Stütze; sei ein treuer Untergärtner des lieben Herrgotts, der nicht kargt mit seiner Sonne, und diese Pflanze wird erstarken und sicher einst zur Himmelsblume erblühen. Du hast dann wahre Heilandsarbeit geleistet, und von dir und von uns andern wird es einst heißen: Und sie führten sie zu Jesu.

Ja, uns Lehrern ist es gegeben, an der Sonne zu wirken. Und wenn, weil unser Beruf auch an Enttäuschung reich ist, uns einmal Mizmut und Verzagtheit beschleichen will, laß sie nicht auffommen, glaub fest an den guten Willen der Kinder und an die Kraft froher Sonnigkeit.

Dulde, gedulde dich mein,
über ein Stündlein
ist deine Kammer voll Sonne.

Zum Nachdenken

1. Alt werden.

Jedes von euch hat etwa alte Menschen um sich. Seid gut mit ihnen. Ich muß da an Nachbarskinder denken. Die haben ein „Groseli“, das hört fast nichts mehr. Einsam ist es aber nicht, denn die Enkel „hepen“ ihr alle ihre Wichtigkeiten in die Ohren, daß die halbe Welt es hört. So oft ich dies sehe, muß ich denken: Das macht ihr flott; so ist's auch leichter alt werden.

Ihr mögt, wenn's kalt wird, an Großvaters Fingern und Steinplatzen denken und an Großmutter's Brille und Halstuch; ihr müßt ihnen über die Treppe hinunterhelfen, müßt ihnen etwas Schönes vorlesen, wenn sie selber nicht mehr lesen können. Wenn ihr so das Alter ehrt, so ihm dient, seid ihr des höchsten Königs Helfer und Gesellen und tut, was Christus uns alle tun heißt.

2. Zivilisation und Kultur.

Du sagst: Auto, Radio, Telephon, Staubsauger, elektrisch; du sagst: Hummer, Kaviar, Trüffeln, Tango, Shimmy, Jazzband; du sagst: Direktor, Doktor, Professor, Reisen, Rom, Paris, Berge, Meer; du sagst: Luxus, Eleganz, dernière création de Paris, Villa, Perserteppich, hochherrschaftlich — und

du meinst mit dem allem „Kultur“. Kultur kommt aber nicht von außen, sie muß in dir sein. Das alles, was du da nannst, ist Zivilisation. Kultur ist Pflege deines Seelenlebens, sie kann ohne Errungenheiten der Zivilisation bestehen. Zivilisation allein aber würde zum Untergang führen; sie ist ein leeres, tönendes Gefäß, dem erst Kultur Inhalt und Wert gibt.

3. Über das Verschwinden des Lachens.

Es ist, als ob die Menschen nicht mehr Zeit zum Lachen hätten. Sogar bei geselligen Unterhaltungen findet man Männer und Frauen, die auf eine fröhliche Herausforderung nur spärlich lachern und auch das noch sofort unterdrücken.

Wer ein fröhliches Lachen erzeugt, erhellt die Welt. Fruchtbarkeit in Scherzen kann einen Mann zum Wohltäter der Menschheit befähigen. Nichts befördert die Sympathie mehr, als gemeinsam zu lachen. Wenn in der Familie eine vernünftige Freiheit besteht, über die Schnitzer der andern zu lachen, so erhöht das die Liebe. Der Grund dafür ist, daß man das höchste Gefühl der Sicherheit unserer Unabhängigkeit hat, wenn man sich gegenseitig auslacht.

Bolfschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Reditiert
von einer Kommission aktiver Lehrer

Einendungen an
Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen

Inhalt: Die Repetentenfrage — Schrift und Schreiben an ein Schulen — Helten wir mit.

Zur Repetentenfrage

Von Joh. Schöbi, Gossau (Schluß)

Oh dieses Scheinen! Wie ungerecht wird doch oft Lehrerarbeit bewertet. Wie oft wird nur der Schein und nicht die Arbeit bemessen. Und wie kann dieser Schein trügen! Wenn ich Bildhauer bin und ein Kunstwerk schaffe, wird mein Arbeitsaufwand umso schneller sichtbar sein, je weicher der Stein war, den ich behieb. Dieser Erkenntnis verschließt sich kein Mensch. Nur ein Narr beurteilt meine aufgewandte Arbeit, die ich für den harten Felsen brauchte, schlecht, derweil dort das, was ich wirkte, nicht so leicht sichtbar werden kann. Was sind nun alle jene, die die Lehrerarbeit nur nach dem Erfolg bemessen und dabei die aufgewandte Mühe vergessen? Wer mags dem Lehrer bei dieser Beurteilung verargen, wenn er sich recht bald des Ballastes entledigt, sich die Arbeit etwas leichter macht und sich damit noch größeren Erfolg sichert? Unsere Repetentenfrage ist daher nicht nur unter dem Gesichtspunkte des Nutzens für den begabten oder schwachen Schüler zu beurteilen, sondern sie ist mittelbar auch eine Frage der Prüfungsweise. Jetzt wird unsere Arbeit unter der ganz und gar unzutreffenden Voraussetzung, daß jeder Schüler gleichwertig sei, beurteilt. Solange dies geschieht, hat die Lehrerschaft ein Interesse daran, schlechteres Material abzuschieben. Der Drang nach Abschreben wird umso größer, je bestimmtere Prüfungsnormalien der Beurteilung zu Grunde gelegt werden. Lehrer, die noch mit keinen schriftlichen Prüfungen zu rechnen haben, bringen es vielleicht zu Stande, ein Sorgenkind der Beurteilung zu entziehen. Wenn aber die schriftliche Prüfung zum „Alles offenbarenden“ Maßstab wird, dann wehe dem Lehrer, der schwache Schüler sein eigen nennt. Ein Jahr voll Arbeit und Mühe ist umsonst — Resultate ungenügend, der Lehrer naturgemäß auch.

Doch seien wir ehrlich. Wer verdient den Lohn? Hierüber muß einmal Klarheit geschaffen werden, und es wird dies unserm Stand und un-

serm gegenseitigen Einvernehmen dienen. Solange das heutige Prüfungssystem lebt, ist eine opferfreudige Lehrerarbeit sehr erschwert, wird der schlechte Schüler immer ein Kreuz des Lehrers sein und in einer unverantwortlichen Weise derart behandelt werden müssen, daß sich die Schule an ihm versündigt. Wir wollen nicht nach dem Erfolg, sondern nach der Arbeit beurteilt werden. Der Erfolg trügt über die Arbeit nur zu oft hinweg, und drum muß eine Prüfungsart gefunden werden, die die wirkliche Arbeit besser erfaßt. Unsere heutige Prüfungsweise ist eine absolute. Es werden gleiche Resultate verlangt, obwohl diese nur verlangt werden können, wenn die Voraussetzungen hierfür überall die nämlichen sind. Man hat einst die Rechnungsresultate nach Prozентen errechnet, die Prozente sind verschwunden, der Geist aber ist geblieben.

Heute leben wir im Zeitalter der Relativität. Einstein ist Trumpf! Schade, daß er sein System auf uns allzu ferne Gegenstände aufbaut, wüßte er, es auf die Schule einzustellen, er müßte der größte Pädagoge werden. Ein relatives Prüfungsergebnis wird sicher noch kein wahrer Maßstab der Schule werden, es wird aber unendlich gerechter sein, als es das heutige, absolute ist. Wenn der Lehrer seinen Schüler um so oder soviel forderte, dann hat er seine Pflicht getan, wenn auch die Examenrechnungen nicht befriedigen, und wenn er Kraft des prächtigen Materials 100 Prozent heraus bringt, seine Schüler aber auf dem gleichen Flecke ließ, dann hat er versagt. Solange wir ungleiche Schüler haben, ist ein gleiches Prüfungssystem verfehlt, eine gleiche Beurteilung unverantwortlich und der angerichtete Schaden unabsehbar. Aber wie nun alles ändern? So schwer ist die Sache doch nicht. Klar ist, daß auch jetzt schon seelenlose Nivelliermaschinen nicht zum Schulinspektor taugen. Der neue Schulinspektor muß mit

ganzer Seele, mit Interesse und Eifer seiner Aufgabe obliegen. Ich ärgere mich stets, wenn ein Visitator noch schnell vor Jahresende in die Schule springt und sich dann hinter seinen Bericht setzt. Ich habe auch ein Recht, mich zu ärgern, wenn man an den Endleistungen meine Arbeit beurteilt, ohne daß man die Anfangsleistungen kennt. Vergleiche her! Zur richtigen Beurteilung gehört nicht bloß eine End-, sondern auch eine Anfangsprüfung, und die Differenz, und nur diese, läßt Rückschlüsse zu. Wenn ich befehlen könnte, ich wollte schriftliche Prüfungen in allen Klassen, jeder Schüler müßte mir ein Prüfungsbuch bekommen, wohin man jährlich eine Abschlußarbeit schreibe und dann Vergleiche föge. Sicher würden dann die schlechten Schüler weniger gefürchtet und die guten weniger geschämt. Wie müßte es den Inspektierenden freuen, wenn er sähe, wie ein Schwacher immer Besseres leistet, langsam, aber sicher vorwärts kommt und beträchtliche Fortschritte aufweist. In ganz anderem Lichte erschiene aber die Arbeit eines Guten, der schon vor Jahren Vorzügliches schuf und jetzt auf dem gleichen Flecke zu stehen scheint. Eine solche Prüferei müßte auch dem kollegialen Verhältnisse dienen. Wie mancher Unfriede und Zwist entsteht, weil der obere Kollege die Leistungen seiner Neuen immerfort absprechend beurteilt, um sich selbst in „Bogenlampenlicht“ zu sehen. Bei einer relativen Prüfungsart wird ihn dies nichts nützen. Da standen die Schüler am Ende des letzten Jahres, da stehen sie jetzt, was dazwischen liegt, ist deine Arbeit, für mehr hast du nicht aufzukommen, dir fehlt aber auch jedes Recht, für mehr Lob zu verlangen.

Aenderung des Prüfungssystems im Sinne der relativen Beurteilung wird den Lehrer dem Aufstieg manches Schwachen gewogener machen. Damit ist aber der Schule doch noch nicht gebient. Man möchte ohne Ungerechtigkeiten einen bestimmten Stand erreichen, und damit dies möglich werde, müssen noch andere Hilfsmittel gesucht und gefunden werden. Mir will scheinen, daß mit diesem einen schon vieles zu erreichen sei.

Wer im Kanton St. Gallen das Glück hat, vor dem 7. Mai geboren zu werden, ist verurteilt, in

die erste Primarklasse einzutreten, sofern er mehr als sechs Jahre alt ist. Schablone überall, so auch hier! Wie manches schüchterne, färglich begabte, zu wenig entwickelte Kind wird trast seines Geburtsdatums dorthin geschickt, wohin es trast seiner geistigen Entwicklung noch lange nicht gehörte. Der durch die Schule zum Repetenten geborene Repetent! Auch hier tut Aenderung not. Wie groß ist der Unterschied zwischen einem ein- oder zweijährigen Kinde? Nicht kleiner wird er zwischen einem Schüler sein, der mit 6 oder 7 Jahren zur Schule muß, es fällt nur weniger ins Auge. Jedem aufmerksamen Lehrer fällt es auf, daß die besten der Klasse in der Regel Schüler sind, die etwas älter waren beim Schuleintritt. Interessant müßte es sein, statistisch festzustellen, welchen Anteil die allzu Jungen an der großen Repetentenzahl besitzen. Hier ist nun leicht Remedy zu schaffen. Es besteht kein Zweifel, für die jetzigen wirtschaftlichen Verhältnisse und für die Forderungen des Lebens kommen unsere Schüler immer noch früh genug aus der Schule. Es ist daher voll zu verantworten, wenn das Eintrittsalter empfindlich empor gesetzt wird. Dabei sollte aber zudem den Eltern ausdrücklich das Recht eingeräumt werden, die Kinder ein oder zwei Jahre später in die Schule zu schicken, unter der Bedingung natürlich, daß damit keine Reduktion der Gesamtschulzeit verbunden werde. Und sollten die Eltern von diesem Rechte keinen Gebrauch machen, der Lehrer aber finden, daß ein späterer Eintritt anzuraten sei, dann ist ihm auch Gehör zu schenken. Diese Maßnahmen werden die Frage der Repetenten mit einem Schlag in ein anderes Licht rücken. Der Schüler wird reifer für die Schule sein, und unter normalen Voraussetzungen wird der Lehrer weniger in den Fall kommen, einem Schüler den Übertritt in eine höhere Klasse zu verwehren. Und wird er einmal ein Sorgentkind erhalten, dann weiß er auch, daß es sich verlohnt, sich mit diesem abzugeben, denn er wird in seinem Inspektoren einen gerechten Beurteiler aller auch für den Schwachen aufgewendeten Arbeit finden.

Schrift und Schreiben an unsern Volkschulen

An unsern Volkschulen wird verlangt, daß der Schüler „wie gestochen“ schreibe. Als Schreibschriftideal werden ihm mit Graviernadel und Diamant in Stein- oder Metallplatten gestochene und gravierte Buchstaben vorgehalten, also Buchstabenformen, die von jahrelang als Graveuren und Stechern tätigen Erwachsenen gestochen und graviert werden. Eine Schrift „wie gestochen“ schreiben lehren, gilt dem Schreiblehrer als letztes Ziel

seiner Mühen. An den Abc- wie an den Mittelschulklassen werden die gleichen Schriftbilder kopierwürdig besunden. Mit „Drillschreiben“: „e-i-n-s z-w-e-i“, auf ab, dic dünn“, wird dem Schüler eine Schrift beigebracht, die in jeder Beziehung unnatürlich ist, und die von ebenso wenig Schönheitssinn und geringem Verständnis für die Forderungen des praktischen Lebens zeugt, wie auch von mangelndem Verständnis für das Aufnahme-

und Reproduktionsvermögen der Schüler vom Abc-Schützen- bis hinaus zum Schulentlassungsalter. „Drillschreiben“, „Normalduktus“, nach gestochenen Vorbildern schreiben, Eile und Unruhe unserer Zeit, das sind die Ursachen unserer ganz bedeutslichen Schriftverlotterung und Schriftverwilderung, die bald nach Verlassen der Schule und der Befreiung des von ihr gepflegten Drillschreibens bei fast jedem zu konstatieren sind.

Die Bestrebungen der Lehrerschaft und Schulbehörden gehen in jüngster Zeit dahin, an den untersten Primarschulklassen die sog. Steinschrift im Lese- und Schreibunterricht einzuführen und an den oberen Volkschulklassen im alten Drillschreibsystem weiterzufahren. Praktisch ist damit gewonnen, daß der Abc-schütze in den Lese- und Schreibunterricht in einer Schriftform eingeführt wird, die seinem Auffassungs- und Reproduktionsvermögen angepaßt ist; durch ein Umsatteln auf eine zweite Schreibunterrichtsform im zweiten oder dritten Schuljahr hat er aber eine starke Mehrleistung zu bewältigen, die natürlich auch dem Lehrer windt. Zu der alten Schreibunterrichtsform „Drillschreiben“ hat er noch eine, oder besser zwei, neue — Stäbchenlegen und Steinschrift — hinzuzulernen. Als Resultat bleibt dem Schüler, daß er sich nach Schluss seiner Schulzeit von der angelernten, unnatürlichen, unpersönlichen und der seinem Temperament nur in ganz seltenen Fällen entsprechenden Handschrift befreien muß. Führerlos und ohne Richtlinien für Gewinnung einer im praktischen Leben tauglichen, leserlichen und schönen Handschrift braut er sich bei Auswirkung seiner in Gängung befindlichen psychischen Kräfte za. vom 14 bis 20. Altersjahr die seiner Veranlagung entsprechende Handschrift selbst zusammen. Ein Schreibunterricht, der bei Verlassen der Schule beim Schüler eine für's praktische Leben brauchbare Handschrift hinterlassen kann, hat ihm vor allem die Richtlinien, nach denen sich eine leserliche Schrift bildet, beizubringen, ihn mit den Gesetzen, denen Schriftformung unterstellt ist, vertraut zu machen und ihn die Kräfte, die sich beim Schreibakt auswirken, meistern zu lehren. Schreibunterricht, der mit Steinschrift in der ersten Primarschulkasse beginnt, folgt in der Umformung des steinartig starren Steinschriftbildes zum füssigen Verkehrsschriftbild, wie es von unserer Zeit gefordert wird, im Prinzip den Linien, die unsere abendländische Schrift vom griechischen bis zum heutigen Schriftbild durchwandert hat; dabei gelangt er, die schöpferischen Kräfte des Schülers nutzend, durch dessen Selbstschaffen zu einem gebundenen, leserlichen Schriftbild, das den Individualwillen nicht vergewaltigt und sich doch dem allgemein gültigen Schriftbild einordnet.

Schrift ist persönliches Ausdrucksmittel des Menschen. Deshalb ist es unnatürlich, einen Normalduktus, d. h. den gleichen Ausdruck, einer Gesamtheit von vielen Tausenden aufzuzwingen. Unser heutiger Schreibunterricht mit Normalduktus sieht die Schrift als etwas Feststehendes, Totes an und verhindert daher ihre Entwicklung, während sie doch etwas sehr Lebendiges, Veränderliches, Wachsendes und ein bedeutsames Kulturgut des Menschen ist. Schreiben ist nicht äußerliche, mechanische Tätigkeit im Sinne einer technischen Fertigkeit. Schreiben ist, psychologisch betrachtet, seelischer Ausdruck und physiologisch graphisch fixierte Bewegung. Ihrer ganzen Art nach sind Schreiben und Schrift etwas durchaus Persönliches, etwas, das vom Einzelwesen von innen heraus selbsttätig geschaffen werden muß. Schreiben und Schrift zeigen vom psychologischen u. physiologischen Gesichtswinkel aus ungeahnte Möglichkeiten, in die feinsten Details der Psyche des Schülers einzudringen.

Ein Schriftstudium, etwa im Sinne wie wir heute Kultur- und Kunstgeschichte studieren, zeigt uns, daß Schrift und Schreiben zu allen Zeiten den gleichen Gesetzen unterworfen ist wie Malerei, Plastik und Architektur, also den Gesetzen des künstlerisch-schöpferischen Gestaltens schlechthin. Diese Erkenntnis muß uns dazu führen, den Schreibunterricht so aufzufassen, daß sich im Schüler beim Schreiben schöpferische Kräfte auswirken können, denn solche stecken in jedem kleinen Knirps, aber durch Drill werden sie vernichtet, zum mindesten in ihrer Auswirkung unterbunden. Unsere künstlerisch-schöpferisch arme Gegenwart fordert von allen Erziehern, daß sie schöpferische Kräfte, wo und wie sie sich auch zeigen mögen, mit jedem zu Gebot stehenden Mittel wecken und pflegen.

Schriftunterricht ist außer seinen praktisch verwertbaren Ergebnissen ein kunsterzieherisches Mittel von hohem Werte. Die kunsterzieherische Macht des Schriftunterrichtes nach künstlerischen Gesichtspunkten beruht im Parallellaufen der Richtlinien eines solchen Schriftunterrichtes mit jenen des künstlerischen Schaffens. Doch darf der Schreibunterricht nach künstlerischen Gesichtspunkten nie nur Theorie bleiben: mit Schreibwerkzeug Buchstaben zu Schriftbändern und Schriftfeldern ordnen, gestaltend schaffen, ein Selbstschaffen und Erfinden, dekoratives Gestalten, Rhythmen erleben, das sind die Richtlinien im kunsterzieherischen Schriftunterricht, und sie führen in schlichter Weise zur Verinnerlichung der Erziehung überhaupt. Schreibunterricht ist praktischer Geschmacksunterricht, er festigt die zeichnerischen Ausdrucksmittel und kann so auf einfachste Art schon beim Abeschützen die Arbeitschulprinzipien verwirklichen. Schreib- und Zeichenunterricht gehören zusammen.

Das praktische Leben mit seinen vielen und großen Ansforderungen, die es heute an jeden Menschen stellt, und die Eile und Unruhe unserer Zeit fordern für die Schrift eine knappere Formung der Zeichen, wirtschaftlichere Bindung ohne Schnörkel, ohne Dic- und Dünstrich, fordern praktischere, wirtschaftlichere Schreibwerkzeuge. Schrift ist Kleid der Sprache, dient der Übermittlung menschlichen Geistes auf Zeit und Raum; sie muß sich daher in unserer Zeit von Nationalformen befreien, muß wirtschaftlicher werden und internationale Formung erfahren. Der Streit um Fraktur- oder Antiquadruckschrift, um deutsche oder lateinische Schreibschrift muß ausgetragen werden. Der Entscheid wird beim Druck zugunsten der im internationalen Geistesleben und Verkehr schon am meisten gebräuchlichen Antiquaschrift, beim Schreiben zugunsten der klareren, in Schreiben und Lesen wirtschaftlicheren Lateinschrift ausfallen, denn diese hat rein als Liniengesetze, als graphisch fixierte Bewegung, einerseits das Problem des Aneinanderkettens der Schreibbewegung gelöst und weist

anderseits die größte Verwandtschaft zwischen Druck- und Schreibschrift auf.

Unsere umfangreichen Unterrichtsprogramme und Unterrichtsstoffe, die heute den Schüler auf allen Schulstufen sehr überlasten, verlangen eine starke Reduktion. Im Schreibunterricht ist Reduktion möglich. Angliederung des Schreibunterrichtes an den Zeichenunterricht, Abbau der acht Monabete auf vier — womit gleichzeitig Erleichterung im Leseunterricht verbunden ist —; in dieser Richtung muß eine Reduktion erfolgen.

Zusammenfassend ist also zu sagen: Unser Schrift- und Zeichenunterricht bedarf von ethischen, ästhetischen, hygienischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten aus betrachtet einer ganz gründlichen Reform! Darüber ein andermal ausführlicher.

Th. G. Wehrli, Zürich.

NB. Nachdem die Frage Antiqua oder Fraktur? in vielen Kantonen aktuell geworden, geben wir den Einsendungen pro und kontra das Wort. Wer meldet sich weiter? Die Schriftleitung.

Helfen wir mit!

Von Inigo

Nicht zu finanzieller Hilfe möchte ich unsere verehrten „Volkschule“-Leser animieren, sondern aufrufen zu einer unvergleichlich höheren geistigen Tat: ~~—~~ Zur Unterstützung unserer H. H. Katecheten in der Vorbereitung der Erstkommunikanten auf den nahenden Weißen Sonntag! Es ist das wohl nicht gerade unsere Pflicht und Schuldigkeit, sicher aber ein hohes, ja unbezahlbares Verdienst und ein Liebeswerk vor allem gegenüber dem jugendlichen, noch etwas unbeholfenen, unselbständigen Schüler, wie ich mir ein apostolisches kaum denken kann. Nicht mehr bis sie 12 Jahre alt sind, müssen unsere gefahrumgarnten Kleinen der Ankunft ihres göttlichen Freundes harren. Mit 8 und 9 Jahren und in privater Kommunion schon mit dem erfüllten 7. Jahre dürfen sie sich ihm nähern. Wie gut und weise! Ehe der Feind von Anbeginn und seine Helfershelfer die *Anima christiana* im ahnungs- und arglosen Kleinen schon empfindlich, ja fast tödlich verletzt haben, nimmt ihr göttlicher Schöpfer und Meister davon Besitz. Und bleibt er auf dem ihm allein gebührenden Thron, d. h. daß keine Todsünde ihn ihm raubt, wohlan, dann ist dies Geschöpf gesichert und geborgen für ein glückliches Dies- und ein ewigeliges Jenseits. Und was Dringlicheres, Wichtigeres kann's geben? — — —

Beneidenswert sind daher jene Kolleginnen und Kollegen, denen es vergönnt ist, ihren Erst-, Zweit- und Drittklässlern behilflich zu sein in der Rüstung auf diesen erhabensten Jugendglückstag.

Nur wenige Sähe über die stete Gegenwart unseres göttlichen Heilandes im allerheiligsten

Altarsakrament, über seine Freude bei einem Gruß im Vorbeigehen, einen kurzen Besuch beim Posten, einen andächtigen Kniefall beim Versehgang, das alles sind Hinweise und Andeutungen, die Großes zu reisen imstande sind. Dazu noch einige Erwägungen über die Notwendigkeit und Erhabenheit der frühen, möglichst östern und möglichst guten Vereinigung mit dem göttlichen Heiland bei seiner unblutigen Opferung im hl. Messopfer, das Einnähen eucharistischer Lieder, das Vorlesen oder Vorzählen eines passenden Beispiels aus einem der so vielen und reichhaltigen „Weißen-Sonntag-Büchlein“, die dir die Kinder gerne selber bringen, ein tägliches gemeinsames eucharistisches Schlafgebetchen, „Vater unser“, „Ave Maria“ oder Lied, und den Einschluß aller Erstkommunikanten in dein eigenes Gebet und deine eigene hl. Kommunion: Wahrhaftig, das ist ein unsterbliches Werk, dessen Lohn und Segen du spüren wirst vor, beim und nach dem Sterben und das dir auch den tiefsten Dank deiner Schuhbefohlenen sichert. Unser Welt dem Könige in der heiligen Eucharistie!

Sinnvolle Sprüche

Es gibt viele Starke, die einen Menschen nicht werfen können, aber wenige, die stark genug sind, einen Gefallenen wieder aufzurichten.

*

Es gibt weniger Farbenblinde als Glücksblinde.

*

Herzlosigkeit ist der schlimmste Herzfehler.

Volfschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

**Reditiert
von einer Kommission aktiver Lehrer**

**Einendungen an
Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen**

Inhalt: Schrift und Schreiben an unsern Volfschulen — Die Vorläufe der deutschen Schrift

Schrift und Schreiben an unsern Volfschulen *)

(Eine andere Meinung.)

1. Fraktur oder Antiqua als Schreibschrift?

Untersuchen wir erst, was und wie wir bis dato Schreiben lehrten. Finden wir, die eingeschlagenen Wege führten bei Fleiß und Ausdauer zu guten Zielen, so sind sie zweifellos die richtigen. Und nur dann sind Lehrgänge und Schrift zu wechseln, wenn neue Methode und Schrift gleiche oder bessere Resultate bei gleichem oder kleinerem Kraftaufwand zeitigen.

Hatten wir unsern Abc-Schülern das Schulegehen durch weises Überleiten vom Spiel zur geregelten Arbeit, durch Erzählen und spielartige, aber zweckmäßige Handarbeit lieb gemacht, so war in kürzerer oder längerer Zeit der Boden fürs Schreibenlernen geebnet. Es folgten sich die einfachen, leichten Buchstaben i, n, u, m, e, ei, s, t usw.

Ein Beispiel, Einführung des „s“, möge zeigen, wie man zweckmäßig die Sache durchführen konnte. Ein fröhliches Geschichtlein aus dem Leben des Kindes, wo die kleine Sophie, auch eine Erstklässlerin, die Hauptrolle spielt, bildet die inhaltliche Unterlage des neuen „s“. Den Namen dieses liebgeworbenen Mädchens wollen die Kinder schreiben lernen. Das Interesse für das Kind überträgt sich auf den Anfangsbuchstaben seines Namens.

Ober die Mädchen umgürten sich mit ihrem Springseil; auf Weg und Steg, von und zur Schule, während der Pause, kurz, wo immer es Zeit und Ort erlauben, pflegen sie das beliebte Seil-springen, einzeln und gruppenweise. Die Schule benutzt die Gelegenheit: Spiel und Seil geben den Stoff zum Unterricht. Seil möchten sie alle schreiben, „s“ wird gesprochen, vorgeschrieben, verglichen mit unschönen, schlecht geschriebenen, in die Luft geschrieben und endlich auf der Tafel probiert.

Ein drittes Beispiel zur Einführung. Im nahen Wald wird Holz gefällt. Eben bindet der

Holzer das lange dicke Seil beinahe in Gipfelhöhe um den Stamm. Ein stetes „s-s“ ertönt, und in kürzerer Zeit hat die großgezähnte Waldsäge den weichen Stamm durchsägt. Die starken Holzer ergreifen das hängende Seil, es strafft sich mehr und mehr. Der Baum beginnt zu wanken und fällt krachend zu Boden. Spannend folgte die Kinderschar dem Vorgang. In der Schule wird er erzählt und gezeichnet. Wieder tönt s-s, s-s, und Baumstamm und leicht hängendes Seil geben ganz prächtig zusammen ein s. Auch begrifflich ist alles gegeben: Aufstrich leicht gebogen, Abstrich oben dünn und sich verdickend nach unten. Wie leicht prägt sich der richtige Buchstabe ein, alles begreift und strengt sich an, das „s“ natürlich und darum auch schön zu machen. Und von Übung zu Übung gelingt's besser, der Lehrer hilft ja mit, er schreibt dem Einzelnen vor und führt auch dem Schwerfälligen die Hand.

Warum ich so ausführlich die Einführungsbeispiele zeichnete? Weil man immer und immer wieder uns vorwirkt, wir treiben Drill. Will man damit vielfache Übung lächerlich machen, so weisen wir den Vorwurf entschieden zurück. Soll damit aber das Eindrillen unverstandener Begriffe ins kindliche Gedächtnis gegeihelt werden, möge man sich genauer ausdrücken. Unser Schreibunterricht hat das Licht und die Kritik der Neuerer nicht zu fürchten.

Ist dann die Hand im skizzierenden Zeichnen und durch vielerlei Bewegungen etwas gelentiger und leichter, dürfen auch die schwierigeren Kleinbuchstaben folgen.

Es ist ja wahr, die Großbuchstaben, die dann im Winter folgten, kosteten Mühe. Aber ausdrück-

*) Obwohl im Kanton St. Gallen die Frage erledigt ist, lasse ich diese Ausführungen folgen, sie werden einerseits vor zu großem Optimismus bewahren, anderseits die Frage klären. D. Sch.

lich muß festgestellt sein, die Kinder bringen jedem neuen Buchstaben Freude entgegen, wenn der Lehrer es versteht, Schreiben und Schrift lieb zu machen. Wie leicht und wie schnell ist das kindliche Herz erfreut, ein farbig Papierchen, ein Bildchen, ein Spiegelchen rechnet es hoch.

So also schrieben unsere Erstklässler bis Weihnachten Namen, Sachen, Tätigkeiten und gar kurze Sätze in einer Schrift, die sich sehen lassen durfte. Eltern und Kinder freuten sich, und der Lehrer hatte die Genugtuung, daß die Erfolge der Arbeit entsprachen.

In den folgenden Klassen sorgte gute Übung für Verbesserung und feinere Ausstattung und führte durch allmäßlichen Übergang zur einlinigen Schrift und zu etwelcher Verzierung. Immer mehr und mehr konnte der Aufsatzunterricht gepflegt, die eigentlichen Schreibstunden aber durften reduziert werden.

Aber auch die Lateinschrift stand die gehörende Aufmerksamkeit. Die durch Schreiben und Zeichnen geübte Hand des Fünftklässlers erlernte ganz ordentlich das kleine lateinische Alphabet. Und der 6. Klasse, der Vorstufe der Sekundarschule, verblieb das große.

Ohne zu übertreiben darf man sagen, bei normalen Schulverhältnissen kam man so durchwegs zu ordentlichen Schriften, wenn man immer konsequent saubere schriftliche Arbeiten verlangte, sogar zu netten.

Gewiß können wir jene Zeiten nicht zurückwünschen, wo man dem Schüler einfach „gestochene“ Vorlagen zum Kopieren übergab. Es wäre aber ungerecht, die Zeitverhältnisse nicht entschuldigend zu würdigen; hohe Schülerzahlen, sämtliche Klassen, ungeeignete Bänke, schlechte Beleuchtung und oft primitivere Schreibmaterialien schrieben den kürzesten Weg unerbittlich vor. Und doch haben auch wir schreiben gelernt; auf jeden Fall war die Erziehung zur Genauigkeit, zu unentwegter und beharrlicher Arbeit schätzbare Vorarbeit ins praktische Leben. Energie, zähe Ausdauer und Pünktlichkeit fehlten dazumal den austretenden Schülern viel weniger als heute. Und wären diese Tugenden heute etwa nicht notwendig?

St. Gallen und Schaffhausen schafften nun die deutsche Schrift ab und verlangen als Schulschrift nur Antiqua. Damit will man die Doppelsprachigkeit ausschalten und glaubt, zur allgemeinen Freude, abgebaut zu haben.

Es entsteht nun die Frage: „Lernen so unsere Schüler ebenso gut Latein schreiben, wie sie die deutsche Schrift erlernten? Da die diesbezüglichen Erfahrungen noch ausstehen, möge auch unser Urteil zurückgestellt sein. Für die untern Klassen werden auf jeden Fall die Forderungen gemäßigt werden müssen, das ergibt sich aus der Tatsache, daß

die lateinische Schrift — man vergegenwärtige sich nur die Schwierigkeiten des großen Alphabets und die vielen vollständig oder großenteils verschiedenen Schreibweisen ein und desselben Buchstabens (A, B, R, V, W. usw.) viel größere Anforderungen stellt.

Was wir aber entschieden als Nachteil für die Schule buchen müssen, ist die in der Neuerung liegende enorme Belastung der untern Klassen, vorab der dritten. Selbst eine fünfte und sechste Klasse hatte große Arbeit, die Schwierigkeiten der Antiqua zu meistern, und nun mutet man diese Arbeit den ungelenken, ungeübten Händen der 2 und 3 Jahre jüngern Schülern zu. Auch wenn die Steinschrift in etwas der Schrift vorarbeitet und die Kinder sich nicht mehr an die gradlinigen Formen der Fraktur gewöhnt sind, verbleiben der Schwierigkeiten übergenug. Seit mehreren Wochen bin ich mit meiner zweiten Klasse daran, die leichteren Buchstaben a, d, q, g, i, u, t, n, m, w, v zu lernen. Ein wahrer Bieneneifer beseelt alle, weil sie nämlich lateinisch schreiben lernen dürfen, während dritte und vierte Klasse nur deutsch schreiben können. Aber die Erfolge entsprechen nicht der aufgewandten Mühe.

Lebrigens scheinen andernorts gleiche Erfahrungen die großen Schwierigkeiten dieser runden Schrift zu bestätigen. Immer und immer, wenn ich Schüler aus Orten erhielt, wo man auf der Unterstufe Antiqua schrieb, mußte ich mir sagen: Wir Schüler und Lehrer sind zu beglückwünschen zu unserer Frakturschrift. Andere Kollegen höre ich gleich urteilen. Schwere Enttäuschungen werden nicht ausbleiben, und viele Freunde der Antiqua werden ihrer Zustimmung zur Schulschrift kaum froh werden. Wir denken vorab an Lehrer, die mit verkürzter Schulzeit und mehrklassigen Schulen zu rechnen haben. Wir Unterlehrer sind es vor allen, die die Kosten des Abbaues tragen, die Herren Oberlehrer mögen ins Häuschen lachen, oben Abbau, unten Aufbürdung.

Und einweg kommt der Übergang zu rasch. Die Tafeln und Hefte, vielerorts in großen Auflagen noch vorrätig, sind in ihrer Lineatur für Fraktur berechnet. Die Antiqua verlangt andere Größenverhältnisse von Ober- und Unterlänge zur Mittellänge. In diese kleinen, engen Mittellinien werden nur verkrüppelte Formen der Antiqua erscheinen. Allerorten soll gespart werden; wird man es verstehen, wenn von heut auf morgen neue Tafeln und Hefte angeschafft werden sollen?

Auch für das Lesenlernen der Antiqua wird man zu Hause weniger Mithilfe finden. Auf dem Land schreibt alles die deutsche Schrift: Briefe, Verträge, Urseratenaufträge, Kundenbüchlein, kurz alles in Fraktur. Das Latein bildet noch viele Jahre eine fremde Schrift in den einfachen Dorfverhältnissen.

Viele Eltern werden die Lateinschrift kaum mehr beherrschen. Die Schule entfremdet sich noch mehr der Familie. Wie manches Kind, auf die Mithilfe von zu Hause angewiesen, wird verkürzt!

Wir sehen, der Vorteil, daß an Stelle zweier nur eine Schrift gelehrt und gelernt werden muß, wiegt die Nachteile, schwierigere Erlerbarkeit, Belastung der Unterstufe und Entfremdung der Familie, bei weitem nicht auf. Zu diesem Fortschritt schen wir ein Fragezeichen.

2. Fraktur oder Antiqua als Druckschrift.

Da wir in untenstehender Arbeit die Vorzüge unserer Schrift behandelt finden, möchten wir hier einen andern Punkt anschneiden, nämlich die Frage: „Was lesen unsere Kinder, Fraktur oder Antiqua?“ Dem Druck unserer Lehr- und Lernbücher entsprechend, ist fast ausschließlich der sämtliche Lesestoff des Kindes in Fraktur gedruckt. Zählen wir einmal alle Bücher und Schriften auf, mit denen es sich beschäftigt, es sind: Katechismus, Biblische Geschichte, Kirchengesangbuch, Gebetbuch, Bibliotheksbuch, Märchenbuch, Bilderbuch, „Kindergarten“, „Der kleine Missionär“, Jugendfreundkalender, „Das Manna“ und viele, viele andere. Die erscheinen in Fraktur, sind teils in großen Auflagen vorhanden, oder die Verlagsanstalten schaffen unter großen Kosten mehrere Typensätze an. Ein Großteil der Kinder besitzt sie bereits oder hat sie abonniert. Welche gewaltige Verherrlung bedingt nun eine fast plötzliche Einführung

der Antiqua! Nicht bloß gehen Hunderttausende von Franken an Werten verloren in einer Zeit, wo nur äußerste Sparsamkeit aus finanzieller Not heraus hilft, sondern wir Lehrer lassen die vielen Quellen versanden, wo unsere Schüler ihre Fort- und Weiterbildung, wie auch Lesefertigkeit und Freude finden könnten. Wir erschweren uns den Unterricht in den durch die Bücher angedeuteten Fächern, wir entfremden uns wie in der Schrift, so auch im Lesen der Familie und der Deutlichkeit. Diese Eigenbrödelei der Lehrerschaft wird uns sicher wenig Freunde werben. Diese Zwängerei an sämtliche Verlage, alles für unsere Kinder in Antiqua zu drucken, wird man oft nicht entsprechen wollen noch können, weil viele Kantone in den Schulen eben Fraktur lernen. Will man ändern, so sollte die deutlich sprachige Schweiz, — sofern die Einführung der Antiqua überhaupt ein Fortschritt bedeutet — einheitlich vorgehen. Auch dann noch dürfen wir nicht vergessen, unsere Literatur ist mit der vom gesamten deutschen Sprachgebiet wesentlich verbunden und von dieser abhängig.

So kommt man zum Schluß, je mehr man sich in die Sache vertieft, die Einführung der Antiqua als einzige Schulschrift gereicht der Schule und der Allgemeinheit zum Nachteil. Mag auch die 7. und 8. Klasse Frakturdruck und Schreibschrift lesen lernen, Fraktur wird zum geduldeten Aschenbrödel.

J. Zingg.

Die Vorzüge der deutschen Schrift *)

In einer vom Schriftbunde deutscher Hochschullehrer als Flugblatt herausgegebenen „Erklärung“ heißt es: „Die deutsche Schrift ist der deutschen Sprache angemessen und nach den experimentalphysiologischen und physiologischen Untersuchungen leichter lesbar und augenschonender als die lateinische Schrift . . . Sie ist auch der weiten Verbreitung unseres Schrifttums dienlich: Kenner des Weltmarktes betonen, daß die Verwendung des Deutschdrudes das Ansehen unseres Schriftwesens im Auslande stärke.“ Die drei Hauptvorzüge unserer Schrift sind also: 1. ihre Angemessenheit, d. h. ihre Anpassungsfähigkeit an unsere Sprache; 2. ihre Lesbarkeit und 3. ihr Wert für das deutsche Volksstum in und außerhalb unseres Landes.

1. Anpassungsfähigkeit.

Die in der „Erklärung“ betonte Angemessenheit unserer Schrift für die Sprache zeigt sich am deutlichsten und häufigsten bei den verschiedenen Formen für den S-Laut. So ist das deutsche Schlüß-s und das in der Form von ihm so verschiedene scharfe -ß von großem Werte für rasches Verstehen und Lesen; man vergleiche z. B. Haustier mit Haustier, Häuschen mit Häuschen,

Masse, Maße mit Masse, Masze, u. ä. Eine andere Anpassung liegt in unseren Großbuchstaben, die an Deutlichkeit durch ihre ausgeprägteren Formen die lateinischen weit übertreffen. Von ihnen sagt der Schweizer Professor Baumgartner: Die lateinischen Großbuchstaben, die ja nichts weiter als mechanisch vergrößerte Kleinbuchstaben sind und deren Wesenheit haben, waren schon vor zweitausend Jahren ganz ausgebildet. Man kann sie heute weder verbessern noch verschönern. Sie bestehen aus dem kleinsten Maße der einfachsten künstlerischen Elemente: aus geraden Strichen und Kreisteilen. Verdickungen, eigenartige Schattierungen, Verschiebung des Ebenmaßes und sonstige Versuche der Verschönerung oder Abweichung entstellen die kapitale Grundform und führen zu den Zerrbildern, die wir oft in Phantasieschriften, auf Maueranschlägen und Geschäftsschildern zu bewundern Gelegenheit haben. Aehnlich verhält es sich mit den kleinen lateinischen Buchstaben; auch hier sind die Abweichungen nichts weniger als Ver-

*) Aus: Unsere Schrift. Von Dr. F. Khullerholzwald, Graz. Heimatverlag, L. Stocker.

schönerungen. Und eben weil die „Antiqua“ nicht weiter ausgebildet werden kann, nehmen Nationen mit lateinischer Schrift für Zeitungs- und Briefköpfe oder Urkunden- und Wertschriftentitel, die etwas vorstellen sollen, so häufig zur gebrochenen „gotischen“ Schrift Zuflucht. Denn in der Vergrößerung verhalten sich die beiden Schriften gerade umgekehrt: je größer die Lateinschrift, desto unangenehmer zeigt sich ihre steife, kahle Einförmigkeit, je größer die Bruchschrift, desto mehr tritt alles hervor, was ihr Abwechslung und Leben gibt. Mit vollem Rechte sagt daher Kirschmann: Das Bestreben, die deutsche Druck- und Schreibschrift zugunsten eines allgemeinen Weltmonopols der lateinischen Druck- und Schreibschrift aufzugeben, muß als eine gewaltige Versündigung am deutschen Volke mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen werden. Wenn die seit vielen Jahrhunderten in ihrer zum Teil sehr ungeeigneten Formen stehende gebliebene Lateinschrift heute „Weltchrift“ ist, so dankt sie das nicht ihren optischen Vorzügen als Leseschrift, sondern dem starren Festhalten der meisten Völker an dem Gewohnten und Althergebrachten; die mit der Zeit fortgeschrittene und sich noch immer weiter entwickelnde deutsche Druckschrift hätte auf Grund der optischen Eigenschaften und der weiteren Entwicklungsfähigkeit ihrer Formen einen unglaublich größeren Anspruch darauf, Weltchrift zu sein. Was schließlich noch die Schule betrifft, so ist wohl zu erwägen und ganz besonders zu betonen, daß die deutsche Schreib- oder Kurrentschrift sich unvergleichlich viel handgerechter herangebildet hat als die lateinische, daß ihre wesenhafteren und schärferen von einander abhebenden Buchstaben auch bei schnellem Schreiben hinreichende Deutlichkeit bewahren und gegen Verlotterung der Handschrift ein viel kräftigeres Hindernis bilden, als die charakterloseren lateinischen; ferner, daß unsere Rechtschreibung beileibe keine fremde Schriftart, sondern allein die deutsche verlangt, weshalb deutschsprachige Aufgaben und Dictate nur deutsch geschrieben werden dürfen.

2. Lesbarkeit.

Die ersten wissenschaftlichen Untersuchungen der Frage, ob der lateinische oder deutsche Druck leichter lesbar sei, hat der amerikanische Hochschullehrer A. Kirschmann in Toronto durchgeführt; deren Ergebnisse sind niedergelegt in seiner Schrift: „Antiqua oder Fraktur?“, die in letzter Auflage 1912 im Verlage des Deutschen Buchgewerbevereines in Leipzig veröffentlicht wurde. Die Vorzüge unserer Bruchschrift gegenüber der lateinischen Rundschrift fasste Kirschmann in folgenden Punkten übersichtlich zusammen: 1. Die deutsche Schreibschrift vermeidet die schwierigen Richtungsänderungen im rechten und stumpfen Winkel; 2. sie vermeidet die schwierige Berührung von Auf- und

Abstrich sowie das zweimalige Begehen derselben Strecke; 3. sie vermeidet alle längeren geraden Striche von gleichmäßiger Dicke (die schwierigen geraden Grundstriche); 4. sie vermeidet die Umkehrung der Drehungsrichtung auf beschränktem Raum; 5. sie vermeidet in viel höherem Maße als die Lateinschrift das lästige Absetzen innerhalb der Buchstaben und beim Verknüpfen derselben; 6. sie läßt sich auf kleinerem Raum als die lateinische schnell, formenrichtig und lesbar schreiben. Unsere deutsche Schreibschrift muß infolgedessen die Hauptchrift der deutschen Sprache bleiben. Über die Druckschrift aber sagt er: Die Untersuchungen haben gezeigt, daß die Kleinbuchstaben unserer Schrift unstreitig jenen des Lateindrucks vorzuziehen sind; beim Lesen zusammenhängender Zeichengruppen sind die verschiedenen deutschen Formen auch hinsichtlich der Großbuchstaben der Lateinschrift beträchtlich überlegen. Auch in Deutschland haben Physiologen und Augenärzte Tausende von Versuchen unternommen, um alle in Betracht kommenden Fragen einwandfrei zu lösen. Sie ergaben unter anderm die Tatsache, daß das Auge beim Lesen der Bruchschrift vier Worte in derselben Zeit erfährt, in der es in der Rundschrift nur drei übersieht, und zwar wegen der ausdrucksvolleren Formen unserer Buchstaben. Darum ermüdet die Rundschrift die Augen bedeutend stärker als die Fraktur und löst bei vorhandener Anlage zur Kurzsichtigkeit diese viel rascher aus. Daher sind Schulbücher, die in Lateindruck hergestellt sind, für junge Augen besonders gefährlich. Der ausschlaggebende Vorzug unserer Schreibschrift ist, wie der Schweizer Professor Baumgartner betont, aber der, daß bei gleichem Grade von Flüchtigkeit die deutsche Schrift ungleich leichter zu lesen ist als die lateinische, weil Einfachheit und Leserlichkeit ganz verschiedene Begriffe sind. Die Einfachheit der einzelnen Buchstaben ist höchstens für das Schreiben bequemer und nicht für das Lesen: beim Lesen handelt es sich nicht um Einzelbuchstaben, denn der Leser erfährt das Wort und nicht Einzelbuchstaben, und das Auge tut dies umso leichter, je schärfer die Buchstaben gekennzeichnet sind. „Der lateinischen Schrift fehlt ein h mit der Unterlänge, ein s mit Ober- und Unterlänge, das Schluß-s und das u-Zeichen; S geht in L über, weil man nicht absetzt, h und k fallen oft zusammen, ein zu großes e geht in i über, ein zu kleines l in e, a wird leicht zu e+i, d zu e+l, hn zu lm; im lateinisch geschriebenen Brief findet man daher immer eine größere Anzahl von Wörtern, die nur im Zusammenhange zu entzätseln sind, als im gleich flüchtig deutsch geschriebenen.“ Die oft gerühmte Leserlichkeit der lateinischen Schrift bezieht sich höchstens auf die Schulschrift, nicht auf die Schrift des täglichen Verkehrs. (Schluß folgt.)

Golfschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert:
von einer Kommission aktiver Lehrer

**Einladungen an
Joh. Zingg, Lehrer, Oftstraße 11 a, St. Gallen D**

Inhalt: Erlebnisunterricht nach der Konzentrationsmethode — Allerlei praktische Winke — Die deutliche Schrift ist lesbarer.

Erlebnisunterricht nach der Konzentrationsmethode *)

Von Jos. Wuest, Lügern

V. Lektion.

Der Sperling.

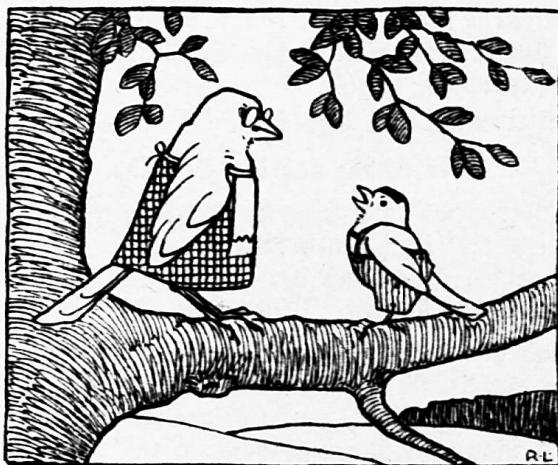
Unsere Lektion ist zu Ende geführt. Wo finden wir neue Anknüpfungspunkte? Zufälligerweise bringt uns ein Knabe F. K. einen jungen Sperling in den Deutschunterricht. Der Lehrer holt das Futterkästchen und setzt den Vogel darauf. „Ah, ein herziges Spätzchen!“ rufen die Kinder. Sie dürfen sich frei über den Vogel aussprechen. Sieh, da klingt es plötzlich vom Schulfenster: „Zwile! Zwile!“ Das Spatzbüblein antwortet mit: „Lieb! lieb!“ Das Mütterlein hatte sein Büblein wiedergefunden!

Der Lehrer setzt den Vogel auf das Fensterge-
sims. Die Spaziermutter fliegt weg, kommt aber
bald wieder zurück und ruft in einem fort: „Zwile!
Zwile!“ während das Büblein mit: „Lieb, Lieb“
antwortet. Was sich Mutter und Büblein alles zu
erzählen haben! Bald verschwinden die Glückli-
chen in den grünen Zweigen des nahen Kastanien-
baumes.

„Knaben! Wer erschien unter dem Schulzen-
ster?“ „Das Späthenmütterlein.“ — „Warum?“
„Es suchte sein Büblein.“ — „Wie rief der alte
Bogel?“ — „Zwile, zwile.“ — „Was heißt das
wohl in der Vogelsprache?“ — „Komm mein liebes
Kind! Deine Mutter ist da!“ — „Was rief das
Späthenbüblein?“ — „Lieb, Lieb.“ — „Was heißt
das wohl?“ — „O, mein herziges Mütterchen,
wart einen Augenblick, ich komme zu dir!“ —
„Dauerte das Gespräch unter dem Fenster und
drunter im Kastanienbaum fort?“ — „Ja, man
hörte bald laut und bald leise: „Zwile, Zwile, piep,
piep, lieb, lieb, philippzipzip, philippzipzip, zwidzel-
wickbembem, zwidzelwickbembem“ rufen.

„Das Büblein wird wohl sein Erlebnis erzählt haben. Stellt euch vor, ihr seiet das Spatzbüblein und erzählet dem Mütterlein vom ersten Ausflug!“

Was das Spaßenbüblein seinem Mütterlein erzählte: Als ich heute morgen erwachte, guckte die Morgensonne gar freundlich durch die Dachlucke. Im Schulgarten zwitscherten und sangen die Rotschlüpfchen und der Buchsfink. Da gelüstete es mich, mein Kinderstübchen zu verlassen. Ich hüpfte auf die nahe Dachrinne und sah zum ersten Mal die schöne Welt, von der du mir so oft erzähltest: blumengeschmückte Wiesen, grüne Wälder, die goldene Sonne und den großen blauen Himmel! Drunter, im Schulgarten, sangen die Rotschlüpfchen



immer schöner und am Wiesentande rief der grüne Laubfrosch: „Wags, wags!“ Und weil du mir sagtest, meine Flügel seien ausgewachsen und ich werde das Fliegen bald erlernt haben, so wagte ich den ersten Aussflug. O, wie wonnig war's, mich in der klaren Morgenluft zu schaukeln! Doch die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Bald lag ich im Schulgarten. Ein Knabe hob mich vom Boden auf und rief: „Einen Sperling gefunden!“ Bald

^{*)} Der Verfasser bietet uns hier weitere Lehrübungen, die aus dem Unterricht herausgewachsen, viele Anregungen geben werden. D. Schriftleitung.

war ich in einem Kreis von muntern Knaben und Mädchen. Da rief ein Knabe aus dem Hinterhause: „Was willst du mit dem Sperling anfangen?“ „Ich sehe ihn dort in die Hecke, damit die Alten ihn füttern können.“ „Dann kommt eine Käze und frisst ihn auf. Setz ihn lieber auf den Kastanienbaum,“ antwortete ein anderer. Und ein dritter sagte: „Der Herr Lehrer hat uns das Klettern verboten.“ Nun trug mich der brave Knabe in eine Schule, wo man die Vöglein besonders gerne hat. An der Vorberwand standen die schönen Verse: „Quäle nie ein Tier zum Scherz, denn es fühlt wie du den Schmerz!“ und „Tiere schüzen, heißt Menschen nützen!“ Auf einem Bilde sah ich hungrende Vöglein, die von einem braven Mädchen gefüttert wurden. Der Herr Lehrer sprach recht freundlich mit mir und setzte mich auf ein Futterkästchen. Als mich die Kinder erblickten, riefen sie freudig: „Ah, ein herziges Spätzchen!“ Ein Knabe brachte mir Brotsamen, ein anderer einige Zuderstückchen. Ich konnte aber nicht essen, weil ich mich nach meinem Mütterchen sehnte. Die Kinder durften sich frei über mich aussprechen. Die meisten rühmten mein sammiges Käppchen, das neue Sommerröckchen und meine gelben Halbstiefelchen. Ein Knabe meinte, mein schwärzgraues Jäckchen gehe mir so gut, als hätte es der beste Schneider gemacht. Nur ein Schüler, der kleine struppige Peter, meinte, ich sei ein Müßiggänger, ein Raufbold und ein Schlendrian. Mir graute vor dem Bösen, und ich bin froh, daß ich wieder beim lieben Mütterlein bin!“

Aussatz von Seiten der Schüler: „Was das Spazebüblein erzählt.“

Darbietung des Gedichtes:

Der Knabe und der Sperling.

„Herr Spatz, dich mag ich gar nicht leiden!
Sieh' mal dein neues Röcklein an!
Zerrissen ist es und durchlöchert
und lauter schwarze Flecken dran.“

Und alle deine Brüder klagens,
es sagen's Huhn und Gockelhahn,
du seist ein Dieb, ein Müßiggänger,
ein Raufbold und ein Schlendrian!“

„Ei, ei, mein Büblein,“ ruft der Sperling,
„dich kann ich, wahrlich, nicht versteh'n!
Gar vieles hab ich schon erlauschet,
wenn Büblein durch die Straßen geh'n.“

Tüngst wolltest du die Vöglein quälen,
schon stiegt du hoch den Baum hinan,
und plumps, klein Büblein lag im Garten,
es lachte hell der Gockelhahn.“

Ich sah dich auch beim Honigtopse,
da kam dein Mütterlein — o Graus! —
und packt' dich hübsch beim langen Schopse
und aus war's mit dem süßen Schmaus.“

Und aus zerriss'nem Sommerhute,
da guckt ein Vogelnest herfür —
Geh' heim, geh' heim, mein kleines Büblein,
und wisch vorerst vor deiner Tür!“

Nun schreiben die Schüler über folgendes Thema: „Als ich einst zu Hause (im Garten, auf der Straße, im Feld) einen Sperling beobachtete.“

Schüler G. Th. schreibt:

Was ich vom Spätzchen weiß. (Eine Beobachtung.) Ob unserer Wohnung ist ein Spazennest. Darin sitzen vier Jungs. Die Alten bringen ihnen Nahrung. Sie kommen immer auf unsern Balkon. Dann werfe ich ihnen Brotkrümchen hinaus. Flink packen sie alle und bringen sie den Jungen. Sie halten ihr Schnäbelchen auf. Dann verschlingen sie das Brot. Bald bekommen sie Flügel und dann fliegen sie fort. Sch. G. Th., 3. Kl.

(1 Fehler verbessert.)

Die Schüler erhalten die Aufgabe, den Vogel noch einmal zu beobachten. Sobann folgt die sprachliche Wiedergabe des Beobachteten. Es ist den Schülern erlaubt, Fragen zu stellen.

1. Schüler: „Herr Lehrer, der Sperling bleibt das ganze Jahr bei uns. Warum geht er im Herbst nicht fort, wie andere Vögel, z. B. der Star?“ Lehrer: „Der Sperling findet die Nahrung das ganze Jahr bei uns, der Star nur im Frühling, Sommer und Herbst. Er muß fortziehen und ist daher ein Zugvogel. Der Haussperling hält sich das ganze Jahr in der Nähe der Häuser auf (Standvogel).“

2. Schüler: „Leztthin sah ich im Walde einen Vogel, der konnte den Stamm hinauf und hinab laufen. Warum kann das der Sperling nicht?“ Lehrer: „Beobachtet eure Käze zu Hause! Sie hat scharfe Krallen an den Füßen (Zeichnung). Deshalb kann sie, wie die Eichhörnchen, schnell den Baum hinauf klettern. Nun gibt es auch Klettervögel (z. B. der Specht), die ebenfalls mit scharfen Krallen ausgerüstet sind und zwei Zehen nach vorne und nach hinten haben (Zeichnung) und daher gut klettern können.“

3. Schüler: „Ich sah leztthin Tauben und Spatzen auf der Straße. Die Tauben ließen und die Spatzen hüpfen. Warum laufen die Spatzen nicht?“ Lehrer: „Über diese Frage muß ich mir noch Aufschluß verschaffen.“ Wir reden ferner noch vom Nestbau und Brutgeschäft des Sperlings. Sobann kommen wir auf seine Eigenschaften zu sprechen. Da wissen meine Buben nicht viel Gutes. 1. Schüler: „Der Sperling ist ein Dieb. Ich sah schon oft, wie er den Pferden das Futter stahl.“ 2. Schüler: „Leztthin sah ich, wie sich der Sperling im Straßenstaube wälzte; er ist ein gar unordentlicher und unsauberer Vogel.“ 3. Schüler: „Der Sperling kommt oft in unsere Küche. Jagt man ihn fort, so kommt er bald wieder und benimmt sich frech und unanständig.“ 4. Schüler:

„Viele Buben töten die jungen Sperlinge, und die Alten werben mit Steinen beworfen. Man sagt, die Sperlinge seien ein lästiges Gesindel und keiner guten Tat fähig.“

Der Lehrer rezitiert das Gedicht:

Wär mach's dem brave Späzli no?

(Siehe Worflein „Aus Feld und Wald“.)

Wer hat sein Brot schon mit andern geteilt? Du und du nicht? — Nehmt euch am braven Späzchen ein Beispiel! — Aber Herr Lehrer, die Leute sagen, die Sperlinge seien schädliche Vögel und man wehrt uns nicht, wenn wir sie schon töten. — Die Leute, die den Sperling verfolgen oder töten, schaden sich selbst. Wohl holt er sich etwa im Frühling im Gemüsegarten ein Sämling oder im Sommer einige Kirschen. Dafür bringt er uns großen Nutzen. Ihr alle kennt den Kohlweizling. Er ist ein weißer Schmetterling. Dieser legt seine 50—100 Eierchen unter die Kohlblätter (damit sie nicht vom Regen und Tau naß werden). Schon nach wenigen Tagen schlüpfen ebenso viele Räupchen heraus. Die jungen Würmlein haben aber einen ebenso guten Appetit, wie die Kinder. In kurzer Zeit haben sie die Kohlblätter bis auf die Rippen aufgefressen. Zuletzt hängen sie sich an Busch, Baum oder geschützten Mauern auf, um sich dort zu verpuppen. Aus diesen Puppen entstehen im Frühling die Kohlweizlinge, die in Feld und Wald ihr munteres Gaußspiel treiben. Nun habe ich schon oft beobachtet, daß der Sperling diese Schmetterlinge im Fluge wegfängt und verzehrt. Mit jedem gefangenen Schmetterlingsweibchen sind 50—100 sehr schädliche Raupen oder sogenannte Graswürmer erledigt. Daneben verspeist der Sperling auch Mailäuse und Unkraut samen. Der arme Wicht, der es niemand recht machen kann, ist also von großem Nutzen.

Kinder, legt für den braven Sperling bei euern Schulkameraden ein gutes Wort ein! Er ist ein nützlicher Vogel.

Auffächer:

Die Schüler schreiben in freier Auswahl über folgende Auffächerthemen:

1. Wie hat doch das Späzenbüblein sein Mütterlein so lieb!

2. Wie hab ich doch mein Mütterlein so lieb!

Mein Mütterlein. (Auffächer.) Wie hab ich doch mein Mütterlein so lieb, so lieb! Wenn ich eine Wunde habe oder frank bin, so pflegt es mich, bis ich wieder gesund bin. An schönen Tagen geht es mit mir spazieren. Das gefällt mir sehr gut. Es kann aber auch bös sein, wenn ich nicht gehorche. Gerade heute ging es mit mir in den Wald. Es nahm noch ein Körbchen mit, damit ich Blumen pflücken könne. Es macht die Haushaltung. Jeden Samstag helfe ich der Mutter. Dann bekomme ich immer ein Fünfrappenstück. Dieses Geld lege ich in das Sparschädel.

Schüler E. W., 4. Kl.

(1 orthogr. Fehler verbessert.)

Am Schluß des 3. Schuljahres, anlässlich der Gesamtrepetition schreibt Schüler J. K.:

Was ich vom Späzlein weiß. (Auffächer.) Lebt hin, als wir Religion hatten, slog ein Späzenbüblein auf meine Schulbank. Zuerst erschrak ich und meinte, es sei ein böses Tier. Auf einmal fing es an zu pfeifen, als wollte es mir lieb, lieb rufen. Ich hatte Freude. Aber wie schade! Es slog auf das Gesims. Zum Abschiede rief es mir: „Ade, ade!“ Bald kam es wieder und sprach: „Weißt du noch Tosteli, wie du mich gefüttert hast?“

(4 orthogr. Fehler verbessert.)

Lieb: „Lauerfächchen.“

Sprachlehre: Repetition.



Allerlei praktische Winke!

Von Ignacio

Vorbemerkung: Unter diesem Titel ge- denke ich in unserer „Volkschule“ fünfzigstens des östern in bunter Reihenfolge allerlei in der Praxis gereiste und speziell für diese berechnete Andeutungen niedergezulegen, die wohl in erster Linie manchem unserer jungen Mitarbeiter im vielgestaltigen Pflanzgarten der Pädagogik kleine Dienste zu leisten vermögen. Sollten sie auch ältere Kollegen interessieren, soll's mich doppelt freuen. Ich erinnere mich noch

gut, daß wir seinerzeit in der Methodikstunde ein Heft anlegten mit der Überschrift „Allerlei aus der Praxis“. Momentan ist es mir leider nicht gerade zuhanden. Vielleicht ist ein Kollege noch vor mir in der Lage, aus jenem reichen Bouquet die eine oder andere Einzelblume in diese „Ausstellung“ einzusetzen, wie es denn überhaupt möglich und gut wäre, wenn recht manche unserer verehrten Leser aus ihrem reichen Erfahrungsschädel unter obigem Titel an dieser Stelle ihre erprob-

ten Ratschläge zum allgemeinen Besten bekannt geben wollten. Inigo will nicht Alleinpächter (!) dieser „Praktischen Winke“ sein, sondern lediglich den Anstoß dazu geben. „Winke“ haben zudem den Vorteil, daß sie schneller geschrieben und gelesen sind, als umfangreiche Ausführungen. Also auf, verehrte Kolleginnen und Kollegen! Die Feder zur Hand! „Keinen Tag ohne eine Zeile!“ Es gilt dem Wohle unserer lieben Volkschule und der stets praktischen Einstellung unseres fachlichen Organs. Drum mutig ans Werk!

1. Der Durchschlag der Lehrmittel für Religion, Sprache, Rechnen, Realien etc. Etwas vom Dankbarsten für jeden Katecheten und Lehrer (und jede Lehrschwester und Lehrerin), ja jede Lehrperson, — sei es auf welcher Stufe und an welcher Schulart immer: ist das „Durchbrechenlassen“ oder sachmännisch ausgedrückt: das „Durchschlagen“ des Katechismus, der Biblischen Geschichte, des Lesebuches, Rechnungsheftes, Realienlehrmittels, kurz, jedes Leitfadens für die Hand des Lehrers.

Zu Beginn des Schuljahres, oder noch besser schon während der Ferienzeit, überbringst du deine Lehrbücher oder Lehrmittel, Lehrer-Rechnungshefte, die du für deine Hand berechnest, einem gewissenhaften Buchhändler. Der hat sie aus-

einanderzunehmen und zwischen jedes gedruckte Blatt ein gleich großes leeres, aus gut zu beschreibenem Papier, einzulegen und so wieder zusammenzuheften.

So erhält dein Lehrbuch die doppelte Dicke, aber nun auch sicher mehr als den doppelten Wert. Vielleicht ist zuhinterst sogar noch eine Extraeinlage von etwa 20 bis 50 unbeschriebenen Blättern zu empfehlen, um Platz zu haben für eine separate oder etwas ausführlichere Notiz oder Sprach- oder Realien-Präparation, den Zeichnungslehrgang der betreffenden Klasse.

Mit diesen „Durchbrechen“ des Lehrmittels ist nun der praktische Boden gelegt für ein erspieliches, ringeres und doch dankbares Schulhalten. Kommt dir ein guter Gedanke, bringt ein Schüler einen solchen zum Ausdruck, entdeckst du irgend etwas Entsprechendes in der Fach- oder Tagespresse, tritt ein besonderes Ereignis ein, hörst du ein „träges“ Beispiel in einer Predigt, einem Vortrag, an einem Examen, bei einem Schulbesuch, kurz, alles der praktischen Unterrichtserteilung Dienliche, „verewigt“ du sogleich an der betreffenden Stelle, auf der betreffenden Seite deines „durchschlagenen“ Lehrmittels, wo du es wieder haben sollst.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Schrift ist lesbarer.

Sehr lehrreich sind die Leseversuche, welche der Seminaroberlehrer Lay mit Schülern aller Altersstufen während vier Jahren gemacht hat. Sie bezogen sich auf deutsche und lateinische Druck- und Schreibschrift. Deren Ergebnis war die Feststellung der Tatsache, daß im Durchschnitt während derselben Zeit die deutsche Schrift von dreimal so viel Schülern gelesen wurde als die lateinische; ein junger rumänischer Lehrer, der bis zum 21. Jahre ausschließlich lateinische Schrift gelesen hatte, war in einer Minute in deutscher Schrift 492 Silben, hingegen nur 346 Silben in lateinischer Schrift zu lesen imstande. Die Gründe dafür sind, daß 1. die deutsche Schrift 6 Kleinbuchstaben hat, die in den Ober- und Unterraum der Zeile hineinragen, die lateinische aber keine; daß 2. die deutsche Schrift 6, die lateinische keine großen Buchstaben mit Unterlängen hat, und daß 3. die Oberlängen der deutschen Schrift mehr in den Oberraum hineinragen und kennzeichnender sind als die der lateinischen. Das Endergebnis seiner mühsamen Untersuchungen fasste Lay in folgenden Sätzen zusammen: „Vom pädagogischen Standpunkte aus ist es zu verwiesen, wenn man den ersten Leseunterricht mit der lateinischen Druckschrift beginnt. Wir Schulmänner haben im Interesse des Unterrichtes

darauf zu dringen, daß alle unsere Lehrbücher der Geschichte, Naturgeschichte, Physik, Chemie, Geographie, Geometrie usw. wieder in deutscher Schrift gedruckt werden.“

Große Bedeutung haben auch die Ergebnisse, die Professor Schackwitz mit den von ihm erfundenen sinnreichen Untersuchungsapparat im physiologischen Institute von Kiel feststellen konnte. Danach wird eine gewöhnliche Buchzeile in deutscher Schrift durchschnittlich in 5, eine lateinische in 7 Bewegungen des Augapfels gelesen, so daß ein Buch von 100 Seiten in deutscher Schrift 17,500, eines in lateinischer (in gleicher Buchstabengröße) 24,500 derartiger Bewegungen erfordert. Zu demselben Ergebnisse kam der Kieler Psychologe Professor Lobsien; die Ermüdungswirkungen der Lateinschrift sind nach seinen höchst vorsichtigen Untersuchen fürs Auge gerade doppelt so groß als die der deutschen Bruchschrift.*). Es ist daher nur folgerichtig, daß die große Mehrzahl der Augenärzte sich zugunsten der deutschen Schrift aussprechen.

*) Niedergelegt sind diese Untersuchungen in den „Beiträgen zur Kinderforschung und Heil-erziehung“, Heft 149.

Volfschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert
von einer Kommission aktiver Lehrer

Einladungen an
Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen

Inhalt: Erlebnisunterricht nach der Konzentrationsmethode — Allerlei praktische Winke — Läßt sie schlafen!

Erlebnisunterricht nach der Konzentrationsmethode

Von Jos. Wuest, Luzern (Fort.)

VI. Lektion.

Das Gewitter.

Das Gewitter. Aufsatz. Gestern war ich bei meinen Eltern und Verwandten im Hotel Gütsch. Ich sah, wie der Regen kam vom Dietschiberg her. Wir sind in den Saal gegangen. Bald hörte ich ein lustiges Rasseln am Fenster. Der Hagel hat an die Fenster gepoltert. Nach dem Regen gingen wir mit der Gütschbahn heim. In einem Garten hatte es 50 cm hoch Wasser.

Schüler H. H. 3. Kl.

(4 orthogr. Fehler verbessert.)

Weiterungen:

„Was habt ihr gestern beobachtet, bevor das Gewitter niederging?“ — „Es war schwül und drückend. Menschen, Tiere und Pflanzen waren schlaff. Man hörte ein Rauschen. Der Wind wirbelte Staub in die Luft . . .“

„Was habt ihr während des Gewitters beobachtet?“ „Es fielen vorerst nur einige Tropfen, aber bald regnete es sehr stark. Es fielen auch Hagelförner. Diese hämmerten an Tür und Fenster. Der Donner rollte und Blitze zuckten . . .“

„Was habt ihr nach dem Gewitter beobachtet?“

„Die Wolken verzogen sich und die Vögel sangen wieder fröhlich.“ Lehrer: „Und die Blumen auf Balkon und Terrasse hatten kleine Regentropfen im Gesicht und sahen aus, wie Kinder, denen helle Tränen in den Augen stehen. Die Vögel sangen wieder, wie lustige Bübchen. Sie waren froh, daß die Sonne und die warme Luft ihre Kinderstübchen wieder austrockneten.“ Schüler: „Was wird aus den kleinen Wassertropfen an Blumen, Baum und Strauch?“ Lehrer: „Sie fallen auf die Erde, fließen in dieselbe hinein und kommen irgend an einem Orte als Quelle hervor, oder sie verdunsten an der Sonne und der warmen Luft.“

Schüler: „Ich sah gestern nach dem Gewitter beim warmen Sonnenschein Nebel über die Wiese streichen. Er stieg immer höher und höher. Wie ist der Nebel entstanden?“

Lehrer: „Ihr wisst, daß das Wasser in einem Gefäß an der Sonne und warmen Luft allmählich abnimmt und endlich ganz verschwindet. Aus dem Wasser wird Dunst.“

In der Küche könnt ihr alle einen ähnlichen Vorgang beobachten:



Das Gewitter. Aufsatz. Gestern fragte ich den Vater, ob ich zum Knie gehen dürfe. Er sagte ja. Um halb drei Uhr ging ich zum Knie. Aber bald donnerte es. Da fing es an zu regnen und zu rieseln. Ich sprang ins Hotel Germania. Als ich hinein kam, sah ich den Herrn Lehrer. Als es nicht mehr so fest regnete, ging ich nach Hause. Ich war ganz naß. Dann nahm ich das Zobig.

Schüler A. L., 3. Kl.

1 grammatis. und 1 orthogr. Fehler verbessert.)

Wenn die Mutter einen Topf voll Wasser auf das Feuer stellt, so fängt es nach einer Weile an zu sieben. Nach und nach verschwindet das Wasser; es gibt kleine Wassertropflein, die auf den Boden fallen. Das Wasser wurde zu Dunst oder Wasser dampf. Dieser wurde an der kältern Luft wieder zu Wasser. (Warum ist aus dem Wasser Dunst und aus dem Dunst Wasser geworden?)

Aus dem Meer, aus Seen, Flüssen und Teichen, aus feuchten Wäldern und Wiesen steigt nun fortwährend Dunst oder Wasserdampf in die Luft. Wenn die Sonne untergeht, so nimmt die Lustwärme ab und der Dunst verdichtet sich zu ganz feinen Tropfchen. Das ist der Nebel, den wir oft über Stadt und Flur streichen sehen. So wird die Luft oft undurchsichtig, so daß wir kaum einige Schritte weit sehen können. Meistens verwandelt sich aber der Dunst erst in höheren Luftschichten zu ganz feinen Wassertropfchen. Dann entstehen die Wolken. Die Wolken sind also Nebel, die hoch in der Luft schweben. Strömt zu der woltigen Luftschicht kältere Luft heran, so verdichten sich die Wasserteilchen noch mehr, und aus der Wolke werden kleine Wassertropfchen. Da diese zu schwer sind, um in der Luft schweben zu können, so fallen sie als Regen herab. Wenn eine Wolke mit sehr kalter Luft in Berührung kommt, so gefrieren die Wassertropfchen. Dann fallen sie als Gräupeln, Schloßchen oder Hagelkörner auf die Erde. Wenn die feuchten Dünste gefrieren, bevor sie zu Tropfen geworden sind, so entstehen Schneeflöcken (im Winter). Die feuchten Dünste steigen aber nicht immer in die Höhe. In kühlen Nächten verdichten sie sich gleich über der Erde zu Wassertropfen. Das sind die Tau tropfen an Blumen und Grasspitzen, die wie Edelsteine blitzen und flimmern. Ist es sehr kalt, so gefriert der Tau. Dann entsteht der Reif.

Die Schüler erzählen und schreiben von einem Gewitter, das sie früher erlebt hatten.

Schüler J. H. erzählt:

„An einem schönen Sommertage gingen wir ins Freie. Dort pflückten wir einige Blumen. Die Sonne schien heiß. Bald überzog sich der Himmel mit schwarzen Wolken. In der Ferne rollte der Donner. Wir sprangen schnell nach Hause. Als wir in der Stube waren, hagelte es stark. Ich stand am Fenster und sah dem Unwetter zu. Bald schien die Sonne durch die Lücken der Wolken.“

Schüler A. C. erzählt:

„Einst spielte ich vor einem Bauernhause. Es war mitten im Hochsommer. Da sah ich schwarze Wolken über den Wald kommen. Im Walde rauschte es immer lauter. Auf einmal gab es einen lauten Knall. Nicht weit von mir hatte der Blitz eingeschlagen. Da fielen große Regentropfen auf die Erde. Ich sprang schnell ins Haus. Als ich zum Fenster hinausschaute, regnete es stark. Bald ver-

zog sich das Gewitter und ich ging wieder ins Freie.“

Schüler O. R. erzählt:

„Einst ging ich mit meinem Bruder in den Wald. Auf einmal wurde es dunkel. Da sah ich am Himmel schwarze Gewitterwolken. Ich sagte zu meinem Bruder: „Es gibt ein Gewitter; wir müssen nach Hause.“ Wir liefen, so schnell wir konnten. Kaum waren wir zu Hause, so regnete es in Strömen. Die Blitze leuchteten und der Donner tönte. Etwa nach einer Stunde schien die Sonne wieder.“

Schüler M. H. erzählt:

„Einst ging ich auf den Sonnenberg. Da entstand ein heftiges Gewitter. Ein Bauer führte Heu in die Scheune. Auf dem Huber saß ein Knäblein. Auf einmal purzelte es auf die Wiese. Es kam mit dem Schreden davon.“

Der Lehrer erzählt: „Es war um die Mittagsstunde. Auf der Laube des Bauernhauses waren alle Familienglieder versammelt und bewunderten ein Büschel Weizenhalme, das der Vater vom Felde heimgebracht hatte. Er sagte: „Seht Kinder, diese mannhohen Halme mit den körner schweren Ähren habe ich von unserm Weizenfelde heimgebracht. Wenn das Wetter günstig ist, so werden wir bald mit der Ernte beginnen können.“ Und wie der Jüngste die halbgeöffneten Kornraden und Mohnblumen aus dem Weizenbüschel lösen und zu einem Kränzlein winden wollte, hörte man am fernen Horizont ein Rauschen und Dröhnen, wie dumpfes Räderrollen. Schwarzgraue Wolken türmten sich empor und grelle Blitze leuchteten. Und immer näher rollten die Räder, und aus den wogenden Wolfenschlachten erdröhnte Schlag auf Schlag. In das Tosen und Stöhnen flang die Wetterglocke und das fromme Gebet der Landsleute. Da auf einmal fielen die ersten Hagelkörner, erst nur vereinzelt, aber immer dichter und dichter und so groß wie Taubeneier. Von des Nachbars wei tem Scheunendache vernahm man ein Rascheln und Prasseln, wie von kleinen, eisernen Hammerschlägen. Der Landmann stand am Fenster und sah dem schrecklichen Schauspiele zu. Als er sah, wie mit den weißen Hagelkörnern Birnen und Äpfel und Blätter und Zweige zur Erde niederfielen, da umarmte er seine zwei Jüngsten und sprach: „Meine lieben Kinder, ich will schon für euch sorgen, wenn mir nur der liebe Gott die Gesundheit schenkt.“ — Langsam verzog sich das Wetter, und die Sonne guckte freundlich durch die Wolkenlücken. Da kamen auch die Vöglein wieder aus ihrem Versteck und schüttelten sich wie nasse Pudelhündchen. Danach eines dem andern zu, ob ihm das Wetter nicht geschadet habe, und sie singen an zu singen und zu jubeln, wie die Kälbibuben.“

Aber für den Landmann kamen schwere Zeiten. Das Unwetter hatte seine Ernte vollständig zu

Gründe gerichtet. Doch er verlor den Mut nicht und arbeitete mit der ganzen Kraft, die in seinen Armen lag, und Gott war mit ihm und segnete seine Arbeit."

Beobachtungssübung.

Die Schüler erhalten den Auftrag, über den Donnerstag-Nachmittag einen Bauermann aufzusuchen und ihn bei der Heuernte zu beobachten.

H e u e r n t e. (Aussatz.) Wir sitzen im Grase und sehen den Bauern zu, wie sie mähen. Die Sense schneidet das Gras in lange Maden. Sie hat einen lauten Ton. Jetzt will sie nicht mehr schnellen. Sieh, was macht der Bauer? Er nimmt den Weizstein und schärfst damit die Sense. Jetzt schneidet sie wieder besser als dem Kaiser sein Sägemesser. Wenn morgen die Sonne scheint, so wird des Gras zu Heu. Was hören wir? Donner rollen! Schnell, schnell nach Hause. Schüler H. M., 4. Kl.

(1 orthogr. Fehler verbessert.)

Der Lehrer liest seine Beobachtungen in Form eines Gedichtes vor.

Gewitter in der Heuernte.

Es chund es Wätter, 's dunklet scho.
Gsehscht 's Gwölc̄ deht übre Hoowald cho?
Ghörst, wi's im Waldtal ächt und stöhnt,
und wi's dor alli Bärge dröhnt?
Bald stohb das Gwölc̄ ob Fäld und Hus
und wirft fürrrot Rageten us.
Und d'Bure schafft ohni Rue
und wend no gschwind 's dör Heu setue.
Di Meitli, si rächid.
Di Brähme, si stäcid.
Di Röz, wi si stampfid
und schwigid und dampfid!
Di Schöche, si flügfid im Lahder i d'Arm.
D'Uflahder si tropfid, es macht ne so warm.
Und nöcher chond 's Wätter.
Vom Baum flügfid d'Bletter.
Der Wind vertreid d'Hälmli,
zerzuset di Wälmlī,
fort fahrid drei Wäge voll Chlingeldörs Heu,
und d'Meitli und Buebe, si springed dorhei.

Uf 's Schüürdach do raschlets
und präglets und präschlets.

Uf einisch es Stöhne,
es Chrachen und Dröhne!

Und d'Aerde, si zittret, der Himmel eis Für.
Der Witz, er schiebt fürig i Baum näb der
Schür.

Jetz rägnets i Ströme

Uf Gärte-n und d'Söme.

Der Dorsbach chund schurig.

De Bur ist so trurig.

's Wildwasser ruschet im Schilf und im Rohr.
Und d'Wuer ist verrissen und d'Aern i de
Ghoht. —

Und d'Wolle verzind si, der Räge gib no.
Der Himmel wird heiter und d'Sonne chund scho.

De Bur lauft dor's Fäldli, ihm ist e so schwär;
doch 's Wildbechli gumped manierli dehär.

Und d'Aehri si schwankid am chrestige Halm.

Und d'Bärge si lüchtid und d'Gletscher und
d'Balm.

Und d'Chornblueme blüejid, es riiset de Chärn
und bald öbbe ischt jo scho glücklechi Aern.

Leest üd: „Der Bliž.“

Zeichnen.

1. Ab- und Auswendigzeichnen von landwirtschaftlichen Geräten.

2. Ab- und Auswendigzeichnen des Bildes.

(Sprachlehre: Es wird wahrscheinlich bis in einem Jahre eine Sprachlehre in angedeutetem Sinne veröffentlicht.)



Allerlei praktische Winke!

Von J n i g o (Forts.)

So hast du deine eingestreuten Notizen steis am richtigen Ort und bei Bedarf gleich wieder zur Hand. Du mußt in keinem Sonderheft und Büchergestell lange barnach suchen; kannst auch deine eigene Disposition und Präparation gleich neben den zu behandelnden Stoff sezen und kriegst so nach und nach mit den Jahren eine Art Enzyklopädie, ein Hand- oder Lehrbuch, an dem du deinz helle Freude hast. Du wolltest es nicht mehr wissen um keinen Preis. Es erspart dir wirklich sehr viel Zeit und Müh und rettet dich aus fast jeder —

Berlegenheit, besonders bei unerwünschtem oder unangenehmen Schulbesuch.

„Aber solches Einbinden aller meiner Lehrbücher kostet viel Geld. Und woher das nehmen?“ So tönts wohl da und dort aus dem Odenwald (!) Ja, das verslichte Geld hat schon manches Gute hintangehalten. Hier soll's nicht der Fall sein! Sämtliche Kosten sollen auf das Konto der Kirch- oder Schulgemeinde fallen. Jede einsichtige Behörde wird sich freuen, einen Mann im erhabenen Lehr-

amt zu wissen, der so jede Gelegenheit zu benützen sucht, die Jugend stets mit dem Besten zu bedienen und nie unvorbereitet vor sie hinzutreten. Glaubst du daher, hier irgendwelche finanzielle Bedenken oder Schwierigkeiten zu haben, nimmst einfach diese Nummer der „Volkschule“ in die Jacktasche, spazierst damit zum verehrlichen Schulratspräsidenten, -Pfleger oder Sachwalter und sagst: „Hier meine einer das; was er dazu sage?“

Soweit mein erster praktischer „Wint“. Falls du ihn nicht bereits verwirrlich hast, mach bitte einen Versuch damit. Du wirsts nicht bereuen. Gute „Blitzgedanken“ muß man gleich am richtigen Orte festnageln, sonst entwischen sie einem wieder gar so leicht und sind gerade dann nicht mehr vorhanden, wenn man ihrer am notwendigsten bedürfte. Drum nochmals: Läßt dir deine für den täglichen Gebrauch bestimmten Lehr- oder Dozentenbücher vom Buchbinder „durchbrechen“ oder „durchschlagen“!

2. Lesen und Sprechen. Liest oder spricht ein Schüler ein Wort, einen Ausdruck, einen Satz schlecht oder mangelhaft, lasse es ihn in der Zwischenzeit 3 mal ausschreiben. So wird's eingeprägt, sitzt eher und schreibt ab vor dem Faulenzen. Wird ein ganzer Abschnitt schlecht gelesen, wird dieser 1 mal abgeschrieben (natürlich nach Schluß der ordentlichen Schulzeit) und dann nachher womöglich nochmals laut vorgelesen. Konsequent so gemacht, wirds innert nützlicher Freizeit bessern.

3. Immer wiederholen lassen! Hast du selbst oder ein Schüler einen Satz, eine Bemerkung, eine Erklärung, einen Tadel, ein Lob, eine Rechnung etc. vorgesagt, lasst es jedesmal von einem Kinde, am liebsten von einem solchen, das nicht ganz dabei war, wiederholen. Das zwingt zur Aufmerksamkeit und beseitigt viele Missverständnisse. Wer versagt, hat's immer 1 bis 3 mal zu hören.

Laßt sie schlafen

So lautet ein sehr beherzigenswerter Artikel aus Dürerbund's „Gesundbrunnen“ 1926. Wir erlauben uns, einiges daraus hier wiederzugeben.

Wen läßt man schlafen? Eigentlich nur den Säugling, das kleine Kind, das noch nicht bewußt lebt. Kaum aber ist der Mensch aus diesem Dämmerzustand erwacht, so beginnt man, ihm seine Ruhe zu nehmen. Man malträtiert ihn mit Zärtlichkeiten, Lodrusen, Vorreden und Vorzeigen. Statt ihn sich selbst zu überlassen, zwingt man ihm Eindrücke auf, die er nicht zu bewältigen vermag und legt dadurch den ersten Keim zur Kinderneurose. Laßt sie schlafen! Alles wacht von selbst auf. Wenn der Schnee taut, wird sichtbar, was schon lange da war, aber nicht früher ans Licht kommen durfte. Und die Blüte? — Wem würde es einfallen, ihre Hüllblättchen zu entfernen? —

Das neue Schuljahr kommt.

Befriedigt sehen die Eltern es nahen, die einen kleinen unruhigen Geist zu Hause haben. Ein wenig ist er der Mutter im Wege, vor allem, wenn noch mehr Kinder da sind.

Und dann ist er auch „groß genug“, um in die Schule eingegliedert zu werden. „Das Kind ist so weit für sein Alter.“ Es rechnet an seinen fünf Fingern; es kann Geschichten aussagen; es kann wohl möglich schon Buchstaben malen. Also hinein ins Lehrbuch; denn man kann ja heute nicht früh genug ins Leben kommen. Früh in die Schule, frühe Examina, eine zeitig beginnende Laufbahn. Jawohl, aber oft genug auch: Früh mit dem Leben fertig, frühe Zerrüttung der Nerven, vielleicht gar früher Zusammenbruch. —

Laßt sie schlafen! Denn im wahrsten Sinne des Wortes wird das Kind aus dem Schlaf gerissen, sobald es zur Schule kommt. Weniger im ersten Schuljahr, als in den späteren, schweren, in die es viel zu früh gerät, wenn es mit sechs Jahren, oder gar vorher, in die Schule geschickt wird.

Kann man es nicht immer wieder beobachten? Das kleine Kind ist so leicht des Morgens munter; aber je älter es wird, je länger es im „Doch“ ist, desto mehr wächst seine Müdigkeit, sein Bedürfnis nach Schlaf. Und es braucht um so mehr Schlaf, je mehr geistige Lasten ihm aufgebürdet werden. Die Erwachsenen haben im Durchschnitt nicht halb soviel geistig zu bewältigen, wie das Schulkind von 10 bis 12 Jahren an.

Es ist im ganzen Leben nie wieder einzuholen, wenn dem Kinde der Schlaf beschritten wird. Schlaf ist Nahrung, Schlaf ist Stärke und Frische — Nervenkräft. Habt ihr nie beobachtet, wie schlaftrunken eure Kinder morgens sind, wie müde mittags und — leider — wie munter oft am Abend? Diese Munterkeit am Abend ist der erste Schritt zur Nervosität.

Nicht einbringlich genug können wir den Eltern sagen: Schicketeure Kinder nicht zu früh in die Schule!

Es ist ganz erstaunlich, wie leicht mit 8 Jahren, gutbehütete Mutterkinder das „Versäumte“ nachholen. Sie sind reifer im Denken und ruhiger und verständiger gegenüber Lob und Tadel. Das gesunde, normale Kind verlangt Leitung; widerstreben tun weit mehr die Schwächeren und Nervösen. Ni-

Volfschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Reditiert
von einer Kommission aktiver Lehrer | Einlendungen an
Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen

Inhalt: Erlebnisunterricht nach der Konzentrationsmethode — Das Ehrenheft — Humoristische Ede —

Erlebnisunterricht nach der Konzentrationsmethode

Von Jos. Wüest, Luzern (Fort.)

7. Lektion.

Am Rotsee.

(Aussatz.) Wir sitzen am Rotsee. In der Nähe sehe ich Wildenten. Hörch! Jetzt tönt es quaf, quaf, quaf. Dort sehe ich einen Frosch auf einem Seerosenblatt sitzen. Plumps, und jetzt fliegt er ins Wasser hinab und schwimmt. Jetzt fährt eine Bahn vorüber. Auf dem See sehe ich noch ein Schifflein fahren.

Schüler F. T., 3. Kl.

(2 orthogr. Fehler verbessert.)

Am Rotsee.

Aussatz und zugleich Lesestück.

(Arbeit des Lehrers.)

Wir sitzen am grünen Ufer des Rotsees. Rings herrscht lautlose Stille. Auf einmal tönt es quoq, quoq. Das ist der Frosch! Ja, dort streckt er seinen breiten Kopf aus dem Wasser hervor. Quarr, quarr ruft er wieder. Ein anderer antwortet mit quaf quoq. Und jetzt tönt es von allen Seiten breke, breke, quoq, quoq — breke, breke, quoq, quoq. Treten wir näher, damit wir das lustige Froschvölklein besser sehen können! Sieh, da plumpst einer ins Wasser und zeigt uns, wie man den Kopfsprung macht. Dort sitzt einer auf dem breiten Seerosenblatt. Wir können sein grünes Röcklein kaum vom Blatte unterscheiden. Jetzt hüpfst er ins Wasser und taucht und rudert nach Herzengenuss. Hörch, ferne Donner rollen. Ein Gewitter ist im Anzuge. Wir gehen heim und aus ist es mit der Froschherrlichkeit!

Darbietung des Gedichtes.

Froschlied.

Ich bin der Frosch im grünen Gras
und wohne zwischen Schilf und Rohr,
und blas' ich meinen Dudelsack,
so lauscht entzückt ein jedes Ohr. Quaf, quaf!

Ich bin der Frosch im grünen Gras
Und hab' gar herrlichen Humor.
und dirigier mit viel Geschmac
den allerschönsten Sängerkor. Quaf, quaf!

Ja, meiner Brüder fein Geschlecht
singt wunderbarlich in die Höh.
Ich selber quafe kunstgerecht
mein abgrundtieles, breites E. Quaf, quaf!



Und kommt der Storch, der Bösewicht,
und sucht sich einen leckern Schmaus,
so lachen wir ihm ins Gesicht
und schlüpfen tief ins Wasserhaus. Quaf, quaf!

Ich bin der Frosch im grünen Gras.
und hab' gar herrlichen Humor
und blase meinen Dudelsack
vergnügt durch Ried und Schilf und Rohr.
Quaf, quaf!

Wovon reden wir ferner? Der kantonale Lehrplan sagt mir, daß noch die Verkehrsmittel zu behandeln sind. Ich erzähle:

I.

Vor vielen Jahrtausenden sah es in unserer Gegend ganz anders aus. Soweit das Auge reichte, war nichts als Wald. In ihm wuchsen mächtige Bäume. Ein halbes Dutzend Knaben wären nicht im stande gewesen sie zu umspannen.

Mitten durch einen solchen Urvwald schritten zwei Männer. Diese sahen ganz anders aus, als die jetzigen Leute. Um ihre Lenden trugen sie Tierselle. Die Kopfhaare reichten bis auf die Schultern. Das Auge blitzte wie Feuer. In der Hand trugen sie einen Speer, und an der Seite hing ein Steinbeil. Vorsichtig schritten sie vorwärts, denn sie mußten aufpassen, daß sie nicht von einem wilben Tiere überraschen würden. Auf ihrer Wanderung kamen sie an einen brausenden Waldbach, der wohl fünf Meter breit sein mochte. Mit einem kräftigen Sprung setzten sie ans jenseitige Ufer. Da standen sie vor einem dichten Gestüpp. Sie wollten hindurchschlüpfen; aber wilde Brombeerranten und Stechpalmenblätter ritzten ihnen den Körper blutig. Nun bahnten sie sich mit dem Steinbeil den Weg und kamen nach unsäglicher Mühe an eine Waldlichtung. Da lagen mächtige Buchen- und Tannenstämme kreuz und quer übereinander. Vorsichtig wanden sie sich vorwärts. Endlich hatten sie wieder festen Waldboden unter ihren Füßen. Doch nur kurze Zeit! Vor ihnen lag ein Sumpf und ein kleiner See. Daher mußten sie einen großen Umweg machen. Heiß brannte die Sonne auf ihre Scheitel nieder. Schweißtropfen rannen von der Stirne. Sie wollten sich aufs weiche Moos niedersetzen und ein wenig ausruhen. Da hörten sie plötzlich das Gebrumm eines Riesenbären. Er kam aus dem nahen Gebüsch und schritt laut auf die Männer zu. Da machte er auf einmal Halt, besann sich einen Augenblick und suchte das Weite. Er getraute sich nicht, die mit Speer und Beil bewaffneten Männer anzugreifen. Nun setzten sich die Wanderer unter eine mächtige Eiche und nahmen einen Imbiß: Bärenfleisch, das sie am Feuer brieten, und Beeren. Nach kurzer Rast brachen sie auf, denn sie wollten noch vor Sonnenuntergang ihren Nachbarn am Rotsee einen Besuch abstatten. Nach großer Mühe erreichten sie abends spät ihr Ziel.

„Warum kamen die beiden Wanderer so langsam vorwärts?“ — „Warum mußten sie über den Bach springen?“ „Warum konnten sie nicht über den See?“

Hieran schließt sich die Behandlung der Verkehrsmittel: Waldweg, Fußweg, Waldstraße, Landstraße, Kantonsstraße, Post, Lastwagen, Auto, Velo, Tram, Schiff (Dampf-, Segel- und Luftschiff), Post, Eisenbahn usw.

Aufsatz:

- Was ich einst beobachtete, als ich Segelschiff, Auto, Velo, Post, Eisenbahn, Tram fuhr.
- Was ich einst auf der Straße beobachtete.

Das Tram. (Aufsatz.) Gerade vor unserm Hause fährt das Tram vorbei. Es ist blau angestrichen. Auf dem Dache sind Reklametafeln angebracht. Das Tramsfahren ist sehr kurzweilig. Ich bin auch schon gefahren. Auf beiden Seiten sind Bänke und Fenster angebracht. Alles ist braun angestrichen. An den Wänden sind Schilder angebracht. Auf diesen steht geschrieben: „Unterhaltung mit dem Fahrpersonal ist verboten“. „Ungeschützte Hutnadeln verboten“ usw. Voran auf der Plattform steht der Tramführer. Er läßt manchmal die Warnungsglocke ertönen. Vornen haben fünf und hinten acht Personen Platz. Schüler M. M. 4. Kl. (6 Fehler verbessert.)

Lestüd: „Die Verkehrswege.“

Zeichnen:

a) Betrachten und Auswendigzeichnen: Seiten- und Vorderansicht eines Tram- und Eisenbahnwagens.

b) Ab- und Auswendigzeichnen: Der Frosch. Ergänzen!

II. In der Felsenhöhle.

Der Höhlenbewohner am Rotsee grüßt die beiden Wanderer und führt sie in seine Höhle. Er heißt sie auf einem Baumstumpf Platz nehmen. Als Tisch dient ein Eichenloch. Die Mutter reicht ihnen in einem Tongefäß Ziegenmilch. Später gibt's Wildschweinfleisch und Holzäpfel. Die ganze Höhle ist mit dichtem Qualm angefüllt, denn drüber in der Ecke brennt ein Feuer. Der Rauch findet durch den engen Felsenpalt nur mühsam Abzug. Nicht weit vom Tisch ist eine Ziege angebunden. Sie verunreinigt den „Stubenboden“ und verpestet die Luft. Vater und Mutter unterhalten sich mit den Gästen. Es werden ernste und heitere Jagdberichte erzählt.

Erst gegen Mitternacht beziehen die Männer ihr Nachtlager. Es besteht aus Moos und Tiersellen. Am frühen Morgen werden sie vom Gebrumm eines Bären aufgeweckt. Er steht am Höhleneingang. Die drei Männer nehmen mit ihm den Kampf auf. Auch die ältesten Buben, ein acht- und ein zehnjähriger, kämpfen mit, währed das kleine Töchterlein sich ängstlich an die Mutter schmiegt. Es gelingt ihnen, das Untier zu erlegen. Da stürzt ein zweites und ein drittes heran. Sie alle müssen ihre Raublust mit dem Leben büßen. Nun getraut sich die ganze Familie ans Tageslicht. Man setzt sich unter eine Baumgruppe in der Nähe der Höhle und spricht von vielen Gefahren, denen man täglich ausgesetzt ist. Da kommt der Vater auf die Idee, ein Wohnhäuschen auf das Wasser zu bauen.

Es müßte auf Pfähle erstellt, mit Schilf gedeckt und durch eine aufziehbare Brücke mit dem Lande verbunden werden. Da könnte man an frischer Sonnenluft wohnen.

Man entschließt sich, mit dem Bau sofort zu beginnen. Die Nachbarn versprechen ihre Mithilfe und die Kinder jubeln: „Juhui, auf dem Wasser wohnen! In Schilf und Rohr Versteden spielen und die Brücke aufziehen, wenn die wilden Tiere kommen, daß sie einem verblüfft nachschauen! Juhui, das muß eine Freude sein!“

Wir ziehen Vergleiche zwischen der Höhlenwohnung und unserer herrlichen Sonnenwohnung.

Aufsätze:

1. Ein Handwerker im Haus.
2. Ein Hausierer vor der Türe.
3. Der Kohlenmann ist da!
4. Die Mutter backt Kuchen.
5. Die Stube wird gekehrt.
6. Beim Zubettgehen.
7. Beim Aufstehen.
8. Wenn wir Besuch bekommen.
9. Beim Abwaschen.
10. Wenn wir Schuhe wischen.
11. Der Kaminfeuer ist da!
12. Wie es in unserer Wohnstube aussieht.

Der Hausierer (Aussatz.) Gling, gling machte es bei unserer Glocke. Ich ging und schaute, wer draußen sei. Da stand ein Hausierer da. Dieser hatte eine Bürde Bürsten auf dem Rücken. Diese legte er auf den Boden und sprach: „Kaufst du mir au öbbis ab.“ Ich sagte zu meiner Mutter, sie solle heraus kommen, es sei ein Hausierer da. Meine Mutter kaufte eine Wochebürste. Sie mußte dafür 25 Rp. bezahlen. Schüler O. R., 3. Kl.

(2 orthogr. Fehler verbessert.)

Beim Abwaschen (Aussatz.) Wir nahmen das Mittagessen in der Wirtschaft. Als wir gegessen hatten, mußte ich abwaschen. Das Geschirr war noch in der Wirtschaft. Da rief ich durch den Aufzug hinab: „Gend emol das Gscheer usf, losch loni e Bomben ab.“ Da haben sie in der Wirtschaft Angst gehabt. Die Kellnerin sagte: „Es hond jetzt grad.“ Da hat sie das Geschirr hinauf geschickt. Ich nahm es, ging in die Küche und machte es sauber. Schüler A. R., 3. Kl.

(2 orthogr. Fehler verbessert.)

Der Kaminfeuer (Aussatz.) Der Kaminfeuer kommt ins Haus! Schon trappelt er die Stiege hinauf. Er geht in den Estrich. Dort läßt er eine eiserne Kugel hinunter. Bald kommt er zu uns. Die Mutter hat's nicht gern, und sie überhängt alles mit Tüchern. Jetzt kratzt er den Ruß ab. Die Kinder fürchten den Kaminfeuer. Sie singen ein Liedlein. Es heißt:

„Chomisäger, schwarze Ma
hed es schwarzes Hömli a,
mit dem Bese und dem Lumpe
macht er die böse Buobe z'gumpe!“

Die Mutter bezahlt ihn nun, und er geht einen Stock weiter hinab. Nun hat die Mutter viel zu putzen; denn der Kaminfeuer macht alles ruhig.

Schüler F. R., 4. Kl.

(1 orthogr. Fehler verbessert.)

Wie es in unserer Wohnstube aussieht. Wenn ich zur Türe hineingehe und nicht acht gebe, so schlage ich den Kopf an. Ein Schrank steht in der Ecke. Laufe ich gerade fort, so bekomme ich Bauchweh; denn der Tisch steht in der Mitte der Stube und gerade dem Eingang gegenüber. Wenn ich dann einen Blick nach links werfe, so sehe ich die Kommode. Auf derselben befindet sich eine Glasglocke, ein Kartens- und ein Photographiealbum. Rechts hängt an der Wand der Regulateur, nebst zwei Photographien von Vater und Mutter. Darunter steht das Kanapee. Auch eine Nähmaschine befindet sich daneben. Vorwärts ist der Erker. Er hat drei Fenster. Da steht ein kleines Tischchen. Darauf ist ein ausgestopftes Eichhörnchen. Hinten ist der Ofen. Schüler J. St., 4. Kl.

(2 orthogr. Fehler verbessert.)

III.

Drei kräftige Männer schreiten in den Wald. Mit Steinbeilen werden schlanken Tannen gefällt und der Ast entledigt. Die Buben und Mädchen helfen mit. Jetzt werden sie an den See gesleppt. Der Vater steigt ins Wasser. Mit unsäglicher Mühe werden Löcher in den Boden gegraben und die Pfähle hineingesetzt. Auf dieselben werden Querbalken gelegt und darauf ein Häuschen gebaut. Zwei starke Stämme dienen als Steg. Jetzt zieht die ganze Familie ins neue, lustige Heim. Auch die Ziege geht mit. Jubelnd springen die Kinder voran. Hei, da gibt es vieles auszugsuden! Von den Fröschlein lernen sie das Schwimmen und den Kopfsprung ins Wasser. Der älteste hat das Schwimmen bald erlernt, und nun gilt es, den ersten Kopfsprung auszuführen. Er steigt auf den Giebel des Häuschens und stürzt sich jauchzend in die klare Flut, taucht einige Augenblicke unter, steckt die Nase aus dem Wasser, taucht wieder unter, rudert und überschlägt sich, gerade wie's die Fröschlein machen. Im neuen Heim gibt's aber auch viel Arbeit. Ein Mädchen poliert auf einer Platte ein roh zugeschlagenes Steinbeil. Der Vater stellt aus einem Feuersteinsplitter eine Säge her. Ein Hirschhorn dient ihm als Druckstab. Die Mutter kocht in einem Tontopf einen gesunden Brei aus Hirse und Gerste. Der Großvater fertigt ein Fischnetz. Vom Nachbarn erhalten die Buben Pfeil und Bogen. Sie dürfen mit dem Vater auf die Jagd. Drüben am Waldrande wird eine Wolfsgrube gemacht. Oft fallen

die Tiere unversehens hinein und werden mit Knüppeln totgeschlagen. Am Seeufer wird der Wald ausgereutet und Weizen, Gerste und Hirse angepflanzt. Die Ziege erhält einen Weideplatz. Das angebaute Land wird mit einem Zaun umgeben, um es vor wilden Tieren zu schützen. Nun kommen auch andere Leute und bauen ihre Häuschen auf dem See. So entsteht ein Pfahldorf.

Weiterungen:

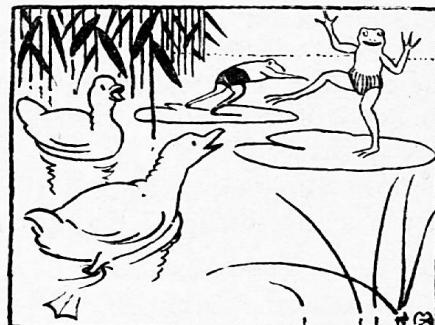
Tiere im See einst und jetzt. Tiere im Wald einst und jetzt. Beschäftigung einst und jetzt. Kleidung einst und jetzt. Gegenstände und Hausgeräte in der Pfahlbauerwohnung. Gegenstände und Hausgeräte in unserer Wohnung.

H a n d w e r k e r ! Aufsatz: Was ich in einer Schlosserei (Seilerei, Schreinerei, Schmiede, Färber) beobachtete.

L e s e s t ü c k : „Des Großvaters Heim.“

Zeichnen:

Gegenstände, die in genannten Werkstätten vorkommen.



Das Ehrenheft

M. In Nr. 7. der „Volksschule“ lese ich über das „Ehrenheft“ und erlaube mir auch eine Erfahrung anzubringen. Als ich vor 36 Jahren in S., der kleinen Stadt, meine Lehrtätigkeit begann, da gestattete ich fleißigen Schülern dann und wann, ein gut geratenes Aufsäckchen in ein Hest einzutragen, zur Belohnung des Fleisches und der guten Leistung. Vorerst sei noch bemerkt, daß ich 75 Schüler der 4. u. 5. Klasse Primarschule zu unterrichten, ein zweifelhaftes Vergnügen, hatte, denn die Schüler waren verwahrlost und süderten drauslos, daß ich achtzehnjähriges „Schulmeisterlein“ ein bedenkliches Gruseln bekam! — Und das Ehrenheft hat eine gute Wirkung getan! Es half mit zu Fleiß, Ordnung und Reinlichkeit! Das ging so: Nachdem ich die Arbeiten korrigiert hatte, erlaubte ich einem Schüler seine Arbeit als „H e i m a r b e i t“ in das Ehrenheft einzuschreiben, mit Datum und Unterschrift am Schlusse! — Das hat angespornt und Schülern und Eltern Freude bereitet! Als ich einige Heste beisammen hatte, ließ ich dieselben

einbinden und glaubte, eine ordentliche Aufsatzsammlung zu besitzen, über welche ich meine psychologischen Betrachtungen machen konnte. — Da hatte also der Lehrer nicht viel Arbeit und Zeitversäumnis!

Ich habe diese Heste auch beim Unterrichte an der 5., 6. und 7. Klasse fortgesetzt, freilich nicht immer, nicht für jede Arbeit und nicht alle Jahre. — Ich besitze aber 6 Bücher solcher Schüleraufsätze, und ich mußte bekennen, sie bereiten mir jetzt Freude und rufen manche liebe Erinnerung wach. Und mancher frühere Schüler röhmt mir jetzt noch, daß er auch die Ehre gehabt habe, in diese Sammlung zu schreiben!

Auf der Sekundarschulstufe nun unterrichtend, habe ich davon wenig Gebrauch gemacht, weil die Schüler sonst viel schreiben müssen.

Dies zur Ehrenrettung des „Ehrenheftes“! Auch dieses nur zur rechten Zeit, am rechten Ort und nicht zu oft! —

Humoristische Ecke

Ein St. Galler fragte einen Eisenbahnangestellten in Teufen: „Ischt's Bähli scho abgfahre?“ — „Waa Bähli?“ — „Ebe-n-euer Zögli?“ — „Waa Zögli? Wa woord Ehr säge, wenn—me—Eu sieg Passeschierli?“

Ein schlechtzahlender Viehhändler sah einen Bauer daher kommen, zog schnell den Kopf vom Fenster zurück und sagt der Magd, sie solle drunter nur sagen, er sei nicht zu Hause.

„Ischt de Herr dehääme?“ — „Nää, er ischt fortgange.“ — „Denn sägid—m, er soll e—n—anders mol de Grend au mitneh.“

Ei n böses Gewissen... In einem Weinrestaurtant sitzen zwei Juristen und streiten sich in einer

Prozeßsache. Plötzlich sagt der eine: „Kellner, bringen Sie mir doch mal das Strafgezehbuch!“ Nach einer Weile kommt der Kellner wieder und flüstert dem Herrn zu: „Der Wirt läßt Ihnen sagen, Sie brauchen den Wein nicht zu bezahlen.“

Weil's dreingeredt hätt! Eine treffende Antwort hat in einer altbayrischen Schule ein Knirps vom zweiten Schuljahr gegeben. Als der Lehrer, die biblische Geschichte repetierend, fragte: „Warum hat denn Gott bei der Schöpfung zuletzt die Eva erschaffen?“ antwortete der Zierer Michel prompt und sicher: „Weil's eahm (nämlich Gott) sunst allweil dreingredt hätt.“

Wolfschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Reditiert
von einer Kommission aktiver Lehrer

Einsendungen an
Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen

Inhalt: Erlebnisunterricht nach der Konzentrationsmethode — Zur Moralität des 20. Jahrhunderts —
Zum Nachdenken — Humoristische Ecke —

Erlebnisunterricht nach der Konzentrationsmethode

Von Joz. Wüest, Luzern (Fort.)

9. Lektion.

Herbst.

Die Klasse wird vor ein Apfelbäumchen geführt, das ganz mit rotwangigen Äpfeln behangen ist. Gedicht: „Do stehd es Apfelbäumli“ (aus Feld und Wald"). Freier Aussatz: „Vor dem Apfelbäumchen“.

Ein prächtiges Apfelbäumchen steht vor uns. Im dunklen Laube sehen wir rotwangige Äpfel. Jetzt fällt einer wie eine Goldkugel ins grüne Gras. Dort bleibt er liegen. Wir dürfen die Hand nicht nach ihm ausstrecken. A. H., 4. Kl.

(3 orth. Fehler verbessert.)

Du herrlicher Apfel am grünen Baum, wie glücklich bist du! Du schaukelst dich im Morgenwinde. Die Vögel sind deine Musikanten, die Spinnen deine Seiltänzerinnen und die Sommervögel deine Gespielen. Der Regen hat dein Gesicht blank gewaschen. Die Sonne hat es dir wieder getrocknet. Wie ein frisch gewaschenes Büblin schaust du aus dem Laubversteck hervor.

(Klassenarbeit.)

Besprochener Aussatz.

Der Apfel.

Du herrlicher Apfel, jetzt liegst du auf meiner Schulbank und jetzt gefällst du mir am besten. Ich entferne deine Fliege, deinen Stil und deine Rinde. Ich beiße dich an. Wie herrlich schmeckst du! In der Mitte sehe ich das Kernenhaus. Darin sind acht braune Kernlein. O könnte ich diese in ein Gärtlein pflanzen, wie die Kinder auf dem Lande.

Es gehen Klagen ein über Obstfrevel von Seiten der Schüler. Eine italienische Mutter beschlägt sich besonders über Lieblosigkeit ihres Sohnes gegenüber den Eltern. Dem Knaben, der die Anklagen der Mutter gehört hatte, werden keine weiteren Bemerkungen gemacht.

Der Lehrer erzählt:

Von einem braven Knaben.

In einem abgelegenen Bergdorflein wohnte eine arme Witwe. Sie ernährte sich und ihre fünf Kinder notdürftig vom Ertrag ihres kleinen Landgütleins. Nun wurde sie einst von einem schweren Unglück heimgesucht.

Bei einem argen Unwetter entwurzelte ein heftiger Windsturm ihre schönsten Bäume. Auch schwoll das kleine Bächlein, das bei ihrem Häuschen vorbeifloß, zum reißenden Wildbach an. In kurzer Zeit war ihr Obstgarten mit Sand und Kies überdeckt und der Stall mit beiden Ziegen fortgeschwemmt. Die Mutter war daher nicht mehr imstande, ihre Kinder ordentlich zu ernähren und zu kleiden. Anton, ihr ältester Knabe, mußte daher bei einem Bauern versorgt werden. Der Knabe war in seiner neuen Stellung stets brav und fleißig. Er bekam daher hier und da ein Trinkgeld. Das machte ihn, großes Vergnügen; denn er war stets darauf bedacht, seiner Mutter eine Ziege zu kaufen. Am besten gefiel ihm die großgehörnte, langbärtige, weiße Zottelgeiß des Bauern.

Als der Herbst kam, wurde der Knabe oft mit Obstsausessen beschäftigt. Dabei erinnerte er sich an seine liebe, gute Mutter, die sich auf den kommenden Winter nicht mehr mit Obst versorgen konnte. Aus einem Briefe seines jüngeren Bruders mußte er entnehmen, daß seine zwei jüngeren Geschwister erkrankt seien, weil die Mutter ihnen nicht mehr genügend Milch geben konnte. Da ging er zum Bauer, bot ihm für seine Zottelgeiß 40 Franken, legte ihm 30 Franken auf den Tisch und sagte, er werde den übrigen Betrag abverdienen. Der Bauer war mit dem Preise einverstanden. Noch am gleichen Tage durfte Anton mit der Ziege zur Mutter gehen. Da war niemand glücklicher, als unser braver Anton. Ihm war, als sängten die Vöglein viel heller, als blühten die Blumen viel schöner, und die Zottelgeiß hüpfte so munter neben ihm her, als würde

sie, daß sie einer armen Mutter eine Freude bereiten sollte. Zu Hause angekommen, ließ Anton einen hellen Tauchzer erschallen. Da eilte die Mutter vor das Haus. Wie war sie erstaunt, als sie ihren lieben Anton mit einer Ziege vor sich sah! Er sagte ihr, daß er die Ziege für seine liebe Mutter gekauft habe. Nun kamen auch die Kinder aus dem Hause gesprungen. Sie jubelten und tanzten um die Ziege. Der kleine Walter holte ein Glöcklein und band es ihr um den Hals.

Nun kam auch noch der Knecht des Bauern. Er übergab der Mutter zwei Säcke Apfels und einen Brief. Darin stand geschrieben:

„Ich bin mit Ihrem Anton sehr gut zufrieden. Er ist ein braver, fleißiger Junge. Wir alle haben ihn sehr gern. Die Apfels dürfen Sie als Geschenk behalten.“

Anton sorgte stets für seine Mutter. Darum war er auch im Leben glücklich. Er wurde ein rechtschaffener, angesehener Mann.

Gedicht und Lied:

„Aeb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab
Und weiche keinen Finger breit
Von Goetes Wegen ab.“

Nach dem Schulschluss geht der Italiener-Knabe zum Lehrer und sagt:

„Wills he nümme magge!“

Freier Aufsatz: „Als ich den Eltern Freude (Verdruss) machte.“

Als ich der Mutter eine Freude machte.

Einst kam ich schnell von der Schule heim. Da fragte ich meine Mutter, ob ich ihr was helfen dürfe. Sie sagte: Ja, das darfst du schon. Gehe in

den Blumenladen und kaufe schöne Blumen. Ich hatte zehn Rappen zu viel bekommen. Da kam ich schnell heim und brachte schöne Blumen. Ich bekam zehn Rappen. Dann muhte ich noch mehrere Sachen holen. Ich hatte zehn Rappen zu wenig. Da legte ich sie für die Mutter aus. Das machte ihr große Freude.

L. E.

(3 Fehler verbessert.)

Als ich der Mutter Verdruss machte.

Lebthin kam ich zu spät heim. Meine Mutter hatte schon gegessen. Deshalb sprach sie:

Wer nicht kommt zur rechten Zeit,
Ist nur das, was übrig bleibt.“

Ich schaute nach. Leider war nichts mehr auf dem Tische.

E. F.

(2 orth. Fehler korrigiert.)

Begleistoff: „Bruno“ (Lesestüd.)



Zur Moralität des 20. Jahrhunderts

Von Dr. August Rüegg

Vor einigen Tagen lasen wir in einem hiesigen Blatt in der Rubrik „Strafsgerichtsverhandlung“ folgende Geschichte eines ungeratenen Sohnes: Während seine Mutter in den Ferien weilte, ging Sch. hin und verkaufte die Möbel aus der elterlichen Wohnung, darunter ein Buffet, ein Nähtischchen und eine Nähmaschine für 130 Franken gegen eine Anzahlung von 50 Franken, trotzdem er auf diese Möbel bewußterweise gar kein Unrecht hatte. Bezeichnend ist die Art, wie er die 50 Franken durchbrachte. Mit einem 12jährigen (!) Mädchen fuhr er nach Paris. Sonderbarerweise hatte die Mutter des Mädchens gegen diese Spazierfahrt nichts einzuwenden. In Paris reichte das Geld nicht mehr zur Heimreise, und wer ihm den hierzu nowendigen Betrag in blinder Liebe zusandte, war wiederum des Sch. unglückliche Mutter.“

„Das ist nichts Besonderes,“ wird man sagen, „das kennen wir schon, ein typischer Jugendstreich.“

Und in der Tat, wie sollte man sich darüber aufregen, daß nicht nur im Jahrhundert des Paris und der Helena ein junges verliebtes Pärchen durchbrennt, daß auch in unserer modernen Ära ein Jason seine Medea entführt, und daß Tristian und Isolde sich zur Abwechslung einmal in einen Schnellzug setzen, nach Paris fahren und dort die Zaubertüre zu all den Herrlichkeiten öffnen, die man in Basel nur im Filmtheater zu sehen bekommt?

Und wer weiß denn nicht, daß Mütter ihre Söhne verwöhnen und daß ihre Güte von den Verwöhnten missbraucht wird?

Alles das ist von jeher so gewesen, und es hieße Wasser in den Rhein tragen, wollte man sich darüber ereifern. — Und dennoch läßt uns die Sache keine Ruhe. Gerade weil sie so typisch ist, und gerade weil man in unserer Zeit so leicht über derlei Dinge weg geht.

Man kann viel Verständnis für die Schwächen von Müttern und jungen Leutchen haben, und man kann zu großer Nachsicht gegenüber Menschlichkeitsfehlern geneigt sein, denen alle erliegen können und manche tatsächlich erlegen sind, und trotzdem zur Einsicht kommen, daß diese typischen Verfehlungen des modernen Großstadtlebens etwas Gemeingefährliches an sich haben. Das Schlimme daran ist nicht etwa eine drastische Gewalttätigkeit, Ungeheuerlichkeit oder Bosheit, was der Masse am ehesten den Eindruck eines argen Verbrechens macht, sondern gerade im Gegenteil, die scheinbare Harmlosigkeit, Selbstverständlichkeit, die — wenn man so sagen darf — Gerissenheit, die geschäftsmäßige Eleganz und die hemmungslose Glätte, mit der sich solche Verfehlungen vollziehen. Und daß sich selbst die Nächstbeteiligten über solche Sachen gar nicht mehr moralisch aufregen oder aufzuregen vermögen. Und doch wäre es geboten, daß man sich moralisch ereiferte. Denn man schaut in ein ganzes Mikrobennest wimmelnder Niederträchtigkeiten, Gemeinheiten und Gewissenlosigkeit, wenn man diesen Fall etwas genauer unter die Lupe nimmt. Daß ein Junge in Abwesenheit seiner sich knapp durchs Leben schlagenden Mutter ihre Habeseligkeiten zu Händen nimmt und sie zu Geld macht und das herausgeschlagene Geld in Paris verjubelt; daß eine andere Mutter ihr halbwüchsiges Mädchen mit einem solchen Galan nach Paris reisen und sich dort amüsieren läßt; daß das saubere Früchtchen von Sohn die Stirne hat, aus Paris die betrogene „alte“ schriftlich um eine Nachabvention anzupumpen, um sich in Stand zu setzen, das mit seiner Dulcinea so großzügig eingeleitete Abenteuer eben so großzügig zu Ende zu führen, das ist doch etwas starker Tabak.

Bor 100 und vor 50 Jahren noch hätten solche Leutchen in solchen Lagen gegen allerlei innere Hemmungen wie: Scham und Reue, Chr., Gewissens-, Verantwortungs-, Dankbarkeits-, Pflicht-, Rücksicht- und Pietätsgefühl anzukämpfen gehabt. Das gibt es heute einfach nicht mehr. Auf jeden Fall spielen sie keine wirksame oder auch nur spürbare Rolle. Und auch die persönlichen Widerstände warnender Freunde, liebender Eltern, zum Guten mahnender Erzieher und Geistlicher sind in Wegfall gekommen. Kein Vater, keine Mutter, kein Lehrmeister, kein Ehrenkoder, kein Arbeitsgesetz und Bewußtsein vom Ernst des Lebens wehrt ihnen. Und doch tropfen in diesem Falle die Laster der Veruntreuung, des Vertrauensmissbrauches, des Diebstahles, des Betruges, des Müßiggangs, der Feigheit, der Liederlichkeit, der Pietätlosigkeit, der Sinnenlust und der Ehrberaubung hintereinander her wie die Regentropfen an einem Telegraphendraht. Und die Fernstehenden sagen sich nur: „Mich gehts nichts an; sie müssen ja haben“ und zucken die

Achseln. Man findet höchstens dummi von der einen Mutter, daß sie ihr Mädchen und von der andern, daß sie ihren Jungen so verwöhnt habe, und von dem Mädchen, daß es sich von dem lieberlichen Kumpen habe verführen lassen, und läßt im übrigen den Dingen ihren Lauf.

Noch ärger dünkt uns freilich etwas anderes. Früher glühte bei solchen Abenteuern doch noch etwas echte Leidenschaft. Die lebensungestümten jungen Leute hatten gegen tausend sachliche Hindernisse und persönliche Schwierigkeiten anzukämpfen, und die gestauten Triebe verschafften sich dann mit explosiver Heftigkeit Lust. Davon ist hier nichts mehr zu spüren. Die Verbrecher des 20. Jahrhunderts schenken sich die Qualen der Leidenschaft. Da geht alles auf Eisenbahnmachsen und Hotelteppichen, in Cafés und Varietes, bei Dancings und Filmschaustellungen ab, so gelassen und vergnüglich, wie wenn Sechsjährige im Kinderzimmer Herr und Dame spielen. Und schließlich, wenn das Gericht sich bemüht fühlt, gegen solche Parasiten einzuschreiten, gewinnen die Uebeltäter, abgesehen von einem kleinen Rüssel, nur ein Plus an staatlicher Fürsorgeaufmerksamkeit.

Wir können uns bei allen Bemühungen, modern zu sein, einfach nicht dazu bringen, solche Zustände gut zu finden. Es ist etwas faul im Staate Dänemark, und zwar nicht nur, weil sich darin Leute finden, die solches tun, sondern noch viel mehr deshalb, weil die Gesellschaft solche Vorommisse so gelassen hinnimmt. Unsere sittliche Atmosphäre ist verseucht. Der Sauerstoff echter sittlicher Entrüstung ist ihr abhanden gekommen. Es fehlen ihr die innern und äußern Hemmungen, die ein Volk nicht entberen kann, wenn es sich bei geistiger und körperlicher Gesundheit erhalten will. Solange noch die Reserven einfacher Landleute ausreichen, solange altwärtische Tradition dem neuen Geist im Stillen Widerstand leisten und die kirchlichen Bemühungen die Epidemie der „Moderne“ bekämpfen, bleibt uns noch eine Galgenfrist. Sobald die letzten Reserven aufgebraucht oder abgebaut sind, droht uns das Abergste. Weil die Herrschaft Gottes nicht mehr anerkannt wird, deshalb stellt man keine sittlichen und religiösen Anforderungen mehr an die Menschen, man erwartet nichts mehr Besonderes von ihnen. Man tut sich keinen Zwang mehr an, sondern man gibt sich, wie man ist. Man verbittet sich die lästige Moralpaukerei und genießt das Licht des Tages, so lange die Sonne scheint. Unsere Generation ist deshalb nicht im Stande, die Katastrophe des Weltkrieges zu überwinden, weil sie die historischen Ereignisse nur noch wissenschaftlich registriert oder vom Standpunkt des materiellen Nutzens und Vorteils einschätzt. Wie war das anders in den Zeiten des Aeschylus und der Propheten Israels, in den Tagen des Paulus, des Dante und des Ig-

naz von Loyola. Damals wußte man noch, was Sünde und Sühne, Gewissen und Verdammnis sind. Heute weiß man das nicht mehr. Die Städte und die städtisch infizierten Bezirke unserer modernen Staatengesellschaft werden von Zentren der Kul-

turentwicklung mehr und mehr zu Zeiten der Kulturerziehung, wo man nicht mehr schöpferisch arbeitet, und wo weder Glaube, noch Liebe, weder Hochherzigkeit, noch Heroismus und Tatkräft gedeihen kann. (Basler Volksblatt".)

Zum Nachdenken

Nach unten schauen! Wenn wir unter unsren Mitmenschen weilen, sehen wir zu wenig nach unten, vergleichen wir uns zu oft mit den wenigen, die es „besser“ haben als wir und werden dann leicht unzufrieden. Was berechtigt uns denn, stets besser leben zu wollen, als andere leben? Und täuschen wir uns nicht oft, indem wir den „Schein“ für „Sein“ nehmen? Indem wir Wohlhabenheit vermuten, hinter deren Scheinbild sich oft die schwersten Geldsorgen verbergen? Indem wir lächelndes Eheglück feststellen, während die zur Schau getragenen Rosen oft die spitzesten Dornen verbüllen? Hast du noch nie darüber nachgedacht, daß die Straße keine Vorstellung vom wirklichen Leben gibt, daß man nur im Winkel weint, daß ein großer Teil der Bevölkerung frank und siech hinter Gardinen sieht, daß der Arme, der gesund seinen Karren mit Lumpen durch die Straßen zieht, von Wohlhabenden und Reichen um seine gesunden Glieder beneidet wird? — Sieh unter dich! Siehe

das Elend auf, um zu wissen, daß du es besser hast als mancher andere!

Nach oben schauen! Ein Arbeiter hatte in einem tiefen Brunnen zu tun und war damit beschäftigt, die Wände des Brunnens auszubessern. Da sah er in die Höhe und war auf einmal grenzenlos erstaunt, als er an dem Himmel, der ihm dunkel vorkam, Sterne funkeln sah, während es doch heller Tag war. Er wußte nicht, daß von einem tiefen Brunnen oder Schacht aus am hellen Tage die Sterne für unser Auge sichtbar werden. — So darfst du nur, wenn das Leid des Lebens seine dunklen Schleier auch über dich wirft, hinausschauen zum ewigen Himmel, wo die Sterne der Hoffnung leuchten und funkeln und als schönster Stern ein Vaterauge lieb zu dir niederblickt, als wollte es sagen: „Fürchte dich nicht, es wird dir nichts geschehen. Denn mein goldener Faden hält dich, in so tiefe Schatten du auch versinken magst!“

Humoristische Ecke

Anspruchslos. Lehrer: „Wela vo eu ha m'r säga, was für es Tierli am aspruchslosesta ischt?“ Peterli: „D'Schaba, Herr Lehrer, dia frässend nu Löcher!“

Auch eine Meinung. An einem Turnfest, das kürzlich abgehalten wurde, war folgende Inschrift zu lesen:

's sött jede Ratsherr im Schwyzerland
All' Tag der Uffschwung mache;
's hett mänge dänn de chliner Buch
Und redti gschidri Sache . . .

Medizinische Weisheit. Arzt: „Verzweifeln Sie nicht, gnädige Frau, nehmen Sie wieder am großen Leben teil und versuchen Sie doch, sich wieder zu verheiraten!“ — Witwe: „Herr Doktor, soll ich das als eine Bitte um meine Hand auffassen?“ — „Gnädige Frau, gestatten Sie mir, daß ich Ihnen ein Geheimnis anvertraue: Ein Arzt verschreibt wohl die Medizin, aber selber nimmt er sie nie!“

Wo wäre der Mann? Dame (die vor einer großen Versammlung über Frauenrechte spricht, mit Emphase): „Ich frage Sie, wo wäre der Mann,

wenn das Weib nicht wäre?“ Pause, dann mit gehobener Stimme: „Tawohl, wo wäre der Mann, wenn das Weib nicht wäre?“ Stimme aus der Versammlung: „Im Paradiese!“

„Wer andern eine Grube gräbt —“ Lehrer (zu einem sehr dummen Schüler): Hier hast du zehn Rappen; geh gleich zum Apotheker und hole dir Weisheitspulver! (Nach zehn Minuten kommt der Schüler zurück). Lehrer: „So, hast da's bekommen?“ Schüler: „Ja, zuerst wollte der Apotheker es mir nicht geben. Aber als ich ihm sagte, es sei für den Herrn Lehrer, da gab er mir's sogleich.“

Der letzte Ausweg. Ein Student hat seinen Monatswechsel im Spiel verloren und wendet sich hilfesuchend an seinen Onkel. Da dieser sich nicht erweichen lassen will, ruft der Student aus: „Dann bleibt mir nur ein Ausweg!“ und zieht — einen prächtigen Revolver aus der Tasche. „Unglücklicher, was willst du tun?“ ruft entsetzt der Onkel. „Den Revolver versetzen!“

Ehestreit. Sie (aufgereggt): „Entweder, man liebt sich oder geht auseinander!“ Er (seelenruhig): „So geh' auseinander!“

Wolfschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert
von einer Kommission aktiver Lehrer

Einsendungen an
Joh. Zingg, Lehrer, Döfstrasse 11 a, St. Gallen

Inhalt: Erlebnisunterricht nach der Konzentrationsmethode — Herr Feinöl —

Erlebnisunterricht nach der Konzentrationsmethode

Von Jos. Wüest, Luzern (Fort.)

XI. Lektion.

Luft und Wind.

Der Lehrer erzählt:

„Juhui, wie ist das Wetter so prächtig! Blauer Himmel, Sonnenlimmer, goldne Berge! Juhui wer wollte da noch länger zu Hause bleiben! Frisch auf in die sonnige Welt!“ So sang ein pausbadiger Junge und blies mit vollen Backen in die dünnen Blätter, daß sie lustig über die Straße wirbelten. Die Buben und Mädchen, die eben zur



Schule gingen, hatten ihre helle Freude, als sie die kleinen Tänzerinnen mit den hübschen, gelben Röcklein dahertanzen sahen. Aber im nächsten Augenblide kollerten auch die Bubenhüte wie verzaubert über den Schulgarten, und drüben am Wiesenrande schwangen die Strohhalme die dünnen Tanzbeine und hüpfsten vor Freude hoch in die Luft. Und der pausbackige Junge blies kräftig in die lustige Gesellschaft, strich die alte Bähgeige und spielte zum Tanze auf. Da fingen auch die Blumenstöcke zu wackeln an, die Fensterläden sprangen auf und zu, die Wäsche auf der Dachzinne schaukelte hin und her, und der alte Wetterhahn auf dem Turme singt an, vor Freude zu kreischen. Mit einem kräf-

tigen „Juhuiii“ ging der Junge in den Wald und rief: „Platz, ihr alten Grenzwächter, die ihr aus lauter Faulheit immer auf dem gleichen Platze steht!“ Der knorrigen Eiche, die ihm den Trockenkopf machte, riß er einen Arm vom Leibe und den Tannenbäumen, die sich nicht gleich verneigten, brach er das Genick. So trieb's der wilde Junge den ganzen Tag zum Vergnügen der erwachsenen Leute und zur Freude der Schulbuben.

Die Schüler schreiben ohne irgendwelche Erklärung über den „wilden Jungen“.

Der Wind. (Aussatz.) Einst saßen wir auf dem Balkon. Da fing es an zu winden. Wir wollten hineingehen, aber als ich hineingehen wollte, so blies mich der Wind zu Boden. Ich wollte aufstehen, aber es windete viel zu fest, und ich mußte hineinkriechen. Nachher mußte ich eine Kommission machen. Da nahm der Wind beide Hände voll Sand und warf sie mir ins Gesicht.

Schüler M. M., III. Kl.
(3 orthogr. Fehler verbessert.)

Der Wind. (Aussatz.) Ich kenne einen übermütigen Jungen. Er ist nie zu Hause. Wenn ein Schulknabe zur Schule geht, so bläst er ihm den Hut vom Kopfe. Den Mädchen zerzaust er die Haare und jagt ihnen die Schürzen über den Kopf. Er steigt auf das Dach und wirft Ziegel herunter. Im Sommer kann er sich recht ordentlich betragen. Er steigt auf die Terrasse und spielt mit den Blumen. In den hohen Bäumen, wo die Vöglein wohnen, schaukelt er die Wiegen der jungen Vöglein.

Schüler J. F., III. Kl.
(1 orthogr. Fehler verbessert.)

Aussäze:

1. Wann der Föhn kommt.
2. Was ich am See bei schwachem (starlem) Wind beobachtete.

Luft und Wind. (Zusammenfassung.)

Der Wind ist nichts anderes, als stark bewegte Luft. Die Ursache der Luftbewegung (des Windes) ist die ungleiche Erwärmung der Luft. Je wärmer die Luft ist, um so leichter ist sie auch. Die warme Luft steigt deshalb, und die kalte drückt zu Boden. Auch in einem Zimmer entsteht Wind. In der Nähe des Ofens steigt die Luft in die Höhe. Der innere Raum wird aber sofort wieder ausgefüllt, indem kalte Luft zuschießt. Oben strömt die warme Luft gegen Fenster und Türe, während sich die kalte Luft umgekehrt bewegt.

Stellen wir bei geöffneter Türe eine brennende Kerze unten auf den Boden, halten wir sodann eine zweite in der Mitte und eine dritte oben, so schlägt die Flamme der untersten Kerze herein, die zweite bleibt stehen und die oberste schlägt hinaus! (Warum?) (Luftwärme, Thermometer.) Den Wind können wir nicht sehen; wir hören und spüren ihn nur, wenn er in den Blättern spielt (Lüflein), wenn er durch das Zimmer bläst (Wind), oder wenn er Bäume entrurzelt und Ziegel von den Dächern wirft. (Orkan.)

A u f s a z :

Was ich einst am Fenster (auf der Straße, im Wald, im Garten) beobachtete, als es stark windete.

Die Himmelsrichtungen.

Zusammenfassung.

(Nach einer Beobachtung im Freien.)

Was wir vom Himmelsgewölbe sehen, ist Luft und hat die Gestalt einer großen Glocke. Schauen wir rings um uns, so haben wir den Eindruck, als

würde die Himmelsglocke die Erde berühren. Die kreisrunde Fläche innerhalb dieser Berührungsline heißt Gesichtskreis. Im Gesichtskreis liegen Berge, Täler, Hügel, Seen usw. Wie können wir uns aber zurechtsfinden in dieser prächtigen Rundschau?

Schauen wir mittags nach der Richtung, wo die Sonne steht! Die Gegend über welcher die Sonne mittags 12 Uhr steht, heißt mittag oder Süden. Strecken wir die Arme zur Seithalfe aus, dann zeigt die linke Hand nach der Richtung, wo die Sonne ausgeht. Das ist Morgen oder Osten. Die rechte Hand zeigt nach der Gegenb., wo die Sonne untergeht. Das ist Abend oder Westen. In unserm Rücken haben wir Mitternacht oder Norden. Norden, Osten, Westen, Süden sind die Haupthimmelsrichtungen. Zwischen Norden und Osten liegt Nordosten. Nordosten gegenüber liegt zwischen Süden und Westen Südwesten. Zwischen Norden und Westen liegt Nordwesten. Nordwesten gegenüber liegt zwischen Süden und Osten Südosten. Von Süden kommt der Südwind oder Föhn. Er bringt uns warmes Wetter. Von Osten weht der Ostwind und von Norden der Nordwind. Diese bringen uns trockene Witterung. Von Westen kommt der Westwind. Er bringt uns Regenweiter. Warum?

Gedicht: „Der Himmel.“ (III. Schulbuch.)

Lesestücke:
„Die Himmelsgegenden.“

Zeichnen.
Zeichnen einer Windrose.

Herr Feinöl

Li z z e v o n Hannes

Heute Morgen elf Uhr fünfzehn stand er vor mir, der Herr Feinöl nämlich. Vor acht Tagen hatte er mir seinen struppigen, strohhaarigen Jungen und ein kleines Mägdelein für die Unterschule gebracht. Dieses kleine Ding ist mir eine unbekannte Größe. Um so mehr brachte mich der Strohkopf von Buben seit seinem Hiersein in beinah' immerwährenden Ärger, wobei der „Strohkopf“ rein äußerliche Bezeichnung sein soll.

Was einen so ein neuer Sünder doch in Aufregung bringen kann! Glaubst du schwören zu können, du hättest überhaupt fondensierte Einfalt in deiner Klasse, so kommt sicherlich eines Tages noch so eine Nummer, die alles bisher Dagewesene zu übertreffen scheint.

Der Junge war also wirklich so ein feines Oel, weniger seiner Intelligenz wegen, als, weil er von der ersten Sekunde an nicht ruhig sitzen und um keinen Preis aufmerken konnte. Er stach aus der Klasse heraus, wie eine stachelige Distel aus dem

Blumengarten. Alles Warnen schien nutzlos, und drum schrieb ich schon an seinen Herrn Papa.

Und jetzt steht also der vor mir. Er ist ein kleines, lebhaftes Ungarmännchen mit schwarz-glänzenden Auglein. Den weiten Schlapphut hat er in den Nacken geschoben, und seine zehn Finger zappln lustig vor meiner Kravatte umher. Er spricht ein gefälliges Deutsch, dessen Lebhaftigkeit im größten Gegensatz zur Bequemlichkeit seines Sohnes steht.

„Sie haben mir geschrieben, Herr Lehrer, daß Sie mit meinem Jungen nicht zufrieden sind. Ich bin wirklich sehr erstaunt darüber; denn bisher habe ich fast immer nur guten Bericht über meinen Buben erhalten, wenn ich seine Lehrer um Auskunft bat. Beim Lehrer in — ah, wie heißt das Nest? — in Klimpershausen, ja, in Klimpershausen, war er der Drittbeste in der Klasse, denken Sie, Herr Lehrer, der Drittbeste.

„Na, aber wissen Sie, ich kenn' die Menschen und weiß darum, daß bei jedem mal die Zeit

kommt, wo er zu faulen beginnen will, und daß heißt's halt einhängen, daß solche Sachen nicht aufkommen, gelt ja?

„Schauen Sie, ich denke viel nach über die Menschen, und wie ich noch ein Bub war, hat mich ein Lehrer eine Zeitlang auferzogen. Der schickte mich manchmal vor die Klasse, und ich mußte für ihn Schule halten. Da hab' ich mir gedacht: Lehrer, das werd' ich mein Lebtag nicht, da ging' ich kaput dabei. Drum bin ich Schuster geworden, Schuster, was mich heut' noch freut und niemals reut.

„Und sehen Sie, Herr Lehrer, es ist so eine eigene Sache mit den Kindern. Es geht oft gar nicht in der Schule, wenn das Kind nicht die — na, wie sag ich? — die richtige Sympathie für seinen Lehrer hat. Es ist so ein gehöriges Hinüber- und Herüberspinnen vom Lehrer zum Kind und vom Kind zum Lehrer, daß man manchmal so recht vor Rätseln steht, nicht wahr? . . .“

„Herr Feinöl, bitte einen Augenblick! Was meinen Sie eigentlich mit dieser Sympathie da?“ fällt ich ihm ins Wort. „Ich hab' Ihnen doch berichtet, daß der Junge gar nicht einhängen will, und soviel ich aus den Zeugnissen gesehen habe, stand's bei seinen früheren Lehrern gelegentlich auch nicht besser. Was ich wissen will, ist nur das, ob Sie wünschen, daß er zur Arbeit gezwungen werde oder nicht. Heutzutag ist's notwendig, sich bei den Eltern seiner Schüler in erster Linie über diese Frage Auskunft zu holen. Ich richte mich ganz nach Ihren Wünschen, nur muß ich die Verantwortung über die eventuellen Folgen Ihnen überlassen.“

Herr Feinöl, forscht in meinem Aug'. Drauf streicht er sich das Schnäuzchen und spricht entschieden: „Ja, ja, ja, er muß runter, wenn nicht willig, so mit Gewalt.“

„Was verstehen Sie unter Gewalt?“

„Einfach, er muß. Wenn meine Kinder nicht parieren wollen, na, da schau ich sie an mit einem Blick, daß sie sich ducken wie die Kat, wenn sie süßigt hat.“

Des Männchens Augen rollen und brennen furchtbarlich, und ich stelle mich in ganzer Breite vor meine Schulstübentüre, daß es mir mit seinem Blick nicht etwa zwei Löcklein ins Zimmer bohre. Ich beneide den Ungarn tatsächlich um seinen herrlichen Augenblitz.

„Aber, Herr Feinöl, was dann, wenn der Blick nicht genügt?“

„Dann nehmen Sie den Buben nur mal her. Ich geb' zwar meinen Kindern keinen Streich. Aber schauen Sie, ich kenn' die Menschen. Es ist nicht einerlei, ob ich einige Kinder zu erziehen habe oder eine ganze Masse. Ich hab's selber erfahren, was das heißt, Massen erziehen zu müssen, hab ja selber dabei mitgeholfen. Wie ich Po-

lizeifeldwachtmeister geworden bin, na, hab ich's erfahren, was das heißt.“

Feldwachtmeister? — Das Männchen da? Ein Lachen kommt mich an; dieses zarte Wachtmeisterlein vor einer ausgerichteten Abteilung härtiger Kerle! Einfach lustig!

Schon liegt mir die Frage auf den Lippen, ob er denn fürs Militär nicht zu klein gewesen. Doch die Achtung vor dem lebhaften Ungar steigt mit einem Mal ganz bedeutend. Denn ernst hebt er wieder zu sprechen an:

„Wie ich noch gemeiner Soldat gewesen bin, na, da hab' ich auch oft gedacht, die Behandlung der Mannschaft durch die Offiziere wäre eine grundverschuldet. Wie ich aber in die Unteroffiziersklasse vorgerückt bin — denn wissen's, ich war vor dem Krieg zwei Jahre als Soldat in der Herzegowina und nachher noch vier Jahre im Krieg — da hab ich gesehen, daß halt viele, viele keine Hand rühren, wenn nicht das eiserne Muß gilt. Wollt' ich mit den Kameraden in aller Lieb' und Güte was erarbeiten, dann hingen sie mir so faul im Gewehr, daß ich am liebsten davon gelaufen wär'. Und doch fehlte es nicht an der Liebe der Leute zu mir; ich hab sie verstanden wie ein Vater seine Buben, hab' jede Kleinigkeit mit ihnen geteilt und getragen. Donnerwetter, Kerls, sagt' ich oft zu ihnen, könnt ihr denn nur einhängen, wenn man brüllt wie ein Löwe und wie verrückt vor euch umher suchtelt. Aber der Gemeine glaubt halt, was er schaffe, tu er für den Vorgesetzten. Als ob der etwas davon hätte.“

„Grob so scheint mir die Sache auch in der Schule zu sein. Die Kinder glauben wohl auch für den Lehrer zu arbeiten. Das ist ja zu verstehen, weil's eben noch Kinder sind. Aber wenn die Alten meinen, der Lehrer hätt' was davon, wenn er seine Zöglinge in die Zügel nimmt, so ist das mehr als nur dumm. Wie gesagt: Nehmen Sie meinen Jungen in die Finger, ich bitt' Sie darum.“

Was mir da der Mann mit ungarischer Feurigkeit entwickelte, stimmte so sehr mit meiner eigenen Meinung überein, daß ich meine lebhafte Zustimmung kund gebe. Drauf philosophiert er lustig weiter:

„Ich hab mir schon oft gedacht, die Welt müßte eigentlich ganz anders sein, wenn jeder Mensch gelernt hätte, sein eigenes Ich zu überwinden. Aber da fehlt's. Man will kein Muß mehr.“

Wie herrlich er dieses Muß aussprach! Das Fäustchen schwang er mit eleganter Wucht, die Augen sprühten, und die Zähne schnitten das Muß so haarscharf ab, daß es klang wie eine scharf geschliffene Sense im Getreidesfeld.

Ein Rätsel ist er mir doch, der liebe Kerl. Anfänglich die Angst um seinen Jungen, und jetzt der

entschiedene Wille, seinen Buben das Muß um jeden Preis kosten zu lassen.

Ernst ist es ihm mit der Erziehung seiner Kinder, und mit der herzlichen, ja beinah' ängstlichen Liebe zu seinen Sprößlingen mischt sich die aus Erfahrung geschöpfte Erkenntnis, daß ein Mensch nur dann brauchbar und glücklich werden kann, wenn er einmal sich selber überwinden gelernt hat.

Und nun springt er ab von seinem Sohne, und weich wie Zigeunergeige klingt sein Wort, da er von seiner Kleinen, die der dritten Klasse angehört, zu sprechen beginnt:

„Also dem Jungen helfen Sie auf die Beine, nicht wahr. Aber mein Mädel, das ist ein eigen-tümlich Ding. Oh, wenn man nur so einem Kind in das Gehirn hinein gucken könnte. Ach Gott, die Kinder sind so schwer zu verstehen. — Ich bin Psycholog, glauben Sie mir nur . . .“

Ta, ich glaubte.

„. . . und kenne die Menschen gut. Wenn so ein Erwachsener oft geistesabwesend ist, na, der verrät sich bald, wo er gewesen. Ist er ein Säusler oder Schweinekerl, es kommt ihm bald raus. Mit irgend einem Wort muß er sich verraten. Aber sagen Sie mir, wo, wo ist denn so ein Kind, wenn es scheinbar gebankenlos in die Welt hineinstaunt? Ach Gott, könnt' ich nur das einmal erfahren! Ein einziger Mensch hat mein Kind bisher verstanden, eine alte Lehrerin.

„Und das arme Tröpfchen sitzt in der dritten Klasse; in der zweiten wär's ihm doch viel wohler. Meinen Sie nicht auch, es müßte dem Kind nur von Vorteil sein, wenn es in die Unterklasse versetzt würde?“

Lebhaft stimmte ich dem Vater bei, und ebenso lebhaft bedauerte ich, dem Herrn Feinöl, dem kleinen, lebhaften Ungarmännchen den Abschied geben zu müssen, weil drinnen in der Klasse Männlein und Weiblein darauf warten, den Moses Wasser aus dem Felsen schlagen zu lassen.

Das muß ich aber doch noch sagen, bevor ich in der Schulstube verschwinde: „Soviel Glaube an das Kind und Verständnis für dessen Bedürfnisse wie bei diesem Fremdling da, habe ich in Israel noch selten gefunden.“

So erlebt und geschrieben zu Anfang November. Drei Wochen später.

Ein Brief des Herrn Feinöl ist eingetroffen:

„Bedaure sehr das ich nun meinerseit mich gezwungen fühle Sie mit diesem Schreiben zu belästigen! laut unserer letzten Unterredung gebe ich mir mühe die Arbeiten meines Sohnes zu Prüfen und zu überwachen nun ist heute der zweite Fall in dem er mir klagt seine Rechnungen seien falsch (unterstrichen!) habe dieselben selbst kontrolliert und würde Sie bitten mir die enthaltenen (sollte wohl heißen: Fehler) zu notieren (unterstrichen!) das heist voraugen zu führen.

Gehe mit Ihnen insfern einig das ich bei meinem Kinde keine Liederlechkeit (unterstrichen!) dulden werde bin aber absolut nicht Gewillt mich von irgend einem Ihrer Schüler (unterstrichen!) als Idioten hinstellen lassen werde als ob ich nicht fähig wäre auszurechnen wie viel 5×15 Fr. 40 Et. wären?

„ersuche Sie darum höflichst die Sache zu untersuchen nicht ganz einfach jede Arbeit des Kindes führ schlecht hinstellen zu lassen ich kann nur hinzufügen das ich jede Arbeit überwache, jetzt erst recht da mit es auffällt dieser sonderbare recht sprach.

Hochachtend Feinöl.“

Wie einen doch so ein Brieflein, auch wenn es an und für sich recht amüsant ist, für den Augenblick in dumme Aufregung bringen kann! Da hatte ich geglaubt, der kleine Ungar wäre für Jahrzehnte von meinem ehrlichen Willen, aus seinem Sprößling was Rechtes machen zu helfen, überzeugt. Und nun dieser Brief, der gewiß häßlich und bestimmt aussah, mir aber durchaus nicht recht gefiel. Nun, wenigstens war der Herr Feinöl ehrlich und hatte sich an den Richtigen gewandt. Also konnte ich ihm antworten:

„Geehrter Herr Feinöl!

Vorerst meinen besten Dank für Ihren Brief. So ist's recht: Wenn man was im Kopf hat, heraus damit! Aber so ein klein wenig bin ich schon erstaunt, daß nach Ihren damaligen trefflichen Darlegungen Ihr Vertrauen zu mir nur drei Wochen alt werden konnte, um nun schon wieder gegenüber den Klagen Ihres Jungen unterlegen zu müssen. Ich kann Ihnen den Sachverhalt in wenigen Worten erklären. Selbstverständlich fällt es keinem Menschen, weder meinen Schülern noch mir, ein, von Ihnen irgendwelche despaktierliche Meinung zu haben. Sie haben mit Ihrem Hans ganz recht ausgerechnet, daß 5×15 Fr. 40 Rp. ehrlich und redlich 77 Fr. ausmachen. Aber gülten Sie mal das Rechnungsbüchlein Ihres Jungen an. Da werden Sie bei etwälcher Aufmerksamkeit sehen, daß wir halt 5×17 Fr. 40 Rp. (also siebzehn Fr.) auszurechnen hatten, was meines Erachtens nicht ganz das Gleiche ist. Und so steht's gewöhnlich, wenn wir in der Schule Ihrem Hans die Rechnungen zu unserm größten Leidwesen nicht als ganz recht gelten lassen können.

Im Uebrigen nur die ganz leise Mahnung: Lassen Sie sich von Ihrem Sohne nicht weich machen!

Mit den besten Grüßen etc.“

Diese Lektion hat dem strammen Expolizeifeldwachtmeister ungemein wohl getan. Jetzt stellte er sich stramm auf Seite des Lehrers. Wie lange er die Probe bestanden hätte, konnte ich leider nicht mehr kontrollieren, da Vater und Sohn ganz unerwartet sich in die weiten Ebenen Ungarns verzogen. Schade, schade! — —

Bolfschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Meditiert
von einer Kommission aktiver Lehrer

Einsendungen an
Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen

Inhalt: Höflichkeit und Sitte — einst und jetzt — Unübersetzbares Schweizerdeutsch

Höflichkeit und Sitte — einst und jetzt

Von K. Schöbi

Motto: Mit dem Hute in der Hand kommt man durch das ganze Land.

Es ist das ein altes Sprichwort, hat aber seine Bedeutung für Jugend und Volk auch heute nicht verloren. Wie leer und trostlos, unfreundlich und frostig kommt es doch den Leuten vom Lande vor in der Stadt oder in industriereicher Ortschaft, wenn alles so geschäftig und grußlos an ihnen vorbereitet, und unwillkürlich kommen einem Schillers Worte im „Wilhelm Tell“ in den Sinn:

„Da treibt sich einer an dem andern rasch und fremd vorüber und fragt nicht nach seinem Schmerz.“

Mehr und mehr will sich dieses grußlose aneinander Vorübergehen auch auf dem Lande einschleichen. Unsere Jugend will nicht mehr grüßen, sie hat das Grüßen nie gelernt oder wieder verlernt. Da ist es gut, wenn Schule, Elternhaus und Oeffentlichkeit wohl darüber wachen, daß so alte Volksitten im Hafsten und Drängen des heutigen Alltags nicht verloren gehen.

Wie warm und treuherzig klang in meiner Jugend unter uns Rheintalern der alte Gruß: „Gott grüehi!“ und beim Abschied: „Bhüet di Gott!“ Wie nüchtern und wie abgeschliffen dagegen tönts heute dort und andernorts: „Grüezi“ und „Aldie“, wie fremd und kalt das „Salü“! oder gar das „Tschau“! Wir merken gar nicht, was für blöde, fremde Dinger wir eingetauscht um so manche see-senvolle Grußworte aus alter Zeit. Heute wird „condoliert“ im Trauersalle und „gratuliert“ bei Verlobung, Hochzeit und Kindstaufe. Wie wenige denken sich etwas bei den fremden Ausdrücken: Ich „condoliere!“ Ich „gratuliere“. Wie viel inniger und herzlicher sprach man früher, da man noch bei Trauersällen ins Nachbarhaus ging, um zu „wachen“ (d. h. zu beten) und beim Eintritt ins Trauerhaus grüßte: „Tröst eu Gott i euem Leid!“ oder wenn man Neuvermählten die Hand drückte:

„Ich wünsche eu 's Herrgotts Glück!“ Dem Niedenden rief man nicht ein „Prosit“ zu, sondern ein „Helf dir Gott!“ Dem in die Kirche Eilenden: „Wünsch gute Andacht!“ Und wie nüchtern macht sich das: „Prosit“ und das: „Guten Appetit!“ beim Trinken und Essen gegenüber dem: „Zum Wohlsein!“ oder „Gegnes Gott!“ „Merci“, sagt heute der Beschenkte oder wenns noch viel ist: „Ich danke bestens!“ Und früher hieß es so schön: „Vergelts Gott, vielmals, viel tausendmal!“ Wie nüchtern und kalt nimmt sich heute im Zeitalter der Neujahrsfärchen und der Collectivgratulation der Neujahrsgruß aus, während einem früher ein jeder Begegnende „ein glückseliges Neujahr!“ zutrieß „und daß du noch mit vielen Freuden könnest leben und selig sterben“! So tönte es noch weiter, wenn man in der Eile schon ein Stück weiter gelaufen war.

War die Zeit vor dem Kriege schon poesie leer genug, und hat sie bei ihrem Zuge nach dem Materialien das ideale Grüßen immer weniger beachtet, so hat der Krieg Sitten und Gebräuche kaum verfeinert. Stand ich da eines Morgens auf dem Trottoir einer Stadt, einem Armeesammelplatz. Eben war wieder Militär für den Morgen aufgeboten worden, und so hörte ich denn aus nächster Nähe den gewiß „herzlichen“ Gruß eines Soldaten an seinen Waffengefährten in biederem Kameradentone: So, du verrückte Siech, bist au no am Lebe!

Im vergangenen Sommer machte eine Notiz in den Blättern der Ostschweiz die Runde:

„Kürzlich waren wir,“ so erzählt ein Korrespondent der „Glarner Nachrichten“, in Wattwil und Lichtensteig. Was uns auffiel, war die gesittete Jugend. Lustig und fröhlich spielten die Kinder, kein grobes Wort, geschweige denn ein Fluch war zu vernehmen. Und nun vergleiche man damit unsere Jugend! Raum ein Satz ohne rohe Ausdrücke, ohne Flüche häßlichster Art:

Ganz kleine Kinder hört man schon bei jeder Gelegenheit sagen: Du Chaib! und wie die andern groben Ausdrücke lauten. Schule und Elternhaus könnten da viel abhelfen, die Eltern mit gutem Beispiel, die Lehrer mit unermüdlichen Ermahnungen. Wir fragten in Wattwil ein älteres, einfaches Ehepaar, woher diese Wohlgezogenheit der Jugend stamme, die uns so ungemein sympathisch berührte. Einstimmig sagten sie: Ja, da sind unsere Schulen schuld, da wird es einem von klein auf mit allem Ernst eingeprägt, wie man sich zu benehmen habe, da wird nichts Rohes durchgelassen. Wir ermangeln nicht, diesen ehrenwollen Ausspruch auch unsern Lehrern beim Schulbeginn ins Tagebuch zu schreiben! — Der Einfluß eines pflichtgetreuen, verehrten Lehrers ist ungeheuer groß — man denke nur an die eigene Schulzeit zurück." —

Ich will nun mit der Anführung des obigen Artikelchens gewiß nicht auf die bekannte, in allen Führern und Zeitschriften gepriesene, angeborene Freundlichkeit des toggenburgischen Völkleins hinweisen, gegenteils vermute ich, daß der Schreiber aus dem Glarnerland lauter Musterbeispiele angetroffen habe. Immerhin gab mir der Artikel erwünschte Gelegenheit, mit meinen Schülern über das Kapitel Höflichkeit zu sprechen, und sie mochten wohl aus dem Gehörten ersehen, wie sehr man die Höflichkeit der Kinder in Erwachsenentreisen zu schätzen weiß. Ein Kollege weiter unten an der Thur aber stellte unsere Lichtensteiger- und Wattwilerbuben geradezu als Engel hin und spornte seine Wilerbuben zur Nachahmung der Musterbeispiele von Höflichkeit an, wie sie nur im Toggenburg gedeihen sollen.

Doch Spaz beiseite! Wir mögen dem genannten Eingesandt immerhin entnehmen, wie wohltuend es anmutet, wenn sich unsere Jugend anständig aufführt, Einheimische und Fremde grüßt, und es darf das Kapitel Höflichkeit auch in der Schule zur Behandlung kommen. Die alten Lelestücklein vom „Spaßenmichel“ und „Vom Joggeli, zieh das Käppli ab!“ sind doch nicht so ohne. Leiten sie ja ohne weiteres zum berührten Kapitelchen über und finden gewiß allüberall ihre praktischen Nutzanwendungen.

Die Schule aber darf auch sehr wohl auf die Schönheit unserer alten Gruhworte hinweisen und sie wieder an die Stelle der eingeschmuggelten fremden Gedern setzen. Pflegen wir den Heimatschutz nicht bloß dort, wo es gilt, stilgerechte Bauten und landschaftliche Intimitäten, alte Möbel und Gebrauchsgegenstände der Nachwelt zu überliefern, sondern auch der Erhaltung alter, guter Sitten. Kampf gegen alles Fremde, Unschweizerische und Grobe, das sich einschleichen will und

schon eingeschlichen hat! Soll da die Schule nicht mitmachen wollen?

Nun wenn alle drei Faktoren, Schule, Elternhaus und Öffentlichkeit zusammenstehen und darauf halten, daß sich die Jugend von heute anständig aufführt, daß sie auch wieder grüßt, werden die Klagen über verrohte Jugend nach und nach verstummen. Fragen wir uns darum:

1. Wie kann die Schule zu Anstand und Höflichkeit erziehen?

Wo der Lehrer einer Gesamtschule vorsteht und die Kleinsten an seiner Hand hinaufführt bis zur Schulentlassung, da kann wohl am entschiedensten und konsequentesten zur Höflichkeit erzogen werden. Da muß sich der Sinn für Höflichkeit wohl so der ganzen Schule und Jugend aufprägen, daß er Schulbesuchern, auch Fremden, die ins Dorfchen kommen, angenehm auffallen muß.

Wo aber zwei, drei oder mehr Lehrer sich in die Klassen teilen, ist es gut, wenn sich die betr. Lehrkräfte grundfächlich über die Sache aussprechen und hernach gewisse Konsequenzen bes folgen, damit nicht späterhin der andere wieder umstößt, was der eine aufgebaut hat. Gibt es doch erfahrungsgemäß Lehrer der oberen Klassen, welche sich die schöne Sitte des Grüßens mit der Hand nicht bloß auf der Gasse, sondern selbst bei Beginn und Schluß der Schule verbitten, den schönen Gruß: „Grüß Gott, Herr Lehrer!“ lächerlich finden oder lächerlich machen und sich lieber mit: „Guten Tag, Herr Steiner“ oder: „Abiö, Herr Kekler“ anreden lassen. Es ist ja nicht immer eine angenehme Sache, zu grüßen, wenn man bemerkt, wie sich so verschieden saubere Hände einem entgegenstreden. Gar oft muß der eine Schüler in der Eile seine Nase noch mit der Hand putzen, ehe er die Hand zum Gruße hinhält. Es wird aber nicht schaden, wenn man so einen Dreckstein erst zum Brunnen schütt, bevor man sich seinen Gruß gefallen läßt und der Schüler hat so gleich zwei Dinge üben können, Reinlichkeit und die Höflichkeit.

Wie die Schüler ins Schulhaus eintreten und wie sie es verlassen, das zeigt schon ziemlich wohl den Grad der Höflichkeit und Wohlanständigkeit. Es wird nicht zu viel verlangt sein, wenn jeder Radau beim Eintritt und beim Verlassen des Schulhauses verpönt wird. Wo die Schulstunden gerade an den Gottesdienst anschließen, wird die Schülerschar in wohlgeordneten Reihen sich vom Gotteshaus zum Schulhaus begeben. Man wird die Schüler daran gewöhnen, daß sie sich beim Verlassen des Schulzimmers zur Pause oder am Schlusse der Schulstunden erst in Reihen aufstellen, den Lehrer beim Grüßen auch ansehen, — mit einem bloßen Händedruck wirds nicht getan sein, — um sich dann ruhig und gesittet die Treppe hinunter zu begeben.

Gar oft mags ja so den Buben etwas zu langsam gehen; sie können nicht wohl nur Stufe um Stufe schreiten, — nein, in einem Hupf wird die ganze Treppe von oben bis unten übersprungen oder gar auf den Treppenlehnen hinuntergerutscht. Wie wärs aber, wenn einer der Lehrer so zur Abwechslung einmal drunten stände vor dem Ausgang und jeden ungebürglichen Drauflosrennen sachte beim Ärmel nähme und wieder hinaufbeförderte in sein Klassenzimmer, daß er dort in aller Ruhe noch ein Kapitelchen über Höflichkeit und Anstand für sich läse, überdachte oder abschriebe? Aufsicht in der Pause ist gut und recht, hie und da eine Stichprobe am Schulschlusz ebenfalls sehr vorteilhaft. Haben wir's seinerzeit nicht auch so gehabt? Ein Mitschüler hat mir später bekannt, daß er erst in der Lehrzeit bei seinem Meister, der sehr auf Ordnung und Anstand gehalten, gelernt habe, ruhig und Stufe für Stufe treppauf und -ab zu gehen.

Zur Beurteilung der Höflichkeitsformen unserer Intergebenen sollten wir auch hie und da auf ihre Umgangssprache lauschen, wenn sie sich unbemerkt glauben. Da will mit scheinen, es gehöre heute zum Bubenhaften und Kräftigen, immer zu einem jeden Adjektiv eine Sau veranzustellen. Da ist etwas saudumm und sauglatt, saugroß, aber auch sauklein, saugrob und sausein, saubillig, aber auch sauteuer! Man wird unschwer auf dem Spielplatze oder bei Bewunderungsaustrufen bei Wanderungen etc. solche Ausdrücke zu hören bekommen und vielleicht dann grad an Ort und Stelle auf das Lächerliche solcher Ausprüche hinweisen, auf den Unsinn z. B., der darin liegt, ein saulanges Drahtseil, oder „ein sauseines Essen“!

Aber auch andere grobkloßige Ausdrücke! Heute „haut“ mans bei jeder Gelegenheit. Man „hauts in den Topf“, „man hauts auf den Baum“. „Wir hauens in den Wald“. „Wir hauen den Sport“. So hört mans bei jeder Gelegenheit und wenig fehlt, so stehlen sich solche Kraftausdrücke sogar bis ins Aufsatzzettel hinein. „Chaibeschön“ und „chogewüest“ u. andere häßliche Ausdrücke, die man auch so oft hört, seien hier als weitere „Musterbeispiele“ von Kraftausdrücken nur angeführt.

Die Leser der „Volkschule“ wären ohne Zweifel im Falle, solche Beispiele noch zu mehren. Woher sie kommen mögen? Suchen wir nicht alle Schuld bei einer kraffsprudelnden Jugend. Hören wir zu, wies etwa an Arbeitsstellen, auf Spiel- und Sportplätzen tönt und verwundern wir uns nicht, wenn der Schüler mit seinem angeborenen Nachahmungstrieb und der Grozmannsucht offene Ohren nicht nur für Kraftausdrücke, sondern auch für Fluchwörter aller Art hat.

Ganz abgesehen von dieser, mehr spontan in den Unterricht getragenen Besprechungen gibt es auch bei der Behandlung von Erzählungen und Gedichten so oft Gelegenheit, von Anstand und Höflichkeit, von zarter Rücksicht gegen Alte und Gebrechliche oder von Typen, die durch gewisse Eigenheiten auffallen und gleich zum Spott und zum Spielball unserer Jugend werden, zu sprechen, aber auch auf das Häßliche von Leibernamen und Schimpfnamen hinzuweisen. Ich will davon absehen, hier weiter auszuholen, genug, — daß der Lehrer die Sache für so wertvoll hält, daß er bei jeder Gelegenheit darauf zu sprechen kommt. Denn steter Tropfen höhlt den Stein!

Unübersetzbares Schweizerdeutsch

Von Otto v. Grenerz

Unübersetzbar sind vor allem die schweizerdeutschen Namen für Sachen, die in der Schweiz ihre einzige oder hauptsächliche Heimat haben und hier nicht einmal eindeutig gebraucht werden; Ausdrücke aus der Alp- und Milchwirtschaft, wie z. B. die Namen für Milchgefäße: außer Brente und Gepse noch Melchter, Tause, Muttle, Bodli Tutel, Folle, Lagel, Stande u. a.; oder für verschiedene Arten, besser Abarten des Käses: Ploderhäas, Biser-, Gugger-, Spalle- oder Sprinz-, Schmätter- oder Lutjchhäas, Chitzichäs, Tommen und Wigger. Dann die unzähligen Ausdrücke, die wir der scharfen Naturbeobachtung der Aelpler verdanken, z. B. für die verschiedenen Eigenschaften des Schnees. Der Grindelwaldner unterscheidet balliga, trättiga, treiliga Schnee, Schnee wo sie stolled, pludriga wird, anderseits graisteta, grusteta, hächa, überschöfna (beim Föhn), gugeta Schnee. Wer übersetzt das? Oder man versuche es mit seinen Ausdrücken für

die verschiedenen Stärkegrade des Regens: e Steipeta, e Sprizeta, es Schittelli, es Rägelli, e Schmeizeta, e Schitti, e Schuurt, e Guz. Unzählig und auch für uns heute nicht scharf auseinanderzuhalten sind die Namen für all die Bergformen des Voralpen- und Hügellandes: neben den leicht verständlichen Hubel, Hoger, Buel, Halde und Flue auch Chnubel, Chnolle, Galm, Gütsch Gupf, Tschugge, Chipf, Gumm, Wang, (nicht = Wand), Chlapf, Egg, Nolle, Balm u. a. Wie blaß, verschwommen wird manches dieser Wörter in der Übersetzung!

Wie alle Mundarten, ist auch das Schweizerdeutsch unerschöpflich in spöttischen, meist lautsinnbildlichen Bezeichnungen lächerlicher Menschenarten. Die vornehme Schriftsprache verstummt da in ihrer Armut, wogegen die Mundart so recht in ihrem Element ist. Für eine dicke, schwammige, dazu träge oder nachlässige Weibsperson verfüge

ich allein schon über acht berndeutsche Titulaturen: e Plodere, Pfudere, Plätttere, e Tuntle, e Pfuite, e Müesli, es Pflaag, es Pflaatsh. Den männlichen Waschlappen dagegen, den Hasenfuß und Leistetreter, kenne ich unter sechserlei Namen von ungleichem Wert: als Höseler, Plöterler, Schlotteder, Schlufi, Plaasti und Hösi.

Groß ist die Auswahl schallnachahmender Zeitwörter im Schweizerdeutschen. Wer in die Lage kommt, sie ins Schriftdeutsche übersetzen zu müssen, z. B. in einem Mundartwörterbuch oder auch als Deutschlehrer, muß Zeit und Geduld haben; aber auch mit Zeit und Geduld wird er vielleicht die Waffen strecken vor: chräschle, sprätzle, chirble, pfuse, pfudere, pfurre, brätsche, täfsche, chläpfe, chnätsche, gire, gire; dazu die vielen aus Zeitwörtern abgeleiteten Begriffsnamen ohne Ableitungssilben, wie Brätsch, Tätsch, Chlapf, Gir, Platsh, Geuß, Stups, Spruz — alle männlich, — sowie die sächlichen Sammelnamen mit der Vorsilbe Ge-, die aber durch Angleichung häufig verschwindet: es Gslotsh, es Ghafel, es Ghär, es Gjubel, es Gjeuf, es Gsturm, Glamaash, Tamp, Priegg, Zaagg, Trätsch usw. Oder die weiblichen Sammelwörter auf -ete: e Tischete (Tisch voll), Stubete, Bärete (Schubkarre voll), Charete, Tröschete, Gablete, Schuslete (Schaufel voll), sowie überhaupt mannigfach gebildete Hauptwörter mit dem Sinne der Menge, des Haufens, angefangen mit Hampsel (Handvoll), Arsel (Armvoll), dann den Begriff steigernd und unterscheidend: Schübel, Wüusch, Rüstig, Gräbel, Räblete, Robete, Chuppele, Tschupp, Harst.

Eine harte Nutz für den Ueberseizer sind auch die vielen Zeitwörter, die eine hastige, geschäftige oder auch schmußige Tätigkeit der Hände bezeichnen, wie fingerle, niggele, nissele, chnüble, gäggele, bäschele (etwa = basteln), nusche, wusche, nüele, gusle, chosle, geutsche, haare, schlaargge, tangge. Für flopfen, pochen (mit der Hand) kenne ich allein aus dem Berndeutschen acht Wörter mit deutlichen Unterschieden des Grades und der Art: pole, popple, topple, chnode (mit dem Knöchel auf den Tisch), hosche (um Einlaß anklopfen), chlopferle, böpperle (immer leiser), döppele.

Die letzten Beispiele mahnen uns an die Ausdruckskraft der Verkleinerung, die im Schweizerdeutschen so mannigfache und reizende Spielarten aufweist. Halten wir uns nur noch an die Zeitwörter! Was wird im Schriftdeutschen aus dem zierlichen, kindlichen tänzerle, lügele, gügsle, güggele, gspätle, röfle, wägele? Was aus frägle, förschle, sprächle, föpple, pädle? Im Wallis tadeln eine Mutter ihre allzu gemächlich spinnende oder windende Tochter: Das ischt nit; du spinzärlust u winzärlust numa! Unerhörlich im Ableiten zielloser Zeitwörter von Dingwörtern ist unsere Mundart noch heute. Tätigkeiten, die mit Garten, Kohl,

Sand, Honig usw. zu tun haben, heiße gartne, chöhle, sande, hungge, haage, zwune, pfaade, straße, chirse, nutse, öpsele usw. Bei den Haaren nehmen heißt einfach haare, bei den Ohren: ohre. Neuschöpfungen gibt es da jederzeit. Unlängst hörte ich das Wort chlemmbiisse: einem das Klemmgebiss anlegen, bildlich: ihn bändigen und Mores lehren; ähnliche Zusammensetzungen sind z. B. großhanse, trüebale, armüetele, hochmüetele, schmalbarte. Wer übersetzt dürestiere, ermunele (wie ein Muni d. h. Stier etwas ertrohen wollen), gnüegèle, füreböhnele! Wie gedrungen ist der Ausdruck in den unpersönlichen Ableitungen von Haupt- und Beiwörtern: es warmet, chuelet, stillet, suberet, es wohllet eim, es baaset eim, und im Sinn von ergiebigem Ertrag: es hornet brav (gibt reichlich Korn) es strouet, es garbet, saftet, chorbet und sadet (füllt Körbe und Säcke).

Der Reichtum an Ableitungsformen mit seinen Abschattungen gefühlsmäßiger Bedeutung zeigt sich so recht bei den Personennamen. Dem hochdeutschen Rosa, Rose, Röse, Röschen, Rosette stehen gegenüber: Rosali, Rose, Rosi, Röse, Rosle, Rösl, Rösi, Roseli, Röseli, Rosette, Rosetti, Rosettli, Rosetteli. Auch Gattungsnamen können so vielgestaltig auftreten und den Ueberseizer in Verlegenheit bringen, z. B. die Spielformen für Mädchen: Meitli, Meitschi, Meitle, Meite, Meiti, Meiteli, Meigge — von der zärtlichen Liebkosung bis zur burschikosen Neckform.

Was aber den Schweizer wenn er Schriftdeutsch spricht oder schreibt, am meisten verwirrt, das sind die unübersetzbaren Redeteilchen (Partikeln), die seine mundartliche Rede durchziehen und der nächsten logischen Aussage die Stimmungswärme geben, wie das Sonnen- oder Lampenlicht einem sonst kalten, gleichgültigen Zimmer. Ich meine all diese halt, drum, neue, ase, nadisch, allwág, goppel, wäger, emel, doch de, glich, öppe, ächt, sei usw. ohne welche die allergebräuchlichsten schweizerdeutschen Wendungen dahinfallen mühten. Man könnte nicht mehr sagen: I weiß doch neue nid . . . Es isch mer doch no gsi . . . Das chunt mer jütz wäger e chli stozig . . . Es het mi gwüsz ase bald glusst . . Das isch jütz emel o!

Aber das sind ja alles nur Wörter und Wendungen und eine Sprache ist kein Wörterbuch und keine Phrasologie, sondern ein Strom von Sprachlauten, in deren Stimmbewegung sich unwillkürlich und sinnbildlich ihr tiefstes Wesen offenbart. Man mühte den Tonfall eines „Eh, gscheih nüt Böser!“ . . . „Bhüet di Gott und zürn mer nüt!“ oder eines „Deppis Dumms elo!“ . . . und „Da wole, dir wett-i chüechle!“ übersetzen können, um die Seele der Mundart wiederzugeben.

Allein hier hat alle Uebersetzungskunst ein Ende.

(Aus der Schweizernummer der „Zeitschrift des deutschen Sprachvereins“.)

Volfschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert
von einer Kommission aktiver Lehrer

Ein sendungen an
Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen D

Inhalt: Höflichkeit und Sitte — einst und jetzt — Ein lieber Bekannter ist wieder da! — Von den guten Gelegenheiten.

Höflichkeit und Sitte — einst und jetzt

2. Wie kann das Elternhaus die Kinder zu Anstand und Höflichkeit erziehen.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ Das sei der erste Tagesgruß des Kindes an seine Eltern und Geschwister, wenn es des Morgens aus seiner Schlafkammer kommt und in die Stube tritt. „In Ewigkeit, amen,“ der Gegengruß der Eltern und Geschwister. Wer noch so viel Schlaf in Augen und Gliedern hatte und den Mund zu diesem Gruße noch nicht auftun konnte, der wurde zu meinen Zeiten unbarmherzig wieder dorthin gesandt, wo er hergekommen war, bis er merkte, was vorher gefehlt hatte.

Die Eltern sollten aber auch immer einen Gruß verlangen, wenn der Knabe oder das Mädchen des Morgens zur Kirche und Schule geht, auch beim Heimkommen aus der Schule, wenn Besuche ins Haus kommen, gewöhnliche, wie Briesbote, Wächerin, Hausierer, Taglöhner etc. oder außergewöhnliche. Wo immer für etwas zu danken ist, sei es dem Herrgott für Speis und Trank, den Eltern für Kleider und Spielsachen, Nachbarn und besuchenden Verwandten, die Kindern eine Freude machen, immer und überall werden Eltern und ältere Geschwister die Kinder zum Danken anhalten. Man verlange auch Handreichungen aller Art und lasse sich kein Murren und kein krummes Maul dabei gefallen. Das ist eine bedauernswerte Mutter, die ihre Scheitlein im Estrich lieber selber holt, um einen Auftritt mit ihrem Söhnlein oder dem Töchterlein zu vermeiden, selber Botengänge macht, weil das Kind nicht dazu aufgelegt ist. Derlei Übungen des Gehorsams und das Bringen von allerlei Dingen sind so kleine und doch so wichtige Mittel in der Erziehung.

Schon im frühen Alter kommt das Kind mit seinesgleichen in Verkehr. Streit und Hader gibt's

auch auf den Spielplätzen der Kleinen schon. Erziehung zu Verträglichkeit, Rücksicht auf arme Geschöpfchen, die kleiner und schwächer sind, die sich nicht wehren können, soll hier schon geübt werden. Wie kann da eine verständige Mutter schon im frischen Kindesherzen den Samen edler Nächstenliebe streuen, wenn sie ihren Liebling dazu bringt, sich armer Gespielen anzunehmen, sich ihrer nicht zu schämen, ihnen, die vielleicht von andern gehänselt werden wegen ihrer Kleider, Sprache, Schwäche etc., eine Freude zu machen. Es braucht ja so wenig, um die Augen eines so armen Tröpfchens glänzend zu machen, ein hübsches Papierchen, ein Bildchen, einen Apfel, ein Stücklein Brot.

Man wird zwar in dieser Beziehung vom Elternhaus nicht immer recht verstanden und es wäre wohl gut, wenn etwa an Elternabenden solche Dinge auch besprochen würden. So gab ich einst den Schülern als ethische Aufgabe, über die Weihnachtsferien irgend einem armen Kinde eine Freude zu machen, ihm etwas zu schenken etc. Auf meine spätere Nachschau bekam ich die gewiß treuerzige Antwort: Ich ha nünt dörse geh, d'Muetter hät gseit, mer heiet selber nünt vorigs!

Ein andermal regte ich die Kinder an, ihrem Götti oder der Gottes ein Brieflein auf Neujahr zu schicken. Als ich später den Brieflein nachfragte, da brachte mir auch einer die ehrliche Antwort: I ha nöt dörse schrie, d'Muetter hätt gseit, min Götti tüeg doch nie der gliche. (Er zeige sich nicht als Götti, d. h. gebe keine Geschenke.)

Wo schon im Elternhaus wohl darauf geachtet wird, daß sich die Kinder in und ums Haus herum anständig aufführen, nicht die Türen zuschlagen, daß das ganze Haus zittert, treppauf und ab stürmen, schreien und lärmten, daß man sich die Ohren zuhalten muß, pünktlich heimkommen und nicht mit Händen und Schuhen und einem „Gwändli“, daß die Mutter die Hände überm Kopf zu-

sammenschlägt — da ist auch für die Schule viel Vorarbeit geleistet.

Freilich gibt es immer auch unverständige Eltern, die ihre helle Freude an ihrem Sproßling haben, wenn er gegen Nachbarn und Dienstboten sich recht klotzig aufführt, eine Sprache führt wie ein Fuhrmann und in seiner übersprudelnden Lebenslust ein Stücklein ums andere anstellt und so zum „ensant terrible“ der ganzen Nachbarschaft wird.

Es gilt hier eine goldene Mitte einzuhalten. Wo sich die Sache ins Gegenteil lehrt und eine Mutter glaubt, ihr Büblein immer am „Schnürli“ zu führen, so fein und artig, sauber und wohlgesittet, wie aus dem „Trüdli“, da geht darüber manch anderes verloren, viel schöne Jugend, von der man im Alter noch so gern singt: „Schön sind die Jugendjahr, schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr.“ Denn ein gesunder, urtiger Bub mag weder an Mutters Schürzenzipfel, noch immer innert den vier Wänden des Hauses sich aufzuhalten, er will wissen, wo es etwa ein Eichhörnchen zu sehen gibt und wo Füchse ihre Höhlen haben, wo die ersten Schneeglöcklein und wo Frauenschühlein zu finden sind, wo Vogelnestchen, flinke Flederl und Froschlaich. Daz man bei derlei Streifserien etwa mit „Grasmosen“ in den Kleidern, mit einem Loch in den Hosen, mit einem Dreieck im Kittel oder Hemd oder mit einer blutenden Zeh heimkommt, das ist doch leicht begreiflich. Erinnern wir uns doch unserer eigenen Jugendzeit. Wie war der Wald beispielsweise eine Lieblingsstätte für forschende Buben! Wie fand da die jugendliche Phantasie so reiche Betätigungs möglichkeit! Da ließen sich im dichten Wald Burgen entdecken und allerlei Kostbarkeiten dorthin verstekken, sogar vergraben. Kostbarkeiten, wie sie nur im Hosensaft eines Buben etwa zu finden sind. Und hatten wir erst so ein heimliches Plätzchen gefunden und weiter ausgebaut, welche bange Sorge dann für unsere Spielstätte, daß die Kunde nicht solchen Kameraden zu Ohren kam, die ihre größte Freude im Zerstören der Freuden anderer fanden. Waren solche Bösewichte doch dazu gekommen, unserer Hände Werk zu verderben, wurde wieder frisch neu begonnen und über unsern Ideen zum Neubau gar bald der Zorn über das von den Wüstlingen zerstörte alte Heim vergessen. Welche Freude und welcher Stolz in der Brust, wenn das neue Werk gelang und das Gefühl, wieder etwas aus eigener Kraft erreicht zu haben.

Auch förderten sehr wohl Anstand und Höflichkeit Streifereien und Spaziergänge der Eltern mit den Kindern über Wiese und Feld. Was war da nicht alles zu lernen bei den vielen Fragen der Kinder nach dem Woher und Wozu! Welche Dankbarkeit gegenüber Gott, dem Schöpfer all der Din-

ge, die in einem einzigen Sommer wachsen und reisen, fühlte die junge Brust. Es wurde das Verständnis geweckt für die untergeordnete Arbeit des Knechtes und in Stall und Feld, aber auch die Einsicht, daß man in einem jeden Stande das Seine für andere tun könne. Man lernte so die Achtung vor der Arbeit, vor jeder Arbeit, aber auch vor den Arbeitern im unschönen Kleid, mit Runzeln im Gesicht, mit schwieligen und zitternden Händen und beschwerlichem Gehwerk, und war so die Achtung gepflanzt, war nur noch ein ganz kleiner Schritt mehr zur Höflichkeit.

Und nun

3. Wie kann auch die Oberschicht Hand bieten, die Jugend zu Anstand und Höflichkeit zu erziehen?

Seit Jahren, schon während der Kriegszeit, und seither immer wieder, wollen die Klagen über eine entartete, verrohte Jugend nicht mehr verstummen. Gewiß hat man in Psychologie und Pädagogik manche erfreuliche Fortschritte erzielt, aber die Früchte der heutigen Erziehung wollen doch nicht so recht befriedigen, und gewiß niemand wird behaupten wollen, daß die Erziehung von heute derjenigen zu Vaters oder Großvaters Zeiten etwa vorzuziehen sei.

Wohl sind auch viele Klagen übertrieben und stammen zum Teil von Leuten her, die sich nicht mehr an ihre eigene Jugend erinnern können oder wollen oder eine gewisse Abneigung gegen Kinder und ihre Eigenart sowieso fühlen. Manches, was uns an unserer Jugend heute nicht gefällt, war in etwas anderer Form auch schon früher zu beanstanden, manches geht auf das Konto Krieg und Industrialismus. Der letztere besonders, der den Vater, oft auch die Mutter, tagsüber zur Arbeit in der Fabrik ruft und die Kinder sich selbst und den Gefahren der Straße überläßt, trägt große Schuld, und es ist wohl begreiflich, daß man in Arbeiterkreisen ernstlich dafür besorgt ist, die Mutter ihrer Bestimmung als „Hausfrau“ wieder zurückzugeben, damit sie nach Schiller wieder drinnen walte als züchtige Hausfrau, als Mutter der Kinder und lehre die Mädchen und wehre den Knaben . . .

Sind aber die Ursachen der Verrohung bekannt, so wird es nicht schwer sein, auch nach Mitteln zu suchen, den Übeln zu begegnen.

Vorerst noch einige Bildchen aus dem Leben und Treiben unserer heutigen Jugend:

Da fährt eine Hochzeitskutsche des Weges. Flugs eilen ihr ein Dutzend unserer Buben und Mädchen aller Altersstufen nach. Sie schreien und rufen: „Wunsch Glück!“ mit der Nebenabsicht, das fröhliche Herz des Hochzeiter ersart zu rühren, daß er ein paar Feuersteine (Bonbons) auswirft. Dabei rennen und jagen die Bürschchen um die Kutsche herum und riskieren wegen eines Zuder-

bollens schier das Leben, daß man sich fast wundern muß, daß nicht mehr Unfälle entstehen. Hat aber der glückliche Bräutigam nicht so viel Verständnis für die Freuden der Jugend, so tönt es gleich im Chorus: „Gitege, gitege Bäreschwanz!“ Ist das Bildchen neu, oder war es nicht schon zu unsren Bubenzeiten so? Vielleicht wird das Hochzeitsauto mit seiner schnellen Fahrt dem Tun und Treiben nun bald ein rascheres Ende bereiten. —

Unsere Buben sind auf dem Schulwege. Da fährt ein Lastauto daher. Flugs hängen sich ein paar unserer Schlingel daran, und kaum eine Woche vergeht, liest man von Unfällen dieser Art. Wohl mögen Eltern und Lehrer mahnen und warnen, man will, wie in andern Fällen, lieber erst durch Schaden flug werden. —

Und zu unsren Zeiten? Da führen freilich noch keine Autos des Weges, aber dafür mehr Wagen,

und man konnte ja wohl auch während des Fahrens, ungesessen vom Fuhrmann, hinten auf den Wagen steigen und sich ducken vor der Geißel desselben. —

Wo man steht und geht, wird „geschüttet“. Wo irgend eine Büchse liegt, eine faule Birne oder ein grüner Apfel, auf dem Trottoir, auf der Straße oder auf einem Platz, flugs wird das Ding per Fuß irgendwohin geschleudert, und beobachte nur die heimliche Freude, wenn der Wurf gelingt, wenn eine Fassade verschmiert, eine Scheibe zerbricht oder das Geschöß einem Erwachsenen an die Nase fliegt. Muß man sich da verwundern, wenn unsere Jungen, zu Wehrmännern herangewachsen, noch mit gleicher Freude mit ihrem Stahlhelm Fußball spielen zum Gaudium des Publikums, zum Verger eines jeden Schweizermannes, der noch einige Achtung vor dem schweizerischen Wehrkleid und der Ausrüstung hat. (Schluß f.)

Ein lieber Bekannter ist wieder da!

Der Schweiz. Jugendfreundkalender ist's, der von vielen tausend braven Kindern sehnlich erwartet wird. Voll Freude werden sie sein neues Erscheinen vernehmen und in dem bekannten, lieben Büchlein blättern, lesen und studieren.

Doch nicht für die Jugend, denn dieser Jugendfreund zählt seit Jahren bei der unverdorbenen Kinderwelt zu einem der beliebtesten Bilder- und Geschichtsbüchlein, sondern für die Eltern, Lehrer und Geistlichen, die den Anvertrauten guten Lesestoff bieten möchten, folgt hier eine kurze Befreitung des Jahrganges 1927.

Es muß voraus betont werden: Wir kennen dieses schweizerische, rassige Kinderbüchlein mit seinem katholischen Goldgehalt und seiner prächtigen Ausstattung viel zu wenig. Wir kaufen so viel vom Ausland (an sich gewiß auch Gutes und Bestes), das ansprechende, heimelige Eigen gewächs aber lassen wir ungebraucht liegen. Auch uns gilt: „Was willst du in die Ferne schweisen, sieh', das Gute liegt so nah.“

Was bietet denn der Schweiz. Jugendfreundkalender? Ein kurzer Rundgang soll Aufschluß geben:

Den Ehrenplatz, die erste Ganzseite, nimmt ein Bild des hl. Josef ein. Es ist von Fritz Kunz, dem genialen Künstler in christlicher Malerei. Er zeichnet den Heiligen von Nazareth in der urwüchsigen, kräftigen Gestalt des Zimmermanns. Haltung und Blick offenbaren deutlich, wie in dem schlichten, einfachen Handwerker ein treues, warmes Vaterherz schlägt. Nach harter Tagesarbeit

weiht er liebevoll ein Erholungsstündchen seinem lieben Jesuknaben, er setzt ihn auf sein sicheres Knie, wiegt ihn lieb und läßt ihn mit dem Lämmchen auf dem Schoß spielen. Ein Bild, das Kinder und Erwachsene so gut anspricht. „Ein guter Vater mit seinem lieben Kind“, wie sollte das nicht Sonnenschein dem Kleinen, süße Erinnerung uns Erwachsenen sein?

Die schlichte Erklärung nebenbei wird den guten Eindruck verstärken und verankern.

In sauberem, scharfem Drucke folgt ein Kalenderatium, eine prächtige Gelegenheit, unsere Kinder mit unsren schönen kirchlichen Festtagen bekannt zu machen, sie in dankbarer Gesinnung Namenstage ihrer lieben Eltern suchen zu lassen, um ihrer in Liebe zu gedenken. Und sollten sie in verzehligem Egoismus die eigenen Tage des Beschenktwerdens auffinden wollen, wer wollte es ihnen verargen? Unsere Kinder sind so leicht zu Gutem zu begeistern, so hoffnungsfroh, daß ungezählte Freudenstunden schon lange zum voraus innerlich erlebt werden. O, so ein glückliches Kindergemüt, ein Himmel auf Erden!

Merkant und treffend sind die Merkmale der Jahrzeiten und Monate in flotten Kopfbildern festgehalten. Ein frisches Frühlingspriesen und Blühen in Wiese und auf Baum, goldene Sommerreife mit Korn und Kirschen, reiche Herbstesfülle mit blauen Trauben und rotwangigen Apfeln, lustiges Schlittenfahren und Schneeballenwerfen an vollbeschneiten Hängen und Hügeln, alle, alle unsere Kinderfreuden, die der gute Gott das Jahr hindurch so reich und abwechslungsvoll den lieben Kindern beut, sie wandern am Auge vor-

bei und weden liebe Erinnerungen. Sie lehren das Kind auch, mit offenen Augen durchs Jahr zu gehen und dem lieben himmlischen Vater zu danken für diesen Freuden- und Gabentempel der Natur. Manches Bildchen wird nebenbei zur Freude der Schüler im Schulzeichnen ein Plätzchen finden. Mehr Sonnenschein!

„Mutter, mit deinem Kinde lieb, uns allen deinen Segen gib“, steht unter dem herrlichen Muttergottesbild, das folgt. Gleich wie da die Kinderengel voll Ehrfurcht das göttliche Kind, gebettet am Herzen der lieben Mutter, umstehen, um sein freundliches Angesicht zu sehen, so wird die liebe Kinderschar beim Anblick der trauten Szene voll heiliger Scheu und doch vertrauensvoll betend betrachten.

Und nun folgen die Geschichten, heitere und ernste in schöner Abwechslung. Ihr Inhalt, ihre Sprache gehen zu Herzen, nehmen gefangen, reisen Entschlüsse, führen zur Nachahmung und zum Unterlassen. Man leibt und lebt mit, es ist alles, so wahr und ungekünstelt, so kindlich und treuherzig erzählt, daß man in den Beispielen sich selbst, seine Geschwister, seine Eltern findet. Man ist daheim. Wo wäre es schöner? Dank euch, ihr tüchtigen Erzähler dieser echten Kindergeschichten, die ihr eure Talente in den Dienst dieses Zweiges des Jugendunterrichtes stellt! Dankbare Kinderherzen nehmen eure Gaben gerne entgegen und bitten um weitere!

Aber auch kindliche Unart und schlimme Angewöhnung verstehen die Verfasser treffend in Bild und Wort zu geißeln. Die Hiebe treffen und verwunden doch nicht. So in: Das Schleckermaulchen. Der Vergeßliche. Der Abschreiber. Der Faulenzter usw.

Natürlich vergiszt man Gesundheit und Fortbildung nicht. Das Murmeltierchen.

Wie schläfst man gesund. Mach's diesen Mädchennach! Und vieles andere.

Wie werden die Mädchenaugen die herrlichen Schürzen und Mützen bewundern. Manches wird bitten und betteln, bis ihm die liebe Mutter nach Anleitung näht und stickt. Selbstverständlich steht ihm eigene Stickei doppelt gut an. Bild und Anleitung helfen wacker nach.

Und zum Schlusse eine passende Preisaufgabe, ein Wettbewerb im Zeichnen nach dem Motto: „Eigenes Ringen führt zum Gelingen.“ ruft die kleinen Künstler auf den Plan zum Messen ihrer Kräfte. „Selbstarbeit, nach Natur gezeichnet,“ so ist's recht, so lernt man schauen und zeichnen. Ein neuer gesunder Zweig der praktischen Fortbildung!

Am netten Bilderrätsel ereifern sich wohl Hunderte tüchtiger Mädchenköpfe und urchiger Bubenschädel. Recht so, wappnet euch mit Geduld, ihr Wacken!

So wäre das Büchlein durchleuchtet. Es übertrifft der heurige Jahrgang die früheren, die wahrlich sich auch sehen lassen durften. Oder nicht? So lies die schönen, erfreulichen Zahlen der Löser der Bilderrätsel, der Eingaben über das Schönste im Kalenderchen. Wenn so 316 sich melden und anstrengen und 278 über Liebtestes berichten, muß Freude und Interesse sicherlich nicht gering sein. Im ganzen lieben Schweizerland, in Stadt und Dorf, allüberall zählt der Schweizerische Jugendfreund-Kalender zu den Lieblingen der Kinder. Er verdient es aber auch, dieser Jugendfreund echter, rechter Art. Wo solche geistige Kost dem Kinde geboten wird, steht's um Unterricht und Erziehung gut. Dieses Saatgut ist gesund, erlesen, ausgewählt. Sehen wir zu, davon reichlich zu säen. Gottes Segen, Sonnenschein und Regen, werden goldenes Reisen und reichliche Ernte geben. J. Z.

Bon den guten Gelegenheiten

Anzählinger Menschen Leben ist eine lange lückenlose Kette verpaster Gelegenheiten. Sie empfinden das in späteren Jahren selbst und ärgern sich darüber und reden davon wie von einer dunklen Schicksalsfügung, der sie nicht entrinnen können. Sie fühlen sich als Unglücksraben geboren, denen nichts gelingen kann, sie sind und bleiben nach ihrer Meinung Pechvögel, wohin sie auch kommen und was sie beginnen mögen. Die weichen und sanften Naturen unter ihnen fügen sich still ergeben ins vermeintlich Unvermeidliche, die unzufriedeneren beneiden ihre glücklicheren Mitmenschen, die bösartigen unter ihnen verfluchen ihr eigenes Leben und lästern Gott, als hätte er ihnen dieses schlimme Los zur Qual bestimmt.

Aber das Leben eines jeden Menschen ist täglich voll guter Gelegenheiten, sein Glück zu machen. Der amerikanische Bischof Spalding sagte es einmal so schön, daß ich nicht den Versuch machen will, es besser auszudrücken: „Unser Haus, unser Tisch, unsere Werkzeuge, unsere Bücher, unser Wohnort, unser Land, unsere Sprache, unser Geschäft, unser Beruf, die Leute, die uns lieben, und jene, die uns hassen, die uns helfen, und jene, die uns befeinden, was ist all das anders als Gelegenheit? Wo immer wir sind, da ist Gelegenheit, den Staub der täglichen Ereignisse in Gold zu verwandeln. Wenn Schnee und Sturm mich zu Hause hält, ist das nicht eine Einladung, sich an die unsterblichen Schweiger zu wenden, die nie sprechen, außer sie werden angerebet?“

Wolfschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert
von einer Kommission aktiver Lehrer

Einsendungen an
Soh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen

Inhalt: Höflichkeit und Sitte — einst und jetzt — Zur Lehr' und Wehr' für unsere Firmlinge —
Humoristische Ede.

Höflichkeit und Sitte — einst und jetzt

Viel kostbare Zeit des Lernens und Schaffens vertrödelt unsere Jugend auch mit Belohnungen. Jeden freien Augenblick muß geradelt werden. Um alle Hausesden herum, in Schleifen und Kreisen straßauf und -ab, und bereits macht sich die Sucht der Großen nach Schnelligkeitsrekorden auch hier bemerkbar. Kaum einige Monate sind vorbei, daß in der Nähe ein Realschüler bei einer solchen Schnelltour eine ruhig des Weges gehende Marktgängerin überschlug. Sie trug einen Schädelbruch davon und starb an den Folgen der bösen Verlezung. Nur ein typischer Fall aus vielen!

Und erst die weiteren Feinde unserer Jugend, Nikotin und Alkohol! Da kommen nach Feierabend Knirpse daher, die kaum der Schule entlassen und trocken hinter den Ohren sind. Bleich und müß im Gesicht, die Hände vergraben in den Hosentaschen, den unvermeidlichen Glimmstengel im Munde. Kam da vor ein paar Jahren so ein grüner Junge vor die Werkstatt eines ehrbaren Sattlermeisters und bettelte um ein paar Zündhölzchen. „Zu was denn?“ „Ich möchte meine Zigarette anzünden.“ „So, so,“ meint ruhig der Alte. „Hättest du gesagt, um deine Schn...naße zu trocknen, hätte ich dir Zündhölzchen gegeben, für deine Zigaretten aber nicht.“

Die Sucht nach Genuss, die auch nicht zurück schreibt, die Hand nach fremdem Eigentum auszustrecken, ist bei der Jugend wie bei den Großen so alt, wie das Menschengeschlecht selber. Ging der Drang nach verbotenen Dingen aber früher in harmloserer Art nach Nachbars Apfeln oder Birnen, Zwetschgen oder Pfauen, ist heute die Gier nach Geld vorherrschender. Man will es mit den Großen halten, man will Bier und Wein trinken, jagen und auf den Tisch klopfen, wie sie, Kino besuchen und verbotene Schriften kaufen. Aber zu all dem braucht's Geld. Wo hernehmen, wenn dasselbe seitens der Eltern spärlich fließt und man selber noch nichts oder zu wenig verdient? Da ist

die Gefahr groß, daß man sich das Geld dort holt, wo es solches hat. Es entstehen Diebereien, einzeln und „par compagnie“. Ist die Phantasie der Diebe erst noch geweckt worden durch schaurige Kinoaufführungen, Räuber- und Detektivgeschichten, wird die Sache weit romantischer ausgestaltet. Da werden eigene Schlupfwinkel ausge sucht, wo sich die Diebe zusammenfinden, die gestohlene Beute in Sicherheit bringen und ihre Trink- und Freizeitlage halten. Dass neben Diebstahl, Trinken und Rauchen auch noch andern Lastern gefrönt wird, Lastern mehr geheimer Art, wer mag das bezweifeln? Mehren sich doch in erschreckender Weise die Sittlichkeitskandale zu Stadt und Land, an denen unsere Jugend beteiligt ist, daß man sich an den Kopf greifen und sich beim einen und andern fragen muß: „Auch du, Brutus!“

Genug! Ich will nicht mehr weiter ausholen und ausmalen. Ich möchte nun lieber darauf zu sprechen kommen, wie auch die Öffentlichkeit, vereint mit Schule und Elternhaus, solche Auswüchse und Uebelstände, wenn nicht aus der Welt schaffen, so doch bekämpfen kann.

Zu einer guten, häuslichen Erziehung muß vor allem ein gründlicher und tiefer Religionsunterricht kommen. Er wecke im Kinde eine unauslöschliche Abscheu gegen Sünden des 5., 6. und 7. Gebotes. Er rege an zu täglichem Besuche der hl. Messe und zu öfterem Empfange der hl. Sakramente. Das ist wohl der kräftigste Damm gegen die Flut, die Überflutung des Unrates, der heute auf die kindliche Seele einstürmt. Wie hat doch unser hochselige hl. Vater, Papst Pius X., mit seinem Dekret über die tägliche und die frühe Kinderkommunion der Jugend ein prächtiges Mittel in die Hand gegeben, den Stürmen des täglichen Lebens zu trotzen! Wie viele unserer Kinder gehen täglich zur hl. Kommunion und holen sich da das Brot der Starken!

Im Gotteshaus drinnen, wo unsere Jugend vor dem Allerheiligsten kniet, da dürfte wohl alle Ausgelassenheit Halt machen und für eine halbe Stunde des Tages wenigstens alle derartigen Gelüste zum Schweigen kommen. Wo aber, trotz Mahnung seitens der Eltern, der Geistlichen und Lehrer, die Stille des Gotteshauses doch mißachtet wird, da hilft es manchmal gut, wenn zur Abwechslung einmal ein Amtsmann oder ein entrüsteter Kirchenbesucher während des Gottesdienstes oder nachher den „Flegel“ beim Ärmel nimmt und ihn ob seines Betragens zur Rede stellt.

Man spricht auch von unserer geneßsüchtigen Jugend. Soll's hier wirklich besser werden, so muß erst ein Abbau bei den Alten eintreten. Es mag sein, was es will, ein Turn- oder Schützenfest, ein Waldfest oder eine Kilbe, ein Motorrennen oder ein Wettschwimmen, immer und überall wimmelt es von Besuchern, von Männlein und Weiblein, und Buben und Mädchen in Windeln und Höschchen, in Kinderwagen und zu Fuß, sind ihre ständigen Begleiter zu solchen Festen. Kein Wunder, daß unser Land in Alkohol und Festfeuer den Rekord schlägt! Wollte man sich aber seitens der Alten hie und da etwas freiwillig versagen und darauf verzichten, überall dabei zu sein, würden solche Anlässe immer weniger besucht, und wenn auf das Fest als Rahmenjammer ein tüchtiges Defizit einträte, wäre das wohl eine gute und wirksame Bekämpfung der Festfeuer. Wie wär's denn, wenn man dafür zu Hause, im Kreise seiner Lieben hie und da ein Festchen feierte, etwa den Namens- oder Geburtstag des Vaters oder der Mutter und der Kinder? Wie viel herzlicher und intimer wäre das! „Was willst du in die Ferne schweifen, und das Gute liegt so nah!“

Die heutigen guten Verbindungen zu Bahn und Schiffe aller Herren Länder bringen uns alle möglichen exotischen Dinge, Früchte und Genussmittel, und das so rasch kürzendernde Geld vermag uns so leicht in den Besitz solcher Güter zu bringen. Da gibt man sich gar bald nicht mehr mit den Früchten unseres Landes zufrieden. Apfels und Birnen, ein Stück Hausbrot mit oder ohne Butter als Znuni für die Schulpause tun's nicht mehr. Erst mußte ein frisches „Bürl“ her, dann schmeckte auch das zu fade, man eilte in die Konditorei, und heute müssen gar Feigen und Datteln, Bananen und alle möglichen fremden Dinge herhalten und das leckere Mäulchen unserer Buben und Mädchen befriedigen. Gut, wenn da die Eltern standhaft bleiben und sich nicht durch das Beispiel anderer auch verleiten lassen, neue Bahnen einzuschlagen.

Unsere Jugend will spielen. Spielen ist für sie so notwendig, wie für den Vogel das Fliegen und den Fisch das Schwimmen. Gut, lasse man sie also spielen. Spielplätze für die

gewöhnlichen Kinderspiele sind ja überall zu haben, und ohne ein bißchen Lärm ging's auch früher nicht ab. Wer nicht soviel ertragen mag, der ziehe aus in ein kinderloses Viertel, die gewiß nach und nach in jeder Stadt und in jedem Dorfe zu finden sind, da ja heute für alle Wohnungen nur mehr kinderlose Leute gesucht und bevorzugt werden. Wo sich ein Bedürfnis einstellt nach einem Badeplatz, einer Eisbahn oder gar nach einem Fußballplatz, mag hiesfür seitens der Öffentlichkeit ebenfalls gesorgt werden, nur schlage man zu den Ausgaben für die Beschaffung auch noch die Kosten für eine seriöse Aufsicht und Kontrolle dazu.

Tritt aber schlechtes Wetter ein und ist unsere Jugend unter Dach, sollten die Eltern sich nicht nur mit den Kleinern abgeben. Wie gibt der Handarbeitsunterricht in unsren Schulen so prächtige Anregung, zu Hause in der freien Zeit zu basteln und zu hämmern, zu nageln und farbig anzustreichen, Spielsachen für kleinere Geschwister zu erstellen, chemische und elektrische Versuche anzustellen! Aber auch ein gemeinsames Spiel der Eltern mit den größern Kindern um billige Einsätze, Apfels oder Nüsse, wie in der guten, alten Zeit, hilft mit, den Kindern ihr Daheim angenehm zu machen.

Leider ist die Wohnungssfrage in unserm Schweizerlande nur zum kleinsten Teil gelöst. Da wohnen Arbeiterfamilien in Mietskasernen 4 und 5 Stock hoch und haben kein Flecklein Land, das sie bebauen und bepflanzen könnten. Was Wunder, wenn es den heranwachsenden Söhnen und Töchtern nach Fabrikfeierabend in ihrer Stube nicht gefallen will, daß sie hinauschlendern in Wald und Flur und selbst beim Betläuten noch nicht zu Hause sind. Da wird's erst einmal besser werden, wenn statt der Mietskasernen Ein- und Zweifamilienhäuschen entstehen, mitten im Blumen- und Gemüsegarten drin, daß man abends auf dem Bänklein oder im Gartenhäuschen ausschnaußen kann, sich freut am Wachstum der Gemüse und Blumen, vielleicht auch Bienen, Kaninchen oder Hühner halten darf. Erst dann wissen unsere heranwachsenden Buben und Mädchen mit ihrer freien Zeit besser etwas anzufangen als heute, wo einen jeder Nagel reut, den man ins Haus des Mietsherrn einschlägt.

Und das Heimkommen am Abend! Vor Zeiten übte eine jede Ortschaft für sich eine gewisse Kontrolle auf die herumstreifende Jugend aus. Mit dem letzten Klang der Betglocke war alles daheim. Wo sich ein Schlingel doch noch erfrechte, auf der Gasse herumzutollen, wurde er nicht gar sanft dorthin geführt, wohin er gehörte. Heute ist es anders. Da schwärmen noch in dunkler Nacht so kleine „Gosen“ herum. Das Betläuten wird überhört. Der Gemeinderat mag da und dort den Versuch machen, in einem Verbote auf den Unzug hinzu-

weisen. Wenn nicht die gesamte Oeffentlichkeit mit hilft und die Behörde nachdrücklich unterstützt, wird's wenig fruchten. Wie leicht lassen sich doch Botengänge auf die Tageszeit verlegen oder abends durch Erwachsene ausführen. Würde aber ein jeder in seiner Stellung hiebei mitwirken, was gill's, gar bald herrschte wieder wie früher alte gute Zucht und Sitte. Je kleiner die Ortschaft ist, umso leichter wäre das zu erreichen.

Dringendes Gebot der Stunde ist es heute, kein Mittel außer acht zu lassen, die christliche Familie zu festigen und beisammen zu behalten. Der Feinde sind so viele, die sie zerreißen möchten. Wie oft sind die Eltern gut genug, sich der Kinder anzunehmen, so lange sie noch zur Schule gehen und nichts verdienken können. Kaum aber stecken sie in der Fabrik drin, fehrt sich die Sache. Die Eltern müssen froh sein, von ihren Herren Söhnen und Fräulein Töchtern ein windiges Kostgeldchen zu bekommen. Das übrige hängt man an die Kleider, gibt es aus für Kino und Tabak, für Wein, Bier und Schleckereien. Zurück zu alten Sitten! Vater und Mutter möchten das Heft in der Hand behalten, und die Oeffentlichkeit halte mit ihrem Urteil über derlei ungesunde, unnatürliche Verhältnisse auch nicht zurück!

Man lacht heute über die Sitten- und Kleidermandate der Obrigkeit in verschwundenen Jahrhunderten. Heutige bischöfliche Erlasse, die eine schlichte Kleidung des weiblichen Geschlechtes fordern, hält man in gewissen Kreisen für unmodern, unzeitgemäß. Und doch sind heute solche Erlasse, da man unbesehen alles kopiert, was eine lästerne Lebewelt als neue Mode ansieht, nötiger als je. Was sich heute alles in unsere Täler schleicht, macht

auch nicht Halt bei der Jugend. Gleich sind unsere Schneiderinnen bereit, nachzutrotteln, um ja nicht als unmodern angesehen zu werden. Manche Mutter wünschte da sogar von Kämpfen zu erzählen, die sie in dieser Sache mit der Schneiderin auszustehen hat. Möchte auch hier die Oeffentlichkeit weit mehr als heute zum rechten sehen und alles Unschöne ablehnen. Dass man die alten, kleidsaamen Trachten heute wieder zu Ehren zieht, ist sehr erfreulich. Früher konnte man noch einen Unterschied erkennen zwischen Reichen und Armen, man kleidete sich standesgemäß, heute ist bald das Umgelahrte der Fall, und schöne auffällige Kleider müssen gar oft über manches Fehlende wegtäuschen.

Es darf wohl zugegeben werden, dass es in vieler Beziehung in rein katholischen Gegenden noch besser steht als in paritätischen, wo man so oft in Rücksicht auf die „Andern“ glaubt, Fünfe grad sein lassen zu müssen und nicht den strengen Maßstab unserer Richtung anlegen zu dürfen. Haben wir Katholiken uns nach den „Andern“ zu richten? Lassen denn Gottes unabänderliche Gesetze ein Markt nach links oder rechts zu? Nein, ich finde, unsere katholischen Vereine aller Stände, die Männer- wie die Mütter-, die Jünglings- wie die Jungfrauen-, die Arbeitervereine, sie alle mögen zum rechten sehen und auf der Hut sein, dass alte Zucht und Sitte unserer Väter uns erhalten bleibt. Denn nur, wenn alle seriösen Elemente, die noch etwas auf eine gute Erziehung unserer nachkommenden Generation halten, einträchtig zusammenstehen, kann eine Besserung erzielt werden. Sonst müsste einem wirklich um Jugend und Zukunft bangen!

(Schluß.)

Zur Lehr' und Wehr' für unsere Firmlinge

Inigo

Morgen empfingen meine lieben Schulfächer das hl. Sakrament der Firmung. Deren bestmöglichster Empfang war seit Schulbeginn im Mai meine Hauptjorge. Denn, so sagte ich mir: „Sind meine Schüler einmal vom Heiligen Geiste recht erfüllt, werden sie den guten Kampf kämpfen, den Glauben bewahren und die Krone des Lebens empfangen.“ Was Höheres sollen sie erstreben?

Zwei liebe Büchlein liehen mir den träßen Stoff, meinen Firmlingen die Bedeutung und Erhabenheit ihres Vorhabens zu beleuchten, eigentlich waren es drei. Der Katechismus, „Mein Firmungstag“, von Adolf Bertram, Fürstbischof von Breslau (Verlag Herder) und „Der Heilige Geist und der Christ“, von Benedikt Bury, Pfarrer in Binningen (Verlag Benziger).

Im Katechismus mußten mir die Firm-

linge die Fragen über den 8. Glaubensartikel vom hl. Geist, Seite 26/27 und jene über das hl. Sakrament der Firmung, Seite 51/52 ebenso lernen und beantworten können wie dem Priester, denn: „Doppelt genäht —, hält besser!“ — Aus „Mein Firmungstag“ las ich in jeder Bibl. Geschichtsstunde 1 bis 3 Kapitelchen vor und ließ die Kerngedanken kurz wiederholen und einprägen. Ich kam aber dabei bis heute noch nicht zum Schlusse. Die übrigen Kapitel werde ich nun nach der Firmung möglichst rasch und regelmäßig als Belohnung für gutes Auflagen des zu behandelnden regulären Stoffes einschalten. Denn sie eignen sich durchaus auch noch nach dem Festtage, ja, sie sind eigentlich dem Gefirmten zum Geleit durchs Leben gewidmet und darum zu jeder Zeit des Jahres und in allen Ober- und Realklassen stets aktuell. Sie sind so warmherzig, praktisch und dabei anziehend und stilistisch bil-

dend geschrieben, daß kein katholischer Schüler ohne deren Kenntnis den Weg ins Leben hinaus antreten sollte. Greif zu, teurer Kollege der Primar-, Real- und Fortbildungsschule! Die dir Anvertrauten werden's dir übers Grab hinaus danken, wenn du ihnen diese weisen, ich darf mit vollem Recht sagen, vom Geiste Gottes erfüllten bischöflichen Räte und Belehrungen geboten hast. Befolgt, sind sie imstande, eine unverbrüchliche Stütze, ein weisend Licht, eine unüberwindliche Kraft gegen all die vielen dunklen Mächte in und um den jungen Menschen zu sein. —

Und das andere Hilfsmittel im Dienste der Firmlinge: „Der Heilige Geist und der Christ“ von Pfarrer Benedikt Burz verdient insbesondere vor der Firmung durch betrachtet zu werden. In der Schule während der knappen Bibl. Geschichtsstunde ist kaum daran zu denken, es zu tun. Ich opferte daher ein paar Abendstunden außerhalb der Schulzeit und einige an einem regnerischen Sonnagnachmittag. Der Besuch war ein sehr guter. Nur 1—2 Kinder waren entschuldigt abwesend. Natürlich machte ich Appell, und es fällt der Besuch bei der Notengebung wesentlich in Betracht. Der Verfasser dieses Büchleins muß mit dem Heiligen Geiste auf gutem Fuße stehen, sonst vermöchte er nicht so vielseitig und tief über ihn zu belehren und für ihn zu begeistern. Heilig Geist-Schüler, -Jünger und -Lehrer sollen, müssen und wollen aber auch wir alle Lehrenden und Lernenden immer mehr werden. Denn:

„Sine tuo numine nihil est in homine,
nihil est innoxium.“

„Wo nicht seine Gottheit thront,
nichts im Menschen Gutes wohnt,
nichts in ihm ist sündenrein.“ —

Ich habe so das Gefühl, wir nehmen es mit der Vorbereitung unserer Schüler auf das Sakrament der Stärkung meistens zu leicht und ober-

flächlich. Die paar Fragen des Katechismus sind allerdings bald in Fleisch und Blut übergegangen. Damit ist aber noch nicht immer jene Erkenntnis, Sehnsucht und Liebe zur dritten göttlichen Person vorhanden, die eine weit größere praktische Wirkung zur Folge haben müßte, als wenn der Glanz und Wert der Firmuhr oder der Ohrringe und dgl. beinahe im Mittelpunkte des kindlichen Interesses und Verlangens stehen.

Ich will nicht übertrieben. Aber nützlich und heilsam, ja notwendig und lobenswert und für den Himmel verdienstlich wäre es sicher, wenn jedem Firmempfang mindestens ein öffentliches, gemeines Triduum oder eine Novene vorausginge. Die 7 Gaben und 12 Früchte des Heiligen Geistes sollten unbedingt einläßlich und sorgfältig erläutert werden, daß jedes Kind fühlt und überzeugt ist, in ihnen alle Heilsfaktoren zu erlangen und zu besitzen, die ihm in jeder Lage und Schwierigkeit zu rettenden Anker gereichen. Auch das Kind schon bemüßt die Wichtigkeit einer Sache zum größten Teil nach dem sinnenfälligen Grade der Aufmerksamkeit und Hingabe, mit der wir sie ihm darlegen und verständlich machen. Drum, scheuen wir keine Mühe und Zeit, für die wahre und tiefe Kenntnis der dritten göttlichen Person immer mehr ein gründliches Fundament zu legen. Dann wird der Geist der Wahrheit auch unsere Jugend lehren und sie an alles erinnern, was Christus getan und gelehrt hat und ihr so das Himmelstor zum Vater offen halten und gewiß auch jenen, die ihr dazu den Weg gewiesen.

Wer die Firmung einst recht hat empfangen,
Wer am Heil'gen Geist treu hat gehangen,
Wer nach seinen Gaben hat Verlangen,
Der das höchste Ziel auch wird erlangen!

Humoristische Ecke

„Gesundheit, Herr Schullehrer!“ In Wila (Kt. Zürich) amtete fast ein Menschenalter lang Lehrer Rüegg, der Vater des unlängst verstorbenen Redakteurs Reinhold Rüegg. Und dieser Magister kam auch einmal dazu, einen kleinen Bengel strafen zu müssen. Als er ihn über das Knie nahm und ihm den Unaussprechlichen ausklopste, stieg eine dicke Staubwolke aus des Buben Höslein und veranlaßte den Schullehrer zu lebhaftem Niesen, worauf der Bube sofort zwischen den Beinen des Lehrers mit lauter Stimme rief: „G'sundheit, Herr Schullehrer!“ — Die Prozedur hörte sofort auf.

Südfrüchte. In der Schule zählte der Lehrer mit seinen Schülern Südfrüchte auf. Nachdem bereits eine Anzahl genannt waren, rief der kleine Hansli von der hintersten Bank: „Herdöpfel“. Der Herr Lehrer machte ihn darauf aufmerksam, daß die

Kartoffel nicht gerade zu den Südfrüchten gezählt werden könne, worauf der Hansli meinte: „Aber, Herr Lehrer, me mueß d'Erdöpfel z'erst süüde, vor mer's cha esse!“

Zweierlei Tuech. Bei einem Bauer trat ein neuer Knecht ein. Es traf sich, daß man just beim Mittagessen war. Der Knecht packte vom Schwinger, das auf dem Tische stand, so wacker ein, daß ihm der Schweiß aus den Poren tropfte. Als der Meister das sah, meinte er: „We du him Wärche e se schwizisch wie him Nesse, so bi-n-i de mit dr z'fride!“ — „Heit nume ke Chummer, i tue de scho verschuele,“ war die wenig erfreuliche Antwort.

Plagöri. Erster Reisender: „Ich lege mir Sicherheitshalber immer des nachts mein Portemonnaie unters Kopftiissen.“ Zweiter Reisender: „Das kann ich leider nicht, ich kann nicht so hoch schlafen.“

Bolfschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert
von einer Kommission aktiver Lehrer

Ein sendungen an ·
Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen D

Inhalt: Katholischer Optimismus in der Erziehung — Eine neue Erklärung der Flegeljahre — Humoristisches

Katholischer Optimismus in der Erziehung

J. Seiz, Lehrer, St. Gallen

Die vorliegende Arbeit stützt sich auf zwei Vorträge, die in der pädagogisch-katechetischen Vereinigung St. Gallen gehalten wurden. Gegenstand der Untersuchung waren die zwei Fragen:

1. Die heutige Jugend, ihre gerechte Beurteilung.

2. Die heutige Jugend, ihre zeitgemäße Führung.

In der Diskussion machten sich Stimmen geltend, ich beurteile die Lage zu optimistisch. Tatsächlich huldigen viele Lehrer einem ausgesprochenen Pessimismus. Bischof Keppler scheint sein Buch „Mehr Freude“ für sie umsonst geschrieben zu haben. Bei jeder Gelegenheit, bei jedem Zusammentreffen, an jeder Konferenz wird die Jeremiade von der heutigen verborbenen Jugend angestimmt; man jammert bald über ihre moralische Verborbenheit, bald über ihre intellektuelle Minderwertigkeit, bald über ihre herabgesetzte Leistungsfähigkeit, bald über ihre physische Degeneration. Wieviele Pessimisten, die bei jeder Gelegenheit aus der Haut fahren möchten, begegnen uns im Erzieherstand. Der Erzieher soll Sonnenschein ausstrahlen, soll Freude bereiten! Kann er dies, wenn er selber ein Griesgram ist? Wenn er die Jugend unter der schwarzen Brille des Pessimismus betrachtet? Wenn er mit der vorgesagten Meinung vor die Kinder tritt: Ihr seid minderwertig, zum wenigsten minderwertiger als die Jugend von früher?

Ein geistlicher Diskussionsredner wies darauf hin, der Pessimismus sei im innersten Wesen un-tatholisch. Auf diesen Standpunkt stelle auch ich mich. Die beiden obgenannten Auffähe werden in unserem Organ erscheinen. Darin wird nachgewiesen werden, daß sowohl in der Beurteilung der heutigen Jugend als in den Problemen ihrer zeitgemäßen Führung der katholische Erziehungss-

optimismus den unbedingten Vorrang verdient, daß wir uns hüten sollen, in die Jeremiade von der heutigen verborbenen Jugend ohne näheren Untersuch einzustimmen. Die Erziehungspessimisten, die ein heiliges Donnerwetter oder eine wehmutsvolle Lamentation erwarten, werden darum beim Lesen dieser Auffähe nicht bestriedigt von dannen gehen. Wer aber mit sonnigem Gemüt an die unverwüstliche Siegestraße der katholischen Erziehungslehre glaubt, wird bei näherm objektivem Untersuch der Tatsachen, trotz der unbestreitbaren zeitgenössischen Schäden, eine Fülle wunderbarer Lichtstrahlen entdecken, die manches Dunkel erfreuend ethellen und manch' mühsame Arbeitsstunde mit dem erwärmenden Strahl unversieglichen Gottvertrauens erfüllen. Dieses Strahlenbündel freudiger Lebensbejahung, das seine Lichtquelle einerseits in den pädagogischen Wahrheiten des Christentums, anderseits im unverwüstlichen Glauben an das Gute im Menschen hat, nenne ich: katholischen Optimismus in der Erziehung.

Optismus, Pessimismus! Die „Ismen“ haben im großen und ganzen keinen guten Klang. Warum? Weil sie gar zu oft als nichtssagende Redensarten missbraucht werden. Wenn ihnen aber ein klarer Sinn, eine genaue Umschreibung, eine logische Fassung gegeben wird, dürfen auch diese philosophisch-technischen Ausdrücke angewendet werden.

Der katholische Optimismus muß vor allem scharf abgegrenzt werden gegen den seichten Idealismus der Moderne, gegen die gefühlsduselige Humanitätsidee. Was ihm gegenüber diesen Modeworten gleichsam Rückgrat und aufrechte Gestalt gibt, ist der katholische Realismus, die wahrheitsgetreue Erfassung der Tatsachen in Gerechtigkeit, Liebe. Wenn wir die heutige Jugend beurteilen

wollen, muß das Urteil auf Wahrheit basieren; es darf Tatsachen nicht ausweichen, sie nicht verschönigen, aber sie auch nicht in unrichtig dunkeln Farben darstellen; nur wenn wir die beiden Weichenstellungen: Gerechtigkeit und Liebe, genau beachten, kommen wir ins richtige Geleise des Urteils.

Was bedeutet Idealismus? Der Jesuit Franz von Lama (1631—1687) hat in seiner Schrift *Magisterium naturae et artis* das Wort Idealismus im heute populär gebrauchten Sinne eingeführt. Er entwickelt dort als typisches Beispiel die Möglichkeit der Luftschiffahrt. Idealismus bedeutet hier also „Zukunftsraum“, Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Idealist und Träumer werden gern auf eine Linie gestellt. Geistreiche Schriftsteller haben ja immer und immer wieder Zukunftsbilder idealistischer, träumerischer Färbung hingepinselt. Das Thema: „Die Welt in 1000 Jahren“ findet sich in unzähligen Variationen abgehandelt in der Geistesgeschichte. Wie wonnig, wie mollig fühlt sich die Phantasie in diesen Träumereien über die Unbegrenztheit menschlichen Fortschritts in Technik und Wissenschaft, welch' farbenprächtige Prophetien über künftige Menschentutur, also Höherführung der Menschen in der gesamten Lebensführung bis zum strahlenden Phantom der künftigen absoluten Vollkommenheit. Vieles von diesen Träumen hat sich erfüllt, aber die Erfüllung brachte nicht Segen allein, sondern auch Uebel und Unseggen; man denke an den stolzen Segler der Lüste von heute und an den grausamen Luftkrieg der Zukunft. Unter allen Umständen: Idealismus im heute populär gebrauchten Sinn, ist ein vages Ding, noch nicht befreit von den Schlacken phantastischen Traumsinnes. Vor Idealismus dieser Art haben wir uns auch in der Pädagogik zu hüten, vor jenem fadens Geschwätz über „reine Menschentutur“, wie es heute als rhetorische Phrase gebraucht wird. Wir geben nicht den Glauben an die Zukunft auf, wohl aber hüten wir uns vor dem Schaukeln auf lustigen Wahngebilden.

Um einen klaren Begriff vom katholischen Idealismus zu gewinnen, holen wir Rat bei der christlichen Philosophie. Da gewinnt er nun einen klaren deutlichen Sinn und heißt: die Welt wird nach göttlichen Ideen geleitet und geführt. Dieser hebre Gedanke ist dargestellt im platonisch-augustinischen Lehrgebäude. Willmann hat in seinem Hauptwerk: „Geschichte des Idealismus“ den ganzen Fragenkomplex theologisch, philosophisch und historisch beleuchtet. Von neuern katholischen Schriftstellern behandelt das Problem klar und anschaulich Franz Sawidi in „Geschichtsphilosophie“. Wenn im folgenden also von Idealismus gesprochen wird, hat das Wort den Sinn: Gott hat die Welt erschaffen und sie wird regiert nach göttlichen Ideen.

Damit gewinnt nun auch der Ausdruck „katholischer pädagogischer Idealismus“ scharfe Umgrenzung und Abgrenzung. Umgrenzung, indem er klar und bestimmt sagt: Das Einzel Leben und Sozialleben ist göttlicher Herkunft und wird nach göttlichen Ideen regiert. Das Wesen Gottes erkennen, heißt darum auch, das innerste Wesen der Erziehung erfassen; hier liegt der Kontakt zwischen Pädagogik als Tochter und der Theologie als Mutter. Eine Abgrenzung erfährt damit der Begriff „Idealismus“ gegenüber den verschwommenen Auffassungen vieler Moderner, worauf weiter unten zurückgekommen wird.

Was verstehen wir unter Pessimismus? Der Pessimismus erscheint in verschiedenen philosophischen Fassungen in der Geistesgeschichte von ihren dunklen Anfängen bis auf den heutigen Tag. Der moderne Apostel des Pessimismus ist Schopenhauer. Im Mittelpunkt seiner Studien steht das Problem des Leidens, jene große Frage nach den Ursachen all der Schmerzen und Leiden, die im Einzel- und Gesamtleben zu Tage treten. Die letzten Jahre des Weltkrieges haben die Frage nach dem „Sinn des Leidens“ wieder mit aller Macht in den Vordergrund gedrängt und zu den verschiedensten Beantwortungen geführt. Die beiden großen Weltreligionen Katholizismus und Buddhismus tragen ausgesprochen pessimistische Züge an sich. „Im letzten Grunde handelt es sich um die Annahme oder Leugnung eines außerhalb der Welt existierenden unendlichen geistigen Schöpfers. Wird ein solcher angenommen, dann führt die Konsequenz des logischen Denkens zum Optimismus; wird er geleugnet, also das Universum oder das eigene Ich zum Absoluten (zum Gott) erhoben, dann führt nicht nur die Konsequenz des logischen Denkens, sondern auch die Verfassung jedes edleren und ideal gesinnten Gemüts zum Pessimismus.“ (Fahsel.) Schopenhauer, als Gottesleugner, beschäftigte sich intensiv mit dem Sinn der Welt, und zwar gerade dort sah er ein, wo sie uns die größten Rätsel aufzugeben scheint, und das ist das Leiden der Welt. Während Leibniz als Vertreter des Optimismus lehrt: „Gott wollte die beste der Welten erschaffen“, hält Schopenhauer uns den Sah entgegen: „Unsere Welt ist die schlechteste der Welten.“ Der Schopenhauer'sche Pessimismus als philosophisches System ist leider heute Tausenden zur Welt-Lebensanschauung geworden. Er muß aber überwunden werden. Wie schon betont, trägt auch der Katholizismus starke pessimistische Züge in sich; aber der Pessimismus ist nicht sein Grundzug, sondern der Optimismus, basierend auf dem christlichen Idealismus. Stellen wir die Gegensätze zur Erklärung ganz deutlich fest. Es sind zwei wertvolle Bücher katholischer Autoren, die uns den Weg weisen. Da begegnet uns in erster Linie: „Katholische

Weltanschauung und modernes Denken", vom bekannten Dr. F. X. Kiel, bekannt namentlich auch als schärfster Kritiker Dr. Fr. W. Försters. Im Abschnitt: „Schopenhauer und der voluntaristische (atheistische) Idealismus“ und „Optimismus und Pessimismus“ tritt er mit schärfsem Sezermesser an das Schopenhauersche Denkgebäude heran, schärft in der Logik, gerecht im Urteil, in Liebe auch den Gegner würdigend. „Die Überwindung des Pessimismus“ betitelt sich ein Buch von Kaplan Fahsel; es zeigt, wie auch der Katholizismus pessimistische (weltschmerzliche) Elemente in sich birgt, wie aber bei tieferer Erfassung der katholischen Lehre, von Erbsünde, Erlösung, Gnade, Askese, Gelübde der Pessimismus (die Weltverneinung) überwunden wird durch den christlichen Optimismus, die freudige christliche Weltbejahung. Welches sind die Gegensätze zwischen der Weltenschmerzlehre Schopenhauers und der christlichen Lebensfreude eines St. Thomas von Aquin, eines hl. Franz von Assisi?

Schopenhauer sagt: Der Weltwillen ist die Ursache des Leidens und damit ist die Welt an sich als ein Übel erklärt, während das Gute nur etwas Zusätzliches oder gar Scheinbares in dieser Welt ist. Damit befindet sich Schopenhauer in diametralem Gegensatz zu der platonisch-aristotelischen Schule Griechenlands und der mit dieser zusammenhängenden christlichen Schule eines Augustinus und Leibniz. Denn diese erklären das Gute als das Prinzip der Welt und lassen das Übel zu etwas irdisch Teilweisem und zum Teil Scheinbarem herabsinken. Also:

„Diese Welt ist die schlechteste der Welten, nicht wert, gelebt zu werden“ (Schopenhauer).

„Gott, das ewige Gut, hat die Welt erschaffen, sie wird erhalten und geleitet nach einem göttlichen Ideenplan, und Einzel- und Sozialleben hat einen übernatürlichen Endzweck, die Hinführung zu Gott“ (Sawicki).

Damit gewinnt auch das Leid in der Welt einen positiven Charakter, die „Schule des Leidens“ ist „wert, gelebt zu werden“ als „Erziehungs-Schule zu Gott“.

Es ist schon betont worden, wie der Streit über „den Wert des Leidens“ in den Kriegsjahren mit ihren Folgen neu entbrannt ist; wie der Satz Schopenhauers, „die Welt sei nicht wert, gelebt zu werden“, Tausenden zur Weltanschauung und damit zum Untergrund der Lebensführung geworden. Diese Weltenschmerzlehre zeigt im modernen Leben namentlich zwei traurige Folgen: Die allenthalben grassierende Selbstmordepidemie und das Vorbringen des Buddhismus im christlichen Kulturreis. Der Buddhismus sendet seine Missionäre aus dem fernen Osten Indiens und Japans nach Europa und Amerika. In Berlin, Paris, London haben sich bereits buddhistische Zirkel gebildet, die auch eigene Gebäude für ihren Kult errichteten. Eine gewaltige Gefahr für die christliche Kultur, wenn erst die nicht ausbleibende Popularisierung dieser heidnischen Lehren die weiten Volkskreise, die heute leider vielfach dem christlichen Einfluss entzogen sind, erfasst haben wird.

Damit gewinnt der Streit zwischen Idealismus und Optimismus pädagogische Bedeutung, sowohl für Erzieher als für zu-Erziehende.

(Fortsetzung folgt.)

Eine neue Erklärung der Flegeljahre

Die „Flegeljahre“, die Jean Pauls Roman zuerst dichterisch erklärt, sind eine Erscheinung, die unzählige Male geschildert worden ist und in der Pädagogik eine große Rolle spielt. Die moderne Psychologie hat sich nun der Ergründung dieser plötzlich in der Entwicklung des Kindes auftretenden Charakterveränderungen angenommen und die früher nur gefühlsmäßig angegebenen Symptome wissenschaftlich bestimmt. Eine neue Erklärung der Flegeljahre, die sehr überzeugend wirkt, gibt Dr. A. Busemann in der in Frankfurt a. M. erscheinenden „Umschau“. Die verschiedensten Versuche mit heranwachsenden Knaben haben ergeben, daß das 6., das 9. und das 13. Lebensjahr besonders deutlich eine Seelenverfassung zeigen, die auf die „Flegeljahre“ hinweist. Die Kinder, zu dummen, übermüdigen Streichen geneigt, denken wenig an die etwaigen Folgen, haben keine Lust zu eigenen Leistungen und zeigen eine große Hemmungslosig-

keit. Schon in der Sprache der Kinder und Jugendlichen läßt sich die besondere Stellung des 6., des 9., des 13. und schließlich des 16. Lebensjahres erkennen. Bei Versuchen, die mit Spracharten gemacht wurden, ergab sich, daß die Kinder in diesem Alter die erzählende Aussage bevorzugen, die auf eine Vorliebe für Tätigkeit hinweist, während in andern Lebensjahren die Jugendlichen mehr zu Beschreibungen, also zu einer mehr passiven Auffassung der Welt neigen. Diese Bevorzugung der Erzählung läßt auf eine steigende Erregtheit und Lust zum Handeln der Kinder schließen. Die Sprache des 7., 10. und 14. Lebensjahrs dagegen ist durch eine größere Ruhe und Besinnlichkeit ausgezeichnet. Die Intelligenzuntersuchungen ergaben bei Kindern der Lebensjahre 6, 9, 13 und 16—17 oftmals einen Stillstand oder Rückschritt, während die dazwischenliegenden Jahre sich als Zeiten lebhaften Fortschrittes darstellen.

Es gibt also eine ganze Anzahl Erscheinungen, die sich in den Flegeljahren, abgesehen von der allgemeinen „Ungezogenheit“, feststellen lassen.

Die Erklärung für diese Erscheinungen hat man gewöhnlich bisher in dem Auftreten der Pubertät gesucht, aber der ganze Komplex dieser psychologischen Vorgänge lässt sich dadurch nicht erklären. Bussemann will nun in Wachstumsstörungen des Körpers eine einheitliche Erklärung gefunden haben, wodurch die Leistungsfähigkeit des Großhirns in Mitleidenschaft gezogen wird. „Nähere Vergleichung,“ schreibt er, „ergibt ein zeitliches Zusammentreffen von herabgesetzter Intelligenz, geisteigerter Erregbarkeit des Gefühls, Reizung zu unüberlegten Streichen, Häufigkeit erzählender Aussagen mit den Jahren des schnellen Körperwachstums, und zwar scheint der Übergang von langsamem zu schnellem Wachstum besonders störend zu wirken. Wir haben demnach in den Erscheinungen der Flegeljahre vermutlich den Ausdruck für eine Herabsetzung der psychischen Leistungsfähigkeit zu sehen, die durch mangelhafte Versorgung des Gehirns mit Verbindungen, die zum Aufbau der wachsenden Körperteile verbraucht sind, bedingt ist. Diese Ermiedrigung des psychi-

schen Niveaus verursacht auch eine Veränderung der seelischen Typif; wie etwa Alkoholvergiftung den gesunden, intelligenten Erwachsenen durch Ausschaltung höherer Funktionen auf eine niedrigere Entwicklungsstufe zurückdraht, so sinkt der Jugendliche in den Wachstumsjahren auf die Stufe ungehemmten Tätigkeitsdranges, ungehemmter Kampfslust, ungehemmten Wandertriebes, ungezügelter Affekte, mit einem Wort auf ein niedrigeres Entwicklungsniveau herab.“ Dieses Herabsinken ist aber nur vorübergehend und gleicht sich wieder aus, wenn die durch das Wachstum bedingten Störungen verschwinden; es hat aber auch seine guten Seiten, indem das Gemütsleben dadurch bereichert wird. Die starke Erregungsfähigkeit kann sich nicht nur in dummen Streichen, sondern auch in Selbsterkenntnis äußern, weshalb der Amerikaner Starbuck das 13. und 16. Lebensjahr als „Bekehrungsjahre“ bezeichnet hat. Die neue Erklärung der Flegeljahre ist für die Pädagogik von hoher Bedeutung. Man wird, wenn man das Wachstum als tiefere Ursache annimmt, den Absichten der Natur mehr nachgeben müssen und in den „Flegeljahren“ die körperliche Ausbildung stärker betonen.

Humoristische Ecke

Aus der Schule. Lehrer: „So Chinde, nun säged mer, wer isch der erscht Mänsch gsi uf der Welt, und wo hät er gwohnt?“ Hans: „Dr Adem, Herr Lehrer, im Paradies.“ „Guet.“ Fritz (strectt auf): „Nu Fritz?“ „Nei, der Adem isch en nöd gsi, es isch en gsi der Herr Kohn im Niedorf.“ „Wieſo?“ „Hä, det schat doch: Adam vormals Kohn.“

Gaule Ausrede. A.: „Du bisch also z'Paris gsi und heischt dert französisch g'leht. So säg mer emal, was heißt eigetli April uf französisch?“ — B.: „Das hönnit i jetzt nüd säge, ich bi nämli nu bis Jänner z'Paris gsi!“

Gröžeri. 's Batellion 67gi gaht dur es Dorf. Zum-e Feister us lueget en als Muetterli, wo-n e Brülle ahäd. En Soldat rüest: „D'Brülle ab!“ — Do meint das alt Muetterli: „Ja, aber erst wenn gröžeri Soldate hömed.“

Aus einer Dorsschule. Lehrer: „So, jetzt spricht jedes einen Satz und dann setzen wir diesen in die Befehlsform!“ Michel: „Der Ochse zieht den Wagen!“ Lehrer: „Nun, Michel, sag die Befehlsform von diesem Satz!“ Michel: „Hüh!“

Guter Kopf. Ein Landmann kam mit seinem Sohne nach Bern, um ihn studieren zu lassen, und verfügte sich mit ihm zum Herrn Rektor, um ihn einschreiben zu lassen. Der Rektor fragte den Vater nach den Fähigkeiten seines Sohnes mit den Worten, ob er auch einen guten Kopf habe. „O ja,“ erwiderte der Alte, „er isch nadisch schon zweu mol use Gring vo der Brügi abegheit u es het ihm nüt tah, gäll Sämel!“

Gratulationsgedicht. Ein Schullehrer feierte ein Jubiläum, und eine Mädchenklasse stiftete ihm eine Torte dazu. Der Torte war ein Gedicht beigelegt, das folgendermaßen lautete:

Dieses schenkt die Mädchenklasse
Und wünscht guten Appetit.
Verzeihen Sie die ganze Torte —
Und Ihre Frau und Kinder mit.

Das große „S“. Wozu es führen kann, wenn man das „ſ“ am unrichtigen Orte groß schreibt, zeigt folgendes Vorkommnis:

Eine Frau hatte sich bei ihrer Wäscherein darüber beklagt, daß ihre Taschentücher nach der Wäsche in sehr kurzer Zeit Risse bekämen; darauf erhielt sie folgenden Brief:

Was die Sache mit den Taschentüchern ist, jo
kenne ich mich nicht aus. Entweder waren Sie schon
von Anfang an blöd oder Sie fangen an, alt zu
werden. Mit Chlor habe ich Sie gewiß nie ge-
waschen, sonst würden Sie anders ausschauen. Ich
hoffe aber, Sie ein anderes Mal schöner machen zu
können. Mit bestem Gruß.

Usem Märkt. Frau Gizzig: „Was choschtet dä
Chöli?“ — Gmüesfrau: „Zwei Stück 55 Rappe!“ —
Frau Gizzig: „Und eine elei?“ — Gmüesfrau:
„Drizig Rappe!“ — Frau Gizzig: „So gänd mer der
ander!“

Berschnappt. Dame (im Laden): „Ist dieser
Stoff die letzte Neuheit?“ — Verkäufer: „Jawohl!“
— „Hält er auch die Farbe? Berschiezt er nicht?“
— „Ganz sicher nicht, er hat zwei Jahre im Schau-
fenster in der Sonne gelegen.“

Bolfschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert
von einer Kommission aktiver Lehrer

Einsendungen an
Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen

Inhalt: Katholischer Optimismus in der Erziehung—Etwas zum Kapitel „Lehrübungen“—Humoristische Ecke

Katholischer Optimismus in der Erziehung

J. Seitz, Lehrer, St. Gallen (Schluß)

Besondere Gestaltungen gewinnt der pädagogische Idealismus resp. Optimismus in der sog. Humanitätsidee. Sie nimmt als Ausgangspunkt der Erziehung die absolut gute Kindesnatur an und träumt von der Verwirklichung des Humanitätsideals, der Erreichbarkeit absolut guter Menschen und gesellschaftlicher Zustände nach einer langen Entwicklung wird das Leid im Einzel- und Gesamtleben beseitigt sein: das Reich des ewigen Friedens im Diesseits.

Eng verwandt damit ist die sozialistische Erziehungsauffassung. Nach der Marx'schen Lehre sind die heutigen Zustände für den Untergang reif; auf den Trümmern der heutigen Gesellschaftsordnung wird sich der von Individual- und Sozialleid freie Zukunftstaat erheben und die von Natur absolut guten Anlagen des Menschen zur vollen Entfaltung bringen. Wir begegnen hier einer Verbindung von heidnischem Pessimismus und christlichem Optimismus, aber in verzerrter Form. Unter starkem Widerspruch von katholischer Seite hat ein katholischer Gelehrter, Dr. phil. und theol. Th. Steinbrückel, ein Buch veröffentlicht: Der Sozialismus als sittliche Idee. Im bereits genannten Buch von Dr. Kießl (Katholische Weltanschauung und modernes Denken) werden ähnliche Gedankengänge entwickelt. Damit ist nun keineswegs ein Kompromiß mit dem Sozialismus eingefädelt, sondern es soll nur gezeigt werden, daß die sozialistische Lehre zwar auch christliche Leitgedanken birgt, aber verunstaltet und verzerrt, und daß er somit auch als Grundlage der Welt- und Lebensführung auf falsche Bahnen führen muß. Sei es nun evolutionistischer Sozialismus, der von einer langsam, sukzessiven Umgestaltung das Heil erwartet, sei es revolutionärer Sozialismus, der auf raschen Umsturz drängt, die Grundlagen sind falsch. Der Sozialismus ist atheistisch wie Schopenhauers

Lehre, und auch von ihm gilt der Satz Fahsels: „Im letzten Grunde handelt es sich um die Annahme oder Leugnung eines außerhalb der Welt existierenden, unendlichen, geistigen Schöpfers. Wird ein solcher geleugnet, dann führt nicht nur die Konsequenz des logischen Denkens, sondern auch die Versetzung jedes edleren und ideal gesinnten Gemüts zum Pessimismus.“ Während nun aber Schopenhauer von der Welt redet, die nicht wert sei, gelebt zu werden, sagt der Sozialismus: Nur die heutige Welt ist nicht wert, gelebt zu werden; wir wollen aber eine Welt schaffen, die dem Einzelwesen und der Gesellschaft ungetrübtes Glück bietet. So ist der Sozialismus letzten Grundes doch wieder optimistisch; aber sein Optimismus ist Utopie (griech. Nirgendsheim), weil er das Leid als göttsgesetzte Institution leugnet, weil er damit die „Schule des Leides“ haft, statt sie im Sinne des christlichen Optimismus als „Erziehungsschule“ zu würdigen.

Der Sozialismus und damit auch die sozialistische Erziehungslehre sind im innersten Grunde antikatholisch durch Leugnung der Erbsünde und der Christologie.

Damit gewinnen der katholische pädagogische Idealismus, Realismus und Optimismus ihre sicheren dogmatischen Grundlagen:

1. der katholische Idealismus baut sich auf auf das Dogma der göttlichen Welterschaffung und der göttlichen Weltführung im Einzel- und Gesamtleben.

2. Statt in Utopien des Sozialismus und Humanismus sich zu ergehen, stützt er sich als Realismus auf die Lehre von der Erbsünde und den daraus erfolgten Zustand der Schwächung der menschlichen Natur. (Das Leiden von Gott gesetzt.)

3. Statt sich in buddhistischem oder Schopenhauerischem Weltschmerz zu verzehren, stützt er sich auf das Dogma der Erlösung, der wieder erworbenen Gotteskindschaft, der Berufung zum Himmelreich; dadurch wird das Leid zur gottgesegneten Lebensschule, aber auch zum Weg zu Gott.

Wenden wir diese grundlegenden Erwägungen speziell auf die Pädagogik an, auf das Leid, das in uns speziell im Berufe in gewiß verschiedener Form entgegentritt, so ergibt sich:

Der katholische pädagogische Optimist stellt an die Spitze seiner Untersuchungen über die Natur des Menschen und des Menschenlebens überhaupt, aber auch der Individualnatur der Kinder, folgende im Glauben wurzelnde Überzeugungen: die Offenbarung lehrt, daß wir verschiedene Stände des Menschengeschlechtes zu unterscheiden haben. Der erste Stand ist der Urstand (status naturae integræ) worüber uns die hl. Schrift Aufschluß gibt. Das war der Idealmensch, wie er in seiner Kraftfülle und Unversehrtheit aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen war, ausgerüstet mit den reichsten Gaben der Natur und der Gnade. (Idealzustand).

Mit der Auflehnung aber gegen seinen Schöpfer und Herrn fiel der Mensch aus dieser ursprünglichen Höhe herab (status naturae lapsæ). Seitdem befindet sich das ganze Menschengeschlecht in einem gefallenen Zustand, der durch ein unheilvolles Erbe sich fortsetzt. Der Auflehnung des Menschen gegen Gott folgte als Strafe der Zwiespalt im Menschen selbst, die Auflehnung der niederen Seelenkräfte gegen die höhern und die Unbotmäßigkeit des Leibes gegen die Seele. Jedes Menschenkind, ob in der Hütte oder im Palast geboren, leidet an diesem Zwiespalt; der kleine Weltbürger, von den Eltern herzlich begrüßt, trägt neben guten Potenzen (Anlagen) auch schlechte in sich. Wie werden sich beide entfalten? Welche werden dem Leben das Gepräge geben? Da mögen Rousseau, Götthe, Humboldt und ihre Nachbeter noch so schön singen von der idealen Kindesnatur, Glaube und Erfahrung sprechen eine andere Sprache. Dem Sirenen Gesang von der ursprünglich absolut guten Kindesnatur steht der nüchterne katholische Realismus von der geschwächten Menschennatur gegenüber.

Aber dieser Realismus (nüchterne Erfassung des Seins) verliert sich nicht in Schopenhauers Pessimismus (die schlechteste der Welt, nicht wert, gelebt zu werden), sondern erhebt sich zum katholischen Optimismus, verkörpert im Erlösungsgedanken. Der verheizene Erlöser befreite die Menschheit aus dem Stande der Ungnade und erhob sie in einen höhern Stand. Es ist dies der dritte Stand, der Stand der wiederhergestellten Menschennatur (status naturae reparatae.) Doch ist

es nicht eine Erhebung in den vollen Urstand, sondern in den Stand der Gnade, der Heiligung und Kräftigung der geschwächten Natur. Dieser Stand der Gnade und Sühne nimmt eine Mittelstufe ein zwischen dem Stand der Urgerechtigkeit und der Sünde. Jesus Christus hat durch seine Menschwerdung jedem Kind gleichsam den Weg vorgezeichnet, den es im jetzigen Stand zu gehen hat und ihm gleichzeitig die nötige Kraft dazu verliehen.

Es ergibt sich also:

Durch die Erbsünde ist die Menschennatur geschwächt worden, daraus ergeben sich die Widerstände in der Erziehung (die Leidbringer für den Lehrer). Diese Widerstände äußern sich:

1. In der Auflehnung der niedern Kräfte im Menschen gegen die höhern, wie sie allen Menschen eigen sind (generelle Schwächung).

2. In der Auflehnung der niedern Kräfte gegen die höhern im Gesellschaftsleben. (Soziale Leiden).

3. Als Folge der sozialen Missstände treten neben die generelle Schwächung der Menschennatur durch die Erbsünde noch spezielle, individuelle Schwächungen des verschiedenen Temperamentes, der Gesundheit, der physischen, intellektuellen und moralischen Individualanlagen, erworben durch Vererbung, Erziehung, Milieu, soziale Eingliederung, Kameradschaft, Nationalität etc. etc.

4. Viel zu wenig gewürdigt werden die Widerstände in der Erziehung, die in der Zeitlage begründet liegen. Jede Zeit hat ihre Licht- und Schattenseiten; aber in gewissen Perioden treten besondere Risse in Erscheinung, so im alten Rom vor dem Untergang, zur Reformationszeit, so auch heute wieder. Wir dürfen neben der Leidensquelle der individuellen Notlage auch eine solche der historischen Notlage stark in Rechnung stellen.

Pessimistisch veranlagte Gemüter, die sich intensiv mit dem Leid in der Welt beschäftigen, finden also Farbentöpfe genug, um ein recht düsteres Gemälde zu zeichnen: Allgemeine Schwächung der Menschennatur, dazu die Steigerung der individuellen Ausfallerscheinungen und zu guter Letzt noch die „Schäden der Zeit“. Ist es da zu verwundern, wenn auch unter den Erziehern Pessimisten erstehen? Sie haben es ja in besonderer Weise zu tun mit den Widerständen der Kindesnatur, mit ihrer allgemeinen Schwächung durch die Erbsünde, dazu mit den vielen individuellen Abweichungen; sie spüren am Kinde recht deutlich die schlimmen Einflüsse der verworrenen politischen, sozialen und religiösen Zeitlage.

Irgendwo in einer Wirtschaft habe ich den tröstlichen Spruch an der Wand gelesen: „Jetzt ist's halt e so, mach's anders, wenn's hast!“ Diese

„Es ist mir Wurst-Philosophie“ findet sich oft auch in Lehrerkreisen; sie ist aber eines Lehrers unwürdig. Der christliche pädagogische Optimismus birgt gottlob viel höhere Ideen und Motive, die helfen, „das Leid in der Welt“ zu überwinden, den Pessimismus durch den Optimismus zu überwinden.

Der theologische Optimismus weist den Erzieher hin auf die „Schönheiten der katholischen Weltanschauung“ (Dr. J. Ch. Gspann).

Der katholische philosophische Optimismus mit der Lehre von Vernunft und Willensfreiheit steigert sein Kraftgefühl. (Wir sind befähigt, zu überwinden).

Der katholische psychologische Optimismus erzählt von den herrlichen Beispielen, wie das Überwiegen des Sinnlichen in der Kindesnatur durch religiös-sittliche Erziehung und Selbsterziehung zur christlichen Lebensführung erhöht werden kann, seelisch praktisch erreicht bar ist.

Manches Kind, das ein Sorgenkind der Schule, der Kirche, des Elternhauses war, sei es in physischer, intellektueller oder geistiger Hinsicht, hat sich im späteren Leben unter Gottes Leitung wunderbar entfaltet, vielleicht in vielen Lebenspfadtrümmungen, oft erst im späten Alter, aber Gottes Leitung hat sich erwähnt, ebenso der alte Spruch an die Erzieher: Nemo desperandus est! Niemand soll voreilig aufgegeben werden. (Lebensländlicher Optimismus). Selbst Entgleisungen dürfen uns nicht zu Unmut und Verzagung hinreißen lassen, denn „Gottes Wege sind wunderbar“, das Leid ist göttlich weise Fügung.

Jede Zeit hat ihre besondern Erziehungsschwierigkeiten, dessen ist uns die Geschichte Zeuge. Es gab nie „goldene Zeitalter“! Relativ mögen die Zustände besser gewesen sein; gefehlt hat auch das „Zeitleid“ nie. Hüte man sich vor Utopien der Vergangenheit wie vor Utopien der Zukunft. Gott hat dann immer, besonders in Zeiten grösster Not, Männer und Frauen als Bahnweiser in den Zeiten gesandt. (Geschichtlicher Optimismus.)

Unsere Zeit hat ihre besondern Nöte und wir bekommen sie an der heutigen Jugend zu spüren. Gewiss! Eine der Hauptnöte der Gegenwart ist der schwindende Glaube an die unverwüstliche Heilskraft des Christentums. Weite Kreise verschreiben sich dem pessimistischen Buddhismus, weil sie den sieghaften Idealismus und Optimismus des Christentums nicht kennen.

Etwas zum Kapitel „Lehrübungen“

Jede Konferenzleitung bemüht sich, und das mit vollem Recht, in ihr Jahresprogramm für die Konferenzarbeiten auch einige Lehrübungen einzuhalten. Es ist nun sehr interessant zu versuchen, wie verschieden diese von den einzelnen Lehrpersonen angepackt und ausgeführt werden.

Die geistige Entwicklung eines Kant, Humboldt, Goethe, Hegel, Schopenhauer, Nietzsche hätte einen ganz andern Verlauf genommen, wenn sie das katholische Christentum gekannt hätten. Die Analyse von Nietzsches Lebensanschauung z. B. ergibt, daß er eine ganz verzerrte Auffassung vom Christentum hatte; auch er ging vom Problem des Leides in der Welt aus und wurde zum glühenden Christusfeind. Schopenhauer ging gleiche Irrwege; auch ihn stellte das Problem „das Leid in der Welt“ vor Rätsel; sie zu lösen verwandte er einen Schlüssel, geschmiedet aus einer Legierung von modernem Atheismus und christlichen Glaubenselementen; verirrte sich Nietzsche in Christusfeind und Übermenschentum, so verlor sich Schopenhauer in Weltschmerz und Weltverachtung. Die großen Denker aber, Plato, Aristoteles, Augustinus, Thomas von Aquin, Franz von Assisi u. v. a. gingen auch vom Rätsel aus: „Das Leid im Leben“, aber als Theisten suchten sie den Schlüssel in der Gottes-Idee; so wurde z. B. Thomas von Aquin der feurige katholische Theologe, aber auch der nüchterne Realist, der das Leid in der Welt mit sicherem Auge erkannte, der heiligmäßig lebende, freudige Asket, aber auch der große Heilige und Idealist, durchdrungen von der Siegeskraft der Christologie. Es ist leider heute vielfach zur Mode geworden, vom „Untergang des Abendlandes“, d. h. der christlichen Kultur zu reden. Oskar Spengler ist der Prophet dieser modernen Verirrung. Spenglers Buch ist eine blendende, geistreiche Plauderei, aber niemals kann ihm der Wert einer wissenschaftlich ergriffen, theologisch reisen, philosophisch klaren und historisch wahrheitsgetreuen Darstellung beigelesen werden. Wir huldigen in Einzel- und Sozial-Lebensfunde dem Glauben an die Regenerationskraft, die im Christentum liegt, aus dem christlichen Idealismus folgern wir den christlichen Optimismus. (Apologetischer Optimismus.)

Der katholische pädagogische Optimismus baut auch auf den Glauben an die göttliche Führung in Einzel- und Gesamtleben; als Realismus schaut er den „Schäden der Zeit“ fest ins Auge, verliert sich aber nicht in Welt-Berufsschmerz, sondern holt sich neue Berufstreude am Born der hl. Religion.

„Freut euch im Herrn immerdar, wiederum sage ich euch, freut euch,“ ein Wort des großen Bölkeraufstellers auch für den Lehrer.

Ich lese da in der Nummer 27 der „Schweizer-Schule“ von der Lehrerversammlung von Ob- und Nidwalden folgenden Passus:

„Die Lehrübung hielt ein auswärtiger Lehrer mit Engelbergerbuben, was die meisten vorzogen, andern aber wieder aar nicht zusagte, indem sie

den eigenen Lehrer mit den eigenen Kindern an der Arbeit sehen möchten. Bei welcher Arbeit ist mehr zu lernen?"

Ich behaupte, im ersten Falle ist für alle Beteiligten, für denjenigen, der die Lehrübung hält, und für die Zuhörer viel mehr zu lernen, und ich beglückwünsche diesen „auswärtigen“ Lehrer zu seinem Vorgehen. Warum denn? Ich wage es zu sagen, daß eine Lehrübung mit unseren eigenen Kindern immer eine mehr oder weniger „ungewollt präparierte“ Lehrübung ist, wohlverstanden „präpariert“ im Sinne mit den Kindern. Wie beweise ich das? Der Konferenzvorstand stellt mir ein Thema, und ich soll darüber eine Lehrübung halten. Gewohnt, auf höheren Befehl prompt zu reagieren, mache ich mich gewissenhaft an die Arbeit. Während ich aber die Präparation mache und mich in die Arbeit vertiefe, sehe ich mich unwillkürlich vor meine Klasse gestellt, und auf jede Frage, die ich mir zurechlege, weiß ich fast ganz bestimmt, was meine Kinder, die ich schon 1—2 Jahre unterrichte, antworten werden. Ja, ich sehe im Geiste sogar, wer antwortet, und so entsteht nach meiner Auffassung halt leider Gottes eine „ungewollt präparierte“ Lehrübung. So werden die Lehrübungen mit unseren eigenen Kindern mehr zu einer Schaustellung der Klasse, die Schule glänzt. Was sollte sie aber in Wirklichkeit sein? Der Lehrer soll eine gegebene Materie einer Anzahl Kindern in einer gewissen Zeit auf die beste, verständlichste Art beizubringen suchen, so, daß möglichst alle die Sache begreifen. Der Lehrer soll also „glänzen“ in erster Linie, und nicht die Schüler. Um nun zu zeigen, was er wirklich kann, soll er mit fremden Kindern, also mit der gleichen Klasse im Nachbardorf seine Übung halten. Da kann er nun sein pädagogisches, methodisches und psychologisches Talent entfalten. Der Lehrer steht vor der ihm ganz fremden Kinderschar, die da den „Neuen“ mit leuchtenden Augen anstarrt. Er beginnt seine Lektion, die Kinderarme strecken sich in die Höhe, und nun sprudeln die Antworten, Fragen und Bemerkungen nur so heraus aus den frischen Kinderlippen. Jetzt kommt es darauf an, alle diese ihm ganz fremden Antworten und Fragen

in die richtige Bahn zu lenken, auf die verschiedenen Einstellungen der Kinder Rücksicht zu nehmen, und zum Schlusse doch das Ziel zu erreichen, das er sich am Anfang der Stunde gestellt hat. Das gibt eine lebendige, packende und hinreichende Lehrübung, lehrreich besonders für den Ausübenden selbst, wie auch für die manchmal schwer zu befriedigenden Zuhörer. Die Übung ist schwerer als mit den eigenen Kindern, aber viel dankbarer, und die Hauptsache: ich lasse etwas dabei. Die Situationen sind mir alle neu, es braucht vielleicht meinesseits eine ganz andere Einstellung, um zum gestellten Zielen zu kommen, als wenn ich meinen Kindern vortrage. Nehmen wir also auch diese Art Lehrübung in unser Programm auf.

Eine Neuheit hat uns ein Kollege in der letzten Konferenz vorgeführt, nämlich eine Lehrübung — ohne Kinder. Der Leser lacht vielleicht und meint, ich wolle Witze machen, aber es ist reine Wahrheit. Auf dem Konferenzprogramm hieß es: Lehrübung von XX, Einführung in die Lateinschrift, mit der V. Klasse. Der betreffende Lehrer war nun Lehrer und Schüler in einer Person zugleich, und er löste seine Aufgabe auch auf diesem Wege zur vollsten Befriedigung der anwesenden Kollegen und auch des Vorsitzenden. In circa einstündigen Vortrag, verbunden mit vortrefflichen Demonstrationen an der Wandtafel, führte er aus, wie er es anpackt, um seine Zöglinge in die Lateinschrift einzuführen, macht uns auf Fehler aufmerksam, die gemacht werden, bringt aus seiner langjährigen Erfahrung lehrreiche Winke an; kurz, wir waren ihm sehr dankbar, daß er uns diese Lehrübung auf die oben geschilderte Art und Weise übermittelte.

Wir sehen also, daß wir bei den Lehrübungen auf verschiedenen Wegen zum gestellten Zielen kommen können, je nach dem gestellten Thema oder nach der Auffassung des Ausübenden; mit unseren eigenen Schülern, mit fremden Kindern oder auch — ohne Schüler. Wer also zu einer Lehrübung „verknurrt“ wird, gehe hin und wähle das bestie nach seinem Gutfinden. Die Hauptsache ist ja, daß dabei die geforderte Arbeit in bestmöglichstem Sinne gelöst wird.

Joschele.

Humoristische Ecke

Der Regenschirm. Lehrer: „Sag mir, Fritz, warum bringst du denn bei so wolkenlosem Himmel einen Regenschirm mit in die Schule?“ — Fritz: „Ja wissen Sie, Herr Lehrer, bei Regenwetter tragt ihn mein Vater!“

Boshaftes Verständnis. A.: „Was hat Ihnen denn der verstorbene Vetter hinterlassen?“ — B.: Die zehn Kistchen Zigarren, die ich ihm im Laufe der letzten zehn Jahre zum Geburtstage geschenkt hatte!“

Brotlose Kunst. „Hallo, alter Knabe! Habe dich lange nicht gesehen. Was machst du denn jetzt?“ — „Oh, ich bin ein Dichter!“ — „Na ja, aber ich meine, was tust du für den Lebensunterhalt?“

Lehrer: Ist die Sonne oder der Mond für die Erdenbewohner wichtiger? — Schüler: „Der Mond, denn er scheint in der Nacht, wo man Beleuchtung braucht; die Sonne aber scheint bloß bei Tag, wo es sowieso hell ist!“

Bolfschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Reditiert
von einer Kommission aktiver Lehrer

Ein sendungen an
Doh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen D

Inhalt: Die bildliche Rede — Vom Abschreiben — Humoristische Ecke

Die bildliche Rede

A. D.

„Den Sprachvorrat des Einzelnen, wie er in der Vorratskammer des Sprachbewußtseins niedergelegt ist, und wie ihn schon der kleine Schüler ziemlich reich mit in die Schule bringt, bilden eigentlich weniger die einzelnen Wörter, an welche besonders zu denken man eigentlich erst in der Schule gewöhnt wird, als Redensarten, Wendungen oder wie man's nennen will, Verbindungen von Worten, die zusammen aufzutreten gewohnt sind, als Mittel, unsere Beziehungen und Verhältnisse zu den Dingen und Menschen und dieser untereinander auszubrüden. Der Redner oder Schreibende greift in diesen Vorrat, ähnlich wie einst der epische Sänger in seinen Vorrat epischer Formeln, meistenteils mit solcher, ich möchte sagen blinder, Sicherheit, wie schon das kleine Kind viele Griffe mit der Hand durch die Kraft der Gewöhnung auch im dunkeln sicher tut. Was ist nun das, was er da greift? Es sind, genauer bescheiden, Bilder aus dem Leben, die da in festen Wendungen niedergelegt sind, gleichsam kleine Ausschnitte aus der wirklichen Welt, man kann sagen, photographische Bilder, die einmal von einem klaren Auge, oft vor Jahrhunderten schon und länger, von irgend einem Vorgange in und außer uns, wie sie immer wiederkehren, in dieser Fassung aufgenommen worden sind. Es ist natürlich allemal ein kluger Kopf, besonders ein Dichter ohne Feder, der den Vorgang so erfaßt und gefaßt und das gemeine Sprachbewußtsein gleichsam damit beschenkt hat. Die Fassung anzunehmen oder zu verwerfen, stand freilich völlig in der Freiheit derer, die es zuerst hörten; aber wenn sie angenommen worden ist bei dieser völligen Freiheit, wie sie kein anderes Lebensgebiet kennt, so ist das eben darum schon allein eine Gewähr für ihre Güte, denn nur das fäste auch bei den andern Wurzel, was sie mit einer gewissen Wahrheit trug, daß es ihnen war, als hätten sie

den Fund selbst gemacht oder machen können. Die gesunde Sprachentwicklung geht noch heute auf keinem andern Wege vor sich. So besteht denn das Sprachbewußtsein des Einzelnen wesentlich aus diesem Bildervorrat, und er ist es, der recht eigentlich für uns dichtet und denkt nach Schillers treffenden Worten; er besteht aus lauter solchen Erfindungen, besser Funden und Geschenken begabter Geister, deren Name freilich kaum eine Woche darauf noch zu vermitteln ist, wenn einmal heutzutage der Vorgang sich wiederholt.“ So schreibt Rudolf Hildebrand in seinem trefflichen Buche „Vom deutschen Sprachunterricht“. Und er hat recht. Dieser Vorrat überliefelter Redensarten bildet den eigentlichen Geist, Gehalt und Reichtum, das eigentliche innere Leben der Sprache. Und daraus, meine ich, wäre so viel Schönes und Wichtiges zu lernen und zu lehren. Und wir nützen das in der Schule viel zu wenig aus. Denn von der Klarheit, mit der einer diese vorgebauten Gedanken und angeschauter Bilder handhabt, hängt die Klarheit seines eigenen Denkens ab, nicht bloß von der Schärfe, mit der einer die formale Logik handhabt, wie man etwa früher meinte.

Ursprünglich haben wohl alle Wörter sinnliche Bedeutung gehabt. Die Gedankendingwörter sind Uebertragungen, „abgezogene“ Begriffe. Aber auch heute noch müssen wir immer wieder auf das Sinnliche zurückgreifen, um den abgezogenen Begriffen Anschaulichkeit zu verleihen. Wenn wir einen Willen als recht fest und entschlossen bezeichnen wollen, so vergleichen wir ihn mit dem Eisen und reden von einem eisernen Willen. Wir sind uns dabei wohl bewußt, daß der Wille mit dem Eisen als Stoff nichts zu tun hat; wir gebrauchen das Eisen nur als Bild, indem wir an seine Eigenschaft der Festigkeit denken. Diese Redeweise nennen wir daher bildliche. Die Bilder in der

Sprache sind zahlreicher als wir denken. Wir gebrauchen sie sehr häufig ganz unbewußt, da sie uns von jeher geläufig sind. Die ursprüngliche Bedeutung hat sich im Laufe der Zeit ganz verloren. „Sie schlügen einen andern Weg ein“, heißt es in einem Lesestücke. Dürfen wir in der Schule darüber hinweglesen, in der Voraussetzung, daß die Kinder ja doch wissen, was das heißen soll? Oder begnügen wir uns mit der kurzen Erklärung, „sie gingen einen andern Weg“? Nein, wir müssen hier länger verweilen. Die Redensart „einen Weg einschlagen“ versetzt uns in jene fernen Zeiten, wo der Wanderer sich mit der Axt in der Hand einen Weg durch den Urwald bahnte, wo er im wörtlich en Sinne durch Fällen von Bäumen und Sträuchern einen Weg „einschlug“. Erst dann wird die abgegriffene Redewendung Leben und Bedeutung erhalten. „Er bauschte die Geschichte auf“, heißt es in einer Erzählung. Da gilt es, die Kinder an aufgehängte Wäsche zu erinnern, wenn der Wind dann die Hosen und Hemden prall füllt, so daß sie wie Körper erscheinen, aber es ist nichts darin als — Lust. So macht es jener, der eine „Geschichte aufbauscht“. Eine ganz geringfügige Sache stellt er als etwas Wichtiges und Bedeutendes hin, aber es ist in Wirklichkeit gar nichts daran. „Ich kann es nicht begreifen“, sagt das Kind. Da gilt es ebenfalls auf die sinnliche, wörtliche Bedeutung einzugehen und die übertragene Bedeutung verständlich zu machen. Ich greife ein Ding, ich fasse es mit meinen Händen an. Ich „begreife“ es, d. h. ich betaste mit meinen Fingern seine Oberfläche, um die Gestalt und den Stoff zu „erfassen“. (Auch dieses Wort hat denselben Ursprung und dieselbe Bedeutung wie „begreifen“.) So „begreife“ ich auch geistige Dinge, die ich zwar mit der Hand nicht betasten kann, gewissermaßen mit den Fingern des Geistes, indem ich alle Verhältnisse und Beziehungen durchdenke, dann geht mir das volle Verständnis dafür auf, ich „begreife“ es. „Er ist verrückt“. Um den ursprünglichen Sinn dieses Wortes zu erfassen, gehen wir von dem Stuhl aus, der von der Stelle gerückt wird. Wir machen es den Kindern vor, nehmen unsern Stuhl, rücken ihn an eine andere Stelle und sagen: „Der Stuhl ist jetzt verrückt.“ Die Kinder werden lachen und beweisen damit, daß die ursprüngliche Bedeutung des Wortes ihnen gänzlich ferne liegt. Der Ausdruck wird überhaupt nicht mehr im eigentlichen Wortsinne gebraucht, sondern nur noch im übertragenen. Wenn man von einem Menschen behauptet, daß er verrückt sei, so will man damit sagen, daß in seinem Geiste, in seinem Gehirn gewissermaßen nicht mehr alles an der rechten Stelle ist, so daß er falsch denkt und handelt.

Auch die alltäglichsten Redewendungen bedürfen einer solchen Zurückführung auf das Sinnenfäl-

lige, um sie lebendig zu machen. Altmeister Rudolf Hildebrand führt in seiner anschaulichen Art und Weise ein solches Beispiel an: „Kaum scheint etwas zu erklären daran, wenn einmal verkannt: die Arbeit ging nur langsam vorwärts. Und doch, hält man seine und der Kinder Phantasie daran fest, so findet sich Gold darin, das sie selber kaum finden und wenn sie's hundertmal in die Hand nehmen. Die Arbeit ging? ging vorwärts? Hat sie denn Beine? Die Schüler lachen; aber schon öffnete den Aufgeweckten die bloße Frage die Augen, sie sehen die Arbeit plötzlich mit Beinen und gehend, wie der erste, der die Wendung brauchte, sie gesehen haben muß, und alle passen jetzt scharf auf, auch die, die nur die Schale, noch nicht den Kern sehen. Jetzt ließe sich nun schön mit Gelehrsamkeit vom Kätheder herunter reden, noch ein paar Beispiele bringen und etwa mit einer regelartigen allgemeinen Bemerkung schließen. Das wäre schon ganz gut und nütze. Aber viel besser und nützer und zugleich viel einfacher ist es, macht auch dem Lehrer weit weniger Mühe, wenn er sich aufmacht mit den eigenen Beinen und die Sache andeutend selbst durch die Klasse schreitet: die Arbeit geht gut — sie steht auf einmal still — sie liegt darnieder (was man freilich nicht vormachen, nur andeuten könnte) — sie geht wieder an (d. h. vorwärts), sie kommt mit raschen Schritten vorwärts, kommt in raschen Gang, sie ist am Ziele. Der Lehrer wird dadurch nicht zum Schauspieler, er hat den Kindern damit nur die abstrakte Nebelschicht, die leider so dicht um die Schule liegt, und die eben vom Lehrer ausströmt, das frische Leben verhüllend und seine Formen und Farben verwischend, diese Nebelschicht hat er auf einmal selber durchgerissen und sie blicken hocherfreut ins bunte, blühende, ewig belebte Leben hinaus, oder vielmehr durch die bunte Schale zugleich tief hinein, in die geheime Werkstatt des Sprachgeistes oder des menschlichen Geistes überhaupt, der sonst wie tief versteckt ist im Gebirge, und jeder hat doch jeden Augenblick den Schlüssel dazu in der Hand in den gewöhnlichsten Wendungen seiner Alltagsrede.“

Ich habe diese Ausführungen Hildebrands hier zum Abruck gebracht, weil er uns Lehrern darin in unübertrefflicher Weise zeigt, wie wir einen lebensvollen und lebenswiedenden Sprachunterricht zu erteilen haben.

Im Folgenden stellen wir in einer Reihe von Beispielen Wörter in ihre eigentlich e Bedeutung der bildlichen gegenüber. Der Lehrer hat natürlich stets dabei die jeweilige Bedeutung unterrichtlich zu entwickeln: eiserne Gesundheit = widerstandsfähig wie das Eisen; goldenes Gemüt = echt und treu wie Gold, das hohen Wert hat und sich nicht verändert; bleierne Langeweile, drückend wie Blei lastet sie auf

uns und macht uns matt und müde usw. Es würde zu weit führen, hier alle Beispiele durchzugehen. Es erübrigts sich auch wohl, da keine unterrichtlichen Schwierigkeiten vorliegen. Man lasse nur die Kinder immer selbsttätig sein.

Bildlich gebrauchte Eigenschaftswörter.

Eigenliche Bedeutung:
 ein eiserner Topf
 ein goldener Ring
 ein bleiernes Rohr
 eine warme Kleidung
 ein dunkler Keller.
 ein herber Wein
 eine süße Frucht
 ein offenes Fenster
 eine sonnige Straße
 ein trübes Wetter.

Bildliche Bedeutung:
 eine eiserne Gesundheit
 ein goldenes Gemüt
 eine bleierne Langeweile
 ein warmer Blick
 eine dunkle Zukunft
 ein herbес Leid.
 ein süßes Kind
 ein offener Blick
 ein sonniges Gemüt
 ein trübes Schicksal.

Und nun noch einige bildliche Ausdrücke, ohne Gegenüberstellung der eigentlichen Bedeutung, da diese ja sehr leicht zu ergänzen ist.

Ein eisiger Empfang, eine fühlreiche Aufnahme, die heiße Liebe, der helle Verstand, der rohe Mensch, das weiche Gemüt, der starke Widerstand, die scharfe Miene, der stumpfe Sinn, die feste Absicht, das harte Herz, der abgebrannte Student, das aufgeweckte Kind, der gewiegte Beamte, der verrückte Kerl, der benebelte Mann, das gemessene Betragen, der gesetzte Herr, der gerissene Kaufmann, der aufgeblasene Jüngling.

Bildlich gebrauchte Dingwörter.

Eigentliche Bedeutung:
 die Krone des Fürsten
 der Gipfel des Berges
 die Blüte des Obstbaums
 der Abend des Festes

die Wurzel des Baumes
 die Quelle des Flusses
 die Frucht des Weinstocks
Bildliche Bedeutung:
 die Krone der Schöpfung
 der Gipfel der Freiheit
 die Blüte des Volkes
 der Abend des Lebens
 die Wurzel der Unzufriedenheit
 die Quelle des Wohlstandes
 die Frucht des Fleisches

Weitere bildliche Ausdrücke dieser Art sind: die Schärfe des Verstandes, in der Höhe des Kampfes, auf der Höhe des Lebens, unter dem Schirm des Höchsten, der Schild des Glaubens, auf der Schattenseite des Daseins, die Sonne des Glücks, der Kelch des Leidens, der Strahl der Hoffnung.

Diese Wortverbindungen können auch als zusammengehörige Dingwörter auftreten: Verstandesschärfe, Lebenshöhe, Glaubensschild, Glücksonne, Leidenskelch, Hoffnungsstrahl usw.

Bildlich gebrauchte Zeitwörter.

Eigentliche Bedeutung:
 das Blut verriert
 die Blume blüht
 der Drache steigt empor
 die Blüte welkt
 er verzehrt die Aepfel

Bildliche Bedeutung:
 die Zeit verriert
 das Geschäft blüht
 die Einnahme steigt
 das Kind welkt dahin.
 die Flamme verzehrt das Holz

Weitere bildliche Redewendungen: die Flamme leckt, zündelt, stribbt; das Geschäft geht vorwärts, die Sonne sticht, der Zinsfuß fällt, steigt, die Hitze griff mich an, wir brechen morgen auf, mit deiner Vermutung hast du vorbeigeschossen, er traf das Richtige.

Wenn die Schule sich etwas mehr mit solchen Dingen beschäftigen würde, wäre viel, sehr viel Zeitertheit aus der deutschen Stunde verbannt; die volle Seelenkraft der Schüler könnte auf Punkte gelenkt werden, bei denen sie frisch und ungeteilt und gerne verweilt.

Vom Abschreiben

Das Abschreiben oder „Abgucken“ kommt mehr oder weniger in offener oder versteckter Weise in den meisten Schulen vor. Vom ABC-Schüler aufwärts bis in die oberen Regionen, das will heißen, bis in die Seminar- oder Gymnasialklassen wird

gar oft in literarischem Diebstahl gemacht. Es gibt Schüler, die hierin eine gewisse Routine erlangen.

Weil das Abschreiben jede Selbständigkeit und Selbsttätigkeit lähmegt, so muss es mit allen Mitteln be-

kämpft werden. Der abschreibende Schüler erniedrigt sich zu einer bloßen Kopiermaschine. Der größte Blödsinn, die gefehlteste Rechnung wird gebankenlos abkopiert, und die Geisteskräfte verflachen auf diese Weise, weil sie nicht angestrengt werden.

Um das Abschreiben der Schüler auf ein Minimum zu beschränken, muß man den Grund aufsuchen, warum dies geschieht. Manches Kind schreibt ab, weil dies leichter geht als das selbständige Arbeiten. Ein strenger Verweis, ein fleißig kontrollierender Blick, ein geeigneter Wechsel des Platzes kann oft die gewünschte Abhilfe schaffen. Wenn diese Mittel nicht helfen, so wird die abgeschriebene Arbeit nach der Schule nochmals angefertigt. Eine konsequente Durchführung dieser Maßnahme wird sicher zum Ziele führen.

Dann gibt es wieder Schüler, die beim Unterricht zu wenig bei der Sache sind, die scheinbar aufmerken, aber dennoch geistesabwesend sind. Wie soll nun ein solcher Schüler imstande sein zu schreiben, wenn er nicht aufgepaßt hat! Er nimmt zum Abschreiben seine Zuflucht. — Darum heißt es, sich überzeugen, ob die Schüler gesammelten Geistes sind, wenn ein Aufsatthema besprochen, wenn eine schriftliche Übung gegeben oder wenn eine neue Rechnungsart eingeprägt wird, indem man fleißig Fragen an sie stellt und ganz besonders an diejenigen, die uns durch ihr zerstreutes Wesen viel Mühe bereiten. Solche Kinder müssen durch dieses östere Fragen aus ihrem traumhaften Zustande mit Gewalt aufgerüttelt werden.

Die meisten Kinder schreiben ab, weil ihnen die nötige Fähigung abgeht, eine schriftliche Aufgabe oder eine Rechnung aus eigener Kraft befriedigend zu machen. — Da muß der individuelle Unterricht einsehen. Ein Schüler ist z. B. im Rechnen zurückgeblieben. Darum muß er mehr als die andern zum Antworten aufgerufen werden, mehr als die andern an den Zählrahmen und mehr als die andern an die Wandtafel beordert werden. Man gehe auf die Elemente zurück und veranschauliche viel. Eile mit Weile. Man setze nie zuviel voraus.

In stark bevölkerten Schulen ist die Sache schwierig und erfordert große Hingabe und viel Liebe und Aufopferung.

Die Schule hat die Pflicht, alle Schüler soweit als möglich nachzubringen. Trotz besten Willens wird das nicht immer möglich sein. Es wird immer wieder Schüler geben, die eine Klasse repettieren müssen. Sich aber nicht mit den schwachen Schülern abgeben, sie sitzen lassen, das Abschreiben dulden, ist eine nicht zu entschuldigende Pflichtvernachlässigung.

Vor allem mache man oft eine kleine Gewissensforschung und frage sich: Warum schreiben so viele Kinder meiner Schule ab, bin ich etwa selber schuld daran? Fehlt es in meiner Schule an der nötigen Aufmerksamkeit beim Unterricht? Können nur die besseren Schüler meinem Unterrichte folgen, weil dieser zu wenig anschaulich, zu lüdenhaft, zu wenig elementar, zu wenig naturgemäß, zu wenig interessant ist?

—n.

Humoristische Ecke

A u s d e r S c h u l p r ü f u n g . In der katholischen Schule zu N. gab einst ein Schulrat bei einer Prüfung einem Kinde folgendes Rechenexempel auf: „Wenn ihr in euerer Haushaltung täglich 2 Pfund Fleisch, das Pfund zu 50 Rp. verbraucht, wie viel macht dies in einer Woche? Das Kind ist sofort im Reinen: „Täglich zweimal 50 macht 100 Rp. oder 1 Fr., das sechsmal macht 6 Fr.“ Der Herr Inspektor jedoch fand die Rechnung nicht genehm. „So,“ entgegnete er — „hat bei dir die Woche nur 6 Tage? Du hast wohl den Sonntag ausgelassen?“ — „O nein,“ erwiderte ohne Zögern das Kleine, „den Sonntag habe ich nicht weggelassen, aber den Freitag, da essen wir kein Fleisch.“ Daran hatte der verlegene Herr Revisor freilich nicht gedacht.

A m t s d e u t s c h . Der, der den, der den Wegweiser, der auf der Brücke, die auf dem Wege, der nach Muri führt, liegt, steht, umgeworfen hat, zur Anzeige bringt, erhält eine angemessene Belohnung.

D i e U n s c h u l b v o m L a n d e . Professor: „Nun, Katri, wie brennt der neue Gasheiz?“

Katri: „Oh, fein, Herr Professor! Seit Sie ihn letzten Sonntag angezündet haben, ist er noch gar nicht ausgegangen.“

I m W a h l k a m p f . A.: Gestern haben Sie aber doch im Nachbardorf das Gegenteil von dem gesagt, was Sie heute behaupten! — Wahldandat: „Nun, man darf doch wohl im Laufe der Zeit seine Ansichten ändern!“

D i e W e r b u n g . „Ich erlaube mir, Sie um die Hand Ihrer Tochter zu bitten.“ — „Sind Sie in solcher Stellung, daß Sie meiner Tochter alles geben können, was sie sich wünscht?“ — „Ja, denn Ihre Tochter wünscht nichts weiter als mich!“

D i e P r e i s l i s t e . Weinhandler (in Angst): „Die Preisliste von der chemischen Fabrik fehlt mir schon einige Tage... Wenn sie nur nicht in die Kataloge geraten ist, die ich an meine Kunden geschickt habe!“

F a m i l i e n l e b e n . „Wer gehorcht denn von euch am besten der Mutter?“ — „Der Vater!“

Bolfschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert
von einer Kommission aktiver Lehrer

Ein sendungen an
Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen

Inhalt: Des Lehrers eigenes Heim

Des Lehrers eigenes Heim

K. Schöbi, Lichtensteig

Um einem schönen Herrentag bin ich im blumenumrankten Söllerchen über dem Hauseingang, dem hübschesten Plätzchen meines Häuschens. Ich schau ins Grüne hinaus und sinne vor mich hin. Da denke ich so mancher Kollegen landauf und -ab, die, wie ich, den Bau oder den Kauf eines eigenen Heims schon praktisch verwirkt haben, aber auch der größeren Zahl derer, die solche Gedanken bisher wohl schon zu verschiedenen Malen gefaßt, sie aber in tiefster Brust wieder verschließen mußten, weil sie aus verschiedenen Gründen nicht realisiert werden können. Fast in allen Kantonen wird ja üblicher Weise dem Lehrer die Wohnung im Schulhaus zugewiesen, auch freigegeben. Wo das Schulhaus in den letzten Jahrzehnten entstanden ist, da sind nicht nur schöne, luft- und lichterfüllte Schulräume entstanden, sondern der Bauherr hat eben so viel Wert darauf gelegt, auch für den Lehrer und seine Familie schön und praktisch angelegte Wohnräume zu schaffen. So mag in den meisten Fällen, wo die Familie des Lehrers als einzige Bewohnerin des Schulhauses in Frage kommt, sie das Schulhaus oder Schulhäuschen als ihr „Eigenheim“ betrachten. Wo aber vielleicht 2, 3 Lehrersfamilien sich in die Wohnräume des Schulhauses zu teilen haben, oder wo etwa ein ehemaliges Schulhaus zu 2 oder mehr Lehrerwohnungen umgebaut worden, da hat wohl kaum eine Lehrersfamilie das angenehme Gefühl, in einem „Eigenheim“ zu sitzen. Möglicherweise ist ja das Verhältnis der Lehrersfamilien unter sich ein ganz ordentliches, in der Regel aber „menschelt“ es auch da, und es wird kaum ohne kleinere Reibereien und Streitigkeiten stillerer oder lauterer Art auszukommen sein. Manchenorts aber werden die Schulräume für die stets wachsende Schülerzahl zu beschränkt, man redet in maßgebenden Kreisen bereits davon, die Lehrerwohnung — denn sie ist ja in der Regel hoch genug, — wieder

zu Schulzwecken umzubauen. Da ist es für den Lehrer höchste Zeit, die Dinge nicht untätig an sich herankommen zu lassen, sondern sich zu fragen: Und wohin willst dann du mit deiner Familie? Das sind dann so Zeiten, wo man in stillen Abendstunden seine Pläne schmiedet, sich überlegt, wo vielleicht das eine oder andere Haus im Dorf, Stadt oder Städtchen um mäßigen Preis, dem Geldbeutel entsprechend, zu haben wäre. Doch hat das eine zu wenig Licht und Sonne, das andere leidet unter häßlichen Gewerbe-Ausdünstungen der Nachbarschaft, ein drittes wird als unsolid gebaut hinge stellt, ein vierter und fünftes erzeigen wieder andere Fehler. Was ist fehlerlos in der Welt? Die Häuser so wenig wie die Menschen! Kurz und gut, ohne daß man's selber recht merkt, ist man dem Gedanken: Bau eines Eigenheims näher und näher gerückt. Man sieht sich bereits nach einem geeigneten, günstigen Bauplatz um, was auf dem Lande nicht so schwer sein wird; man überlegt sich Bauart und Einteilung und nicht zuletzt — auch die Kosten. Nur vergesse man dabei nicht zu berechnen, daß nicht nur die Lebensmittel, sondern rückwirkend auch Materialien und Löhne noch auf zirka 160—170 Prozent gegenüber Vorkriegspreisen stehen, und dann braucht es schon etwas Wagemut und ziemlich viel Optimismus, bis man sich doch zum Baue entschließen kann. Vielleicht aber sind bei der heutigen Darniederlage des Bauhandwerkes Subsidien von Gemeinden, Kanton und Bund zu erhalten; eine Baufirma kann vielleicht bereits mit Plänen aufwarten und fertige Bauten zeigen. Es muß ja nicht grad ein freistehendes Haus sein. Wo zwei Einfamilienhäuser zusammengebaut werden, erspart man eine Hausmauer, der Wind kann nicht mehr ums ganze Haus streichen, und so ist die Wärmehaltung erheblich besser, auch lassen sich die Möbel besser stellen etc. Das Eigenheim ist föstlich

in des Wortes beidseitiger Deutung. Rößlich im Wohnen und Genießen, aber auch im Erstellen und im Betrieb, es ist das teuerste Wohnen in absoluten Zahlen ausgedrückt, aber nur absolut, nicht relativ. Denn Arbeit im Garten und Arbeit im eigenen Haus, der Genuss am selber Erstschafften, Gebauten und gepflanzten, das sind Freuden, die zahlenmäßig kaum zu werten sind und die einige hundert Franken Mehrzinsen vollauf kompensieren. Wie sagt man? „Der eine liebt Rosen, der andere Trauben, der dritte Aprikosen, der vierte die Tauben, der fünfte findet am Küngel Plässer, der sechste und siebente liebt ein anderes Tier.“

Das steht ohne Zweifel fest, daß sich unsere Lehrer kaum jahraus und -ein mit pädagogischen und methodischen Fragen beschäftigen, sondern gar oft auch mit recht materiellen, wie es das Wohnen auch ist, und so ist es vielleicht doch gar nicht ohne, wenn unser Fachblatt einmal eine ganz materielle Frage bespricht: Des Lehrers eigenesheim.

Wohl kaum ein Stand, wie der unfrige, hat das Bedürfnis, nach des Tages Arbeit und Schulsorgen sich im Freien aufzuhalten, sich zu zerstreuen, auszuspannen und sich wieder mit andern Gedanken zu beschäftigen. Drum kann ich mit ein Lehrerhäuschen nicht denken ohne einen Garten mit Gemüse und Blumen, mit Beeren und Bäumen. Stunden und Stunden lassen sich verleben bei der Anpflanzung und Pflege des Gemüsegartens und wie viele stille Freuden beim Wachsen, Reifen und Ernten! Wohl mag vielleicht der eine Kollege in der Freizeit spazieren gehen, seine Zigarette rauchen und einen Daß klopfen. Für den Hausbesitzer heißt's in freien Stunden mit Schaufel und Hade hantieren, mit Rechen und Spritzkanne, mit Mistgabel und Daucheschöpfer. Doch lohnt sich die Pflege hundertfach, und es ist immer ein schönes Zeichen, wenn des Lehrers Garten Vorbild für andere ist, und der Lehrer auch hier andern manches raten und helfen kann. Wer unter uns Lehrern ferner etwas zu basteln versteht, mit Hammer und Zange, Hobel und Leim umzugehen weiß, der erstellt sich selber an lauschiger Ecke ein Gartenbänklein oder ein Bienenhäuschen, erlebt Bienenvaters Freud' und Leid alltäglich, oder er hält sich Hühner oder Kaninchen. Der Hausbesitzer zimmert und malt, schafft im Garten und bastelt im Keller. Man befürchte in Gewerbekreisen ja nicht, daß durch solche Betätigungen die Handwerker in ihrem Berufe geschmälert werden, denn eigentliche Berufsarbeiten können durch Dillettanten doch nicht ausgeführt werden, andererseits aber kommt der Hausbesitzer gerade durch seine Selbstbetätigung auf Wünsche, das eine und andere ausführen zu lassen, Wünsche, die ihm als Mieter nicht in den Sinn gekommen wären und die gerade dem Handwerker Arbeit geben.

Wer darum beim Kauf des Bauplatzes nicht alle verschiedenen Entwicklungsmöglichkeiten in Betracht zieht und hier knausert, der spart am falschen Orte. Der Platz, der mit Gemüse, Beeren und Obst bepflanzt wird, dürfte doch sicher den Zins des ausgelegten Kapitals wieder einbringen. Ich spreche hier natürlich nicht von Spekulationspreisen der Städte, sondern von Plätzen, die zu 2—3 Fr. per Quadratmeter wohl zu ersteilen sind.

Bei der Auswahl des Bauplatzes aber wird man noch andere Momente ins Auge fassen müssen. Der Anschluß an eine bestehende Kanalisation, Wasser-, Gas- und elektrische Leitung sollte die Kosten nicht allzusehr vermehren. Ist der Platz nicht eben, so sollte er ohne kostspielige Erdbewegungen um das Haus herum doch ziemlich horizontal angelegt werden können. Wer in die Höhe baut, um sich Sonne und Licht von allen Seiten zu sichern, der hat mit solchen Umständen mehr zu rechnen, als wer an bestehende Straßen und Häuserreihen sich anpaßt. Wo immer möglich aber wird man die Nähe der Straße bei der heutigen Auto- und Staubplage etwas scheuen und sich bis auf 10 oder 20 Meter weit zurückziehen.

Nun aber das Eigenheim selbst. Hier spielt die Kostenfrage eine Hauptrolle. Klein, aber mein! Das ist der Wahrspruch, der auf so manchem Eigenheim steht, und wo er nicht steht, ist seinem Sinne doch nachgelebt worden. So mancher, der an den Bau eines Eigenheims geht, der fängt an zu zeichnen, zu entwerfen: Stube, Küche, Kammern möglichst klein, ihm schwelen ja nur die Kosten vor. Je kleiner, desto weniger geht das Haus in die Länge und in die Breite, desto weniger Quadratmeter, umso billiger, — aber nicht wohnlicher. Das wird ihm der Baumeister gleich sagen, wenn er mit „seinen Plänen“ bei ihm vorspricht oder ihn zu sich kommen läßt. Man denke da etwas weiter. Was sich vielleicht noch schickt für die heutige kleine Familie des Erstellers — man lebt nicht ewig — paßt vielleicht für den nächsten Hauseigentümer mit größerer Familie schon nicht mehr. Das Haus wird später verkäuflicher, wenn es auch andern Verhältnissen entsprechen kann. Einsparen läßt sich ohne das sonst noch das eine und andere. Küche, Waschküche und event. auch das Badzimmer lassen sich so übereinander anordnen, daß mit einer einzigen Kaminanlage auszukommen ist. Ebenso läßt man ganz gut Erker, Türmchen und Balkon weg. Das mag angehen für die engen Straßen der mittelalterlichen Städte, hier beim Kleinhause ist der Garten mit Gartenhaus, Balkon und „Auslug“ oder die Steinplatte unter dem schützenden Dach des Vorhäuschen. Hingegen läßt sich ohne viel Kosten das Vorhäuschen über dem Hauseingang weiter hinaufziehen und dort ein Söllerchen einfügen, wo die Hausfrau bügeln und flicken, Betten und Matratzen sonnen, Kleider und Schuhe reinigen kann.

Die W o h n s t u b e. Es scheint mir total verfehlt, wenn die „bessere Stube“, der Salon, wie man sich sogar auszudrücken beliebt, in die sonnige Südwestecke des Hauses verlegt wird, wo man ständig der bessern Möbel wegen die Läden zumachen muß. Da lob ich mir statt des „Salons“, wo man doch nur höchst selten sein darf, wo broncierte Gipsfiguren und Papierblumen herumstehen, ein ruhiges Arbeitszimmerchen für den Lehrer, wo er seine sieben Sachen verlegen, schreiben und lesen, hie und da mit einem lieben Kollegen plaudern oder die erzürnte Mutter irgend eines Schülers, dem man wieder einmal unrecht getan — wo kommt das nicht vor? — beschwichtigen kann. Die sonnigste Südwestecke aber sollte für das Wohnzimmer gewählt werden. Sie sollte einen frohen, hellen Anstrich, oder eine geblümelte Tapete haben und ein hübsches Ofenwinkelchen enthalten. Klein aber mein! mag ganz gut sein für die Stunden trauten Beisammenseins, wenn aber des Alltags Pflichten rufen, die Mutter an der Nähmaschine sitzt, der Vater Zeitung liest oder Protokolle schreibt, die Kinder mit ihren Hausaufgaben beschäftigt sind oder am Boden spielen, da braucht's Platz, bis es noch behaglich ist und nicht eines dem andern vor Licht und Sonne oder gar auf den Zehen steht. Wie angenehm empfindet man den behaglichen Reiz einer Appenzeller- oder Toggenburgerstube. Er liegt vor allem in der Größe, sodann an der hellen Fensterwand, längs deren sich die Fensterbänke hinziehen, und an der bekannten Sauberkeit.

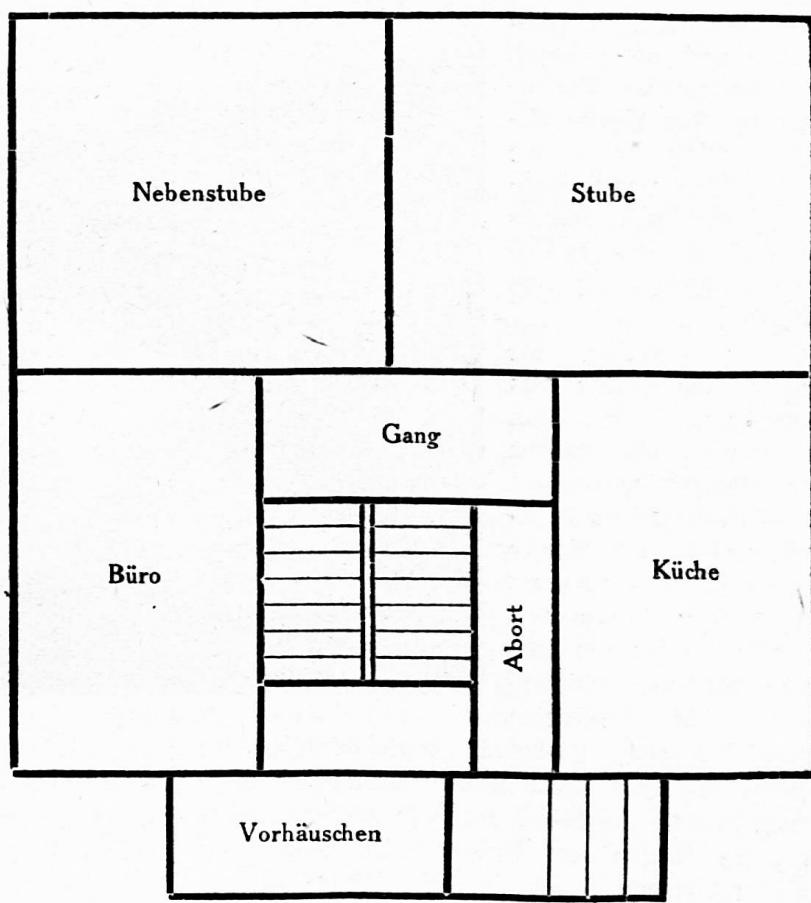
Wenn man ferner noch bedenkt, daß auch noch eine Anzahl der größten Möbel in die Wohnstube gestellt werden müssen, so wird man nicht zu weit gehen, wenn man für die Wohnstube das größte Zimmer mit Licht von zwei Seiten berechnet mit mindestens 20 Quadratmeter Bodenfläche.

Die K ü c h e. Eine helle, große Küche ist wiederum der Traum so mancher Lehrersfrau, so groß, daß man ganz gut Sommers und Winters dort essen kann, wenn nicht ein Esszimmerchen daran anstoßt. Stube und Küche sollten aneinander anstoßen, durch eine Türe direkt miteinander verbunden sein. Es läßt sich auch der Rauch in der Feuerwand so führen, daß die „Kutschwand“ durch die tägliche Kocherei etwas erwärmt wird, was man besonders im Frühjahr und Herbst ganz angenehm

empfindet. Die Feuerstelle für den Ofen, wie auch das Kochrohr sollten in die Küche ausmünden, um Rauchentwicklung und unangenehme Kochgerüche der Stube fernzuhalten.

Die S ch l a f z i m m e r. Das eine für die Eltern sollte das größte sein, in Größe so ziemlich der Stube gleich, daß auch noch etwa ein Kinderbettchen reichlich Platz hat und man nicht genötigt ist, das Kind mangels Platz in ein Zainchen zu betten und dasselbe unter die Betten zu stoßen. Wenn für das Elternschlafzimmer die Südostecke

9 m 40 cm



1 : 100

gewählt wird, an die Stube anstoßend, so kann es im Winter auch durch den Stubenofen mitgewärmt werden. Durch das Fenster der Ostwand aber begrüßt der erste fröhliche Morgenstrahl die ausgeruhten Menschen und ruft sie zur Tagesarbeit. Aber auch die Kinderschlafzimmer sollten aus gesundheitlichen Gründen, wo immer möglich, auf der Sonnenseite des Hauses platziert werden, denn man bedenke, mindestens ein Drittel seiner Lebenszeit liegt der Mensch auf seiner faulen Haut. Da mag man viel lieber ein Gastzimmer, das doch nur selten Besuch bekommt, etwas schattenhalb halten. Überall in allen Zimmern aber lohnt es sich, bei Anbringung der Getäfer auch Wandkästen einzubauen,

es geht mit wenig Mehrkosten im gleichen, und man erspart sich damit teure Möbelstücke. Oft lassen sich solche ganz gut anbringen, um eine Dachschräge zu verbergen. Lieber mehr Schlafzimmer und kleinere, als wenige und große, denn mit den Jahren hat ein jedes Kind gern sein eigenes Zimmerchen; das eine geht in die Fremde, ein anderes rückt nach. Vielleicht läßt sich in einer industriellen Gegend ganz gut auch etwa ein Schlafzimmer ausmieten, und so reduziert sich der auszulegende Zins für das eigene Heim. Daß dabei doch auch ein richtiger Dachboden noch übrig bleibt, wo Holzvorräte, Vorräte und des Hauses Allerlei Platz findet, wo unsere Buben und Mädchen ihre willkommenen Entdeckungen machen können, versteht sich am Rande.

Der Keller. Da meint man wieder was wunder zu sparen, wenn man nicht alle Räume des Hauses unterkellert. Das Sparergebnis ist gering und die betr. Räume lassen sich alle ganz gut gebrauchen. Wenn auch der Keller für des Lehrers Most und Weinfäßchen nicht übertrieben groß sein muß, so braucht dafür vielleicht die Hürde für Obst, Kartoffeln, Eingemachtes umso mehr Raum. Ein kleiner Raum ist wieder notwendig für Kohlen und Briquets. Die Lehrersfrau aber reklamiert für sich eine helle Waschküche mit Waschsofen, Wasserschiff und Waschtrog und einem direkten Ausgang ins Freie. Dann braucht's wieder Raum zum Unterbringen der Waschstängeli, der Gartengerätschaften, Blumen im Winter, Schlitten im Sommer etc. Der Hauseigentümer aber hat dann und wann etwas für Haus und Garten zu zimmern. Wie froh ist er um ein Werklokal im Erdgeschöß, wo er eine kleine Hobelbank, Holzvorräte, Werkzeuge etc. unterbringen kann.

Es blieben uns noch das Treppenhaus, das Badzimmer und die Aborte. Ein allzugroßes Sparen am Treppenhaus wirkt beengend und stört die Behaglichkeit dieses Raumes. Aber auch praktische Gründe, Möbeltransporte, Bettensonnen, verlangen genügend Raum. Das Bad läßt sich am billigsten mit der Waschküche verbinden oder dann auch mit

der Abortanlage, es gehört heute unstreitig zu den Anforderungen an eine gute Wohnung. Desgleichen die Wasserspülung im Abort, wenn auch die allereinfachste nur mit Wasserhahn.

Damit hätten wir nun einen kurzen Gang durch des Lehrers Eigenheim getan. Und nun denke man sich noch dazu einen Strauß Blumen auf dem Tische der Stube, keine Papierblumen, wohl aber Wucherblumen oder Wegwarten vom Wegrand, Trollblumen oder Dotterblumen vom Bachufer, aber auch ein Schärlein gesunder, froher Kinder, die im Keller, auf dem Dachboden oder auf dem freien Platz im Garten singen, springen, auch lärmten u. tollen dürfen. Denn wer ein Eigenheim haben will, in der Absicht, sich einen Vorsaal zu ewiger Ruhe zu bereiten, der hat den ideellen Sinn des „Eigenheims“ nicht so recht erfaßt. Ein wenig Lärm und Kindergeschrei miteingeschlossen, bietet sich in den Jahren des Aufwachens einer Kinderschar den Eltern doch so manchesmal Gelegenheit, auf sie einzutreten, daß sie die Freude am eigenen Heim empfinden u. Sorge dazu tragen. Da verschmiert mir



die kleine Elsa in ihrem Schreibeise her weißgetünchte Hausmauer. Sie wäscht aber ihre Kleider rein fein säuberlich mit Bürste, Wasser und Seife wieder ab und macht hernach etwas Kalkbrei an, womit sie die Freskomalerei wieder völlig zudeckt. Und wenn auch die Reinigung fünf mal so viel Zeit beansprucht, wie die Klezerie, wer wollte da mit der Missätterin Erbarmen haben? Auch die Kleinen sollten ihre Freude mit dem Gepflanzten, Gepflegten und Gereiften haben. Gebe man ihnen auch ein kleines Versuchsbeet im Garten. Wie oft gibt's Abfälle an Samen, Stedlingen, Setzlingen, die die Kleinen fröhlich weiterpflegen und pflanzen können, und diese Freude am Selbsterschaffen wird weit nachhaltiger auch für später, als viele schöne Worte. Sie wird auch über die Jugendzeit hinaus dauern und im reifern Alter wieder jene Sehnsucht nach eigenem Grund und Boden wiederkommen, die auch für die Eltern bestimmt war zur Erwerbung eines eigenen Heims.

Volkschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert:

Einführung an

von einer Kommission aktiver Lehrer | Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen

Inhalt: Das kirchliche Volkslied — Zwecklos

Das kirchliche Volkslied

von Jos. Müller, Gossau (St. G.)

a) Geschichtliches.

Das geistliche Volkslied stammt nicht wie der Choral aus dem Süden, es ist ein Kind der nord-europäischen Völker, der Germanen.

Zu allen Zeiten war das deutsche Volk besonders sangeslustig, weshalb wohl keine Nation einen so reichen Volksliederschatz aufweisen kann, wie die deutsche. Was das menschliche Herz in Freud und Leid, in Glück und Unglück, in Streit und Not bewegte, fand seinen Ausdruck im Liede. So sind uns aus den alten Zeiten zahlreiche Helden- und Kriegsgesänge, Liebes- und Naturlieder, Scherz-, Spott- und Trutzweisen, Totenklagen und Trostlieder überliefert worden.

Diese Sangeslust machte sich bald nach der Einführung des Christentums auch im Gottesdienst geltend. Das Volk wollte auch hier mitmachen. Die deutsche Sprache aber war für den Gesang ungeeignet. Um dem Sangesbedürfnisse dennoch zu willfahren, verordnete Karl der Große, daß das ganze Volk die Doxologie Gloria Patri und das Sanctus mitsingen soll. Später beteiligte es sich auch am Responsoriengesang. In Ermanagelung von Liedern in der Muttersprache sang das Volk Melodien auf die Worte Kyrie-eleis; daher der Name „Leis“, „Leich“, für das älteste geistliche Lied. Dieses Kyrie eleison soll nach neuesten Forschungen nichts anderes sein, als die Allerheiligenlitanei mit der üblichen, einfachen Choralmelodie. (Dr. Weinmann, Geschichte der Kirchenmusik.) Der gregorianische Choral war also die Wiege des geistlichen Liedes und blieb es Jahrhunderte lang. Die Kyrie leis-Rufe scheinen ungemein populär und verbreitet gewesen zu sein. Bei allen möglichen Veranlassungen ertönte dieser Gesang: Bei Begräbnissen, Wallfahrten, auf dem Schlachtfelde, beim Empfange hoher Persönlichkeiten, bei Enthronisationen und dergl.

„Der Bauer sang ihn hinter dem Pfluge, der Arbeiter in seiner Werkstatt, der Kranke auf seinem Lager“. Dr. Bäumker.

Wie aus den Alleluja-Jubilationen des Graduale die Sequenzen entstanden sind, indem unter die einzelnen Noten der Neumen Texte unterlegt wurden nach der Regel: „So viele Noten, so viele Silben, fixierte man im neunten Jahrhundert auch die volkstümlich gewordenen Kyrieleis-Rufe durch Unterlegen deutscher Worte. Mönche und andere Geistliche dichteten eigene Liedertexte, die der Sängerkor sang und das Volk mit seinem Kyrie eleison antwortete. Der St. Galler Mönch Ratpert versah ein deutsches Loblied auf den hl. Gallus, damit das Volk es singe. Alle diese Gesänge schlossen mit den Worten: Kyrie eleison. Bei einigen älteren Liedern hat sich dieser Refrain bis auf unsere Zeit erhalten, z. B. in „Christ ist erstanden“, „In Gottes Namen fahren wir“, „Nun bitten wir den Heiligen Geist“ usw.

Das kirchliche Volkslied in der Muttersprache blieb lange Zeit deutsche Eigenart. Das romanische Volk, dem der lateinische Gesang näher stand, als den Germanen, fühlte nicht so sehr das Bedürfnis zum Mitsingen im Gottesdienste.

Das schüchtern auftretende Kind wuchs schnell heran, erstarke bald und entfaltete sich zur Selbstständigkeit. Im 12. Jahrhundert begannen auch Laien, wie Sperrvogel u. a., geistliche Lieder zu dichten. Aus dieser Zeit stammt wohl der herrliche Ostergesang: „Christ ist erstanden“, den Dreyes den Saul im deutschen Kirchenliede nennt, „der von der Schulter aufwärts über alle hinausragt.“

Als im 13. Jahrhundert Künste und Wissenschaft einen mächtigen Aufschwung nahmen und in Deutschland der Minnegesang erblühte, emp-

sing auch das kirchliche Volkslied neue Befruchtung in Dichtung und Weise. Der Strophenbau wurde künstlerisch ausgestaltet, die Melodie freier. Ein neues Tongeschlecht mischte sich den bisherigen Kirchentonarten bei, das heutige Dur. Mancher Weise, die sonst von weltlicher Minne sang, wurden unbedeutlich geistliche Texte unterlegt, wie anderseits viele Minnegesänge an den gregorianischen Choral erinnern. So ist in dem Liede, das den berühmten Sängerkrieg auf der Wartburg besingt, die Präfationsmelodie deutlich erkennbar. Siehe Griesbacher, Stilistik und Formenlehre I, S. 98.

Es würde für unsere Zwecke nun zu weit führen, alle Entwicklungssphasen des Kirchenliedes, die Blütezeit, den Verfall und die Restauration bis in die neuere Zeit zu verfolgen. Es sei nur darauf hingewiesen, daß das deutsche Volk schon vor der Reformation einen reichen Schatz geistlicher Gesänge, Volks- und Kirchenlieder besaß. Wackernagel hat in seinem großartigen Werke: Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts 1448 Nummern mitgeteilt, die vor der Reformation entstanden sind. In Kirche und Schule, in Haus und Flur, in der Werkstatt und auf dem Werkplatz erklangen fromme Volksweisen, die den lebendigen, frischen Geist des Christentums atmeten, wie er sich in den kirchlichen Festzeiten offenbart. Aber bald machte sich eine Überproduktion spürbar. Die Erfindung der Buchdruckerkunst und insbesondere des Notendrudes mit beweglichen Typen (in Deutschland um 1512) leisteten der Verbreitung des Liebesschatzes mächtig Vorschub. Luther erkannte wohl die äußerst wichtige Stellung des Gesanges für den Gottesdienst. Darum suchte er die Singlust des Volkes zu befriedigen und auszunützen. Er gestattete, beim Hauptgottesdienste mehr deutsche Lieder zu singen, als dies bisher üblich war, ja er erhob das kirchliche Volkslied in der Muttersprache zum liturgischen Gesange der neuen Gemeinde. Das Volk griff mit beiden Händen zu und sang sich förmlich in die neue Lehre hinein. Schon 1524 wurden die ersten lutherischen Gesangbücher gedruckt. Auf katholischer Seite waren bis zu dieser Zeit wohl auch einige geistliche Lieder einzeln und in Sammlungen im Druck erschienen. Bäumker führt deren über 100 an.

Das Verdienst, das erste deutsche katholische Gesangbuch verfaßt zu haben, gebührt dem Stiftsprobst Michael Beha in Halle. Er war ein Dominikaner und Doktor der Theologie. Sein „Novum Gesangbüchlein Geistlicher Lieder“, gedruckt zu Leipzig 1537, gilt heute noch als die älteste Quelle vieler bekannter Lieder, z. B. „Der Tag, der ist so freudenreich“, „Christ ist erstanden“,

„Nun bitten wir den heiligen Geist“ etc. Domdechant Johann Leisentrit in Bauzen veröffentlichte 1567 ein sehr umfangreiches katholisches Gesangbuch. Er nahm fast alle Lieder aus dem Behe'schen Buche herüber und benützte sehr ausgiebig protestantische Quellen. Es ist überhaupt zu bemerken, daß eine Großzahl ursprünglich katholischer Lieder in den evangelischen Kirchengesang übergegangen ist, wie anderseits auch manche Weise protestantischer Herkunft in den katholischen Kirchen Eingang fand. In diesen Zeitwirren war ein Vermengen der beidseitigen Lieder fast unvermeidlich, zumal vielerorts den zur alten Kirche zurückgekehrten Katholiken der gern gehörte protestantische Liebesschatz belassen wurde.

Das erste Diözesangbuch erschien auf Anordnung des Bischofs Veit von Bamberg in Dillingen 1575. Diesem folgten bald andere autorisierte Ausgaben, so das Speyersche, gedruckt zu Köln 1599, das Konstanzer 1600, das Mainzer 1605 usw. Außer den Bischöfen, welche die Gesangbücher ex officio einführten, waren es namentlich die Mitglieder der geistlichen Orden, die den deutschen Volksgesang pflegten und für dessen Verbreitung sich bemühten. „Psälterlein“ (1619—1634), „Rittersporn“ (1605), „Paradiesvogel“, (1613), „Harpffen Davids“ (1659), „Trünnachtigall“ von Spee (1649), „Rheinfelsches Gesangbuch“ (1666), „Nordstern“ (1671) etc. sind Publikationen der Jesuiten. Auch die Benediktiner (Corner) und Kapuziner (P. Martin von Cochem 1700) haben Gesangbücher verfaßt.

Die Blütezeit des katholischen Kirchenliedes fällt in das 15. bis Ende des 17. Jahrhunderts. Nachher tritt durch das Aufblühen der Instrumentalmusik und den Einzug des Weltgeistes ein tiefgehender Verfall ein. „Glaubensmut und Glaubensstärke waren das fruchtbare Erdreich gewesen, aus dem das deutsche Kirchenlied empor geblüht war; Glaubensarmut und Glaubenschwäche gruben ihm den Untergang, und es mußte Abschied nehmen von der geheiligten Stätte, um der Sentimentalität und Trivialität Platz zu machen.“ Dr. Weinman.

Nach dieser skizzenhaften Darstellung der Genesis und der Entwicklung des Kirchenliedes in deutschen Landen wollen wir noch einige historische Notizen über den Stand des geistlichen Volksgesanges in unserer engern Heimat beifügen. Hier machte das Kirchenlied die gleichen Phasen durch wie jenseits des Rheines: Aufstieg, Blühen, Verfall und Restauration, nur scheinen die einzelnen Perioden etwas später in die Erscheinung getreten zu sein.

Aus verschiedenen Berichten können wir schließen, daß das religiöse Lied unter dem Volke in der Schweiz schon sehr früh heimisch war. Als Kö-

nig Rudolf von Habsburg im Jahre 1278 gegen den Böhmerherzog Ottokar in die Schlacht zog, begann der Bischof von Basel mit gewaltiger Stimme zu singen:

„Sankt Maria, Mutter und Magd
all uns're not sei dir geglagn.“

Die Krieger stimmten mit solcher Kraft in das Lied ein, daß man sie in beiden Heerhäusern zu hören vermochte (Schubiger, Psalme der Kirchenmusik in der Schweiz). Im Frauenkloster Töss bei Winterthur war der deutsche Gesang besonders geliebt und ausgeübt. Schwestern Adelheid von Lindau sang ihren Mitschwestern „vielfältig schöne Lieder“. In Engelberg enthält ein Codex aus dem Jahre 1372 eine Reihe religiöser deutscher Lieder und Gesänge. Überhaupt waren die Klöster auch hier die Pflegestätten nicht nur des Chorales, sondern auch des Kirchenliedes in der Muttersprache. Die meisten Liedtexte und Melodien haben einen Mönch in stiller Klausur zum Urheber. So in St. Gallen, Einsiedeln, Engelberg usw.

Bei den Auferstehungsfeiern, bei Wallfahrten, Prozessionen etc. wurden oft lateinische Gesänge vorgetragen, in welche deutsche Strophen eingeschaltet waren. So enthält das „Catholische Gesang-Büchlein“ von St. Gallen (1705) nach jeder choralen Strophe des Regina coeli eine deutsche des: „Freu dich, du Himmelkönigin“. Ebenso das Salve Regina. Nach P. Anselm Schubiger ist es ein Schweizer, Ludwig Moser, Magister der schönen Künste, gest. 1510, der noch 30 Jahre früher als Luther in der Kartause St. Margrethenthal bei Basel einem Andachtsbüchlein eine Reihe deutscher Lieder beifügte, damit sie vom Volke nach den ihm wohlbekannten Weisen gesungen werden könnten. Für die Verbreitung deutscher Kirchengesänge wirkte gleichfalls von Basel aus, wo er sich zeitweilig aufhielt, der bekannte Dichter Sebastian Brant (1457—1521), der einige Sequenzen aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzte und diese, versehen mit der alten Melodie, auf liegenden Folioblättern im Druck herausgab. So erschienen von ihm die Sequenz: „Verbum bonum“, getüft durch Sebastianum Brant, von unser lieben vrouwen, und „der hübsth Sequenz Ave praeclara“ mit dem Textanfang: „Auge durchlüchte stern des meeres.“

Von den aus jener Zeit bei uns eingeführten autorisierten kirchlichen Volksgesangbüchern sind dem Schreiber nur zwei bekannt, das Konstanzer, erstmals erschienen 1600, und das St. Galler vom Jahre 1705.

Das St. Galler Büchlein fand die weiteste Verbreitung und war für alle späteren Ausgaben des gleichen Werkes, sowie für viele andere Publikationen grundlegend. Es trägt den Titel: „Catholisch Gesang-Büchlein / darüberin Allerhand schöne Geistliche Gesänger zu finden. Welche durch

das ganze Jahr / an Sonn- und Feiertagen / in den Kinderlehrten / Processionen / Creuzgängen / und anderen Orthen sehr nützlich zu gebrauchen. Von Newem wieder gedruckt; verbessert / mit schönen Liedern vermehret / und auf die Fürstlich St. Gallische Landschaft gerichtet. Cum Licentia Superiorum. St. Gallen, Gedruckt und zu finden bey Jacob Müller / Anno 1705.“

Dies ist bis jetzt die älteste bekannte Ausgabe. Aus der Bemerkung „von newem wieder gedruckt“, ist ersichtlich, daß es nicht die erste Auflage war. Kanzler Dehler, der Verfasser der 1863er Ausgabe meint, daß wahrscheinlich schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts ein Büchlein erschienen sei. Dies ist glaubwürdig, denn um jene Zeit existierten in Deutschland schon zahlreiche gedruckte Kirchengesangbücher. Aber das Original konnte bis jetzt nicht aufgefunden werden, auch von früheren Ausgaben ist nichts aufzutreiben. Solche Werke erleben oft ein eigenes Schicksal: Zu Tausenden werden sie gedruckt und verbreitet, kommen in jede Kirche, jede Schule, in jedes Haus, in tausend Hände, und nach Verlust von einem oder zwei Jahrhunderten ist kein Stück mehr zu finden. Sie sind verschollen, vernichtet. Es sollte jede Bibliothek, jedes Pfarr- und Kirchenmusikarchiv Exemplare von alten und neuen Auflagen sammeln und aufbewahren. Die Nachkommen wären sehr froh. Das gleiche gilt beinebens gesagt auch für Schulbibliotheken betreffend alten abgelegten Schulbüchern. Wie froh ist der Lehrer oft, wenn er Begleitsätze solchen entnehmen kann!

Wir müssen es uns versagen, hier die weiteren Wandlungen des St. Galler Gesangbuches zu verfolgen. Es wird dies anderswo geschehen.

Bevor wir zum zweiten Teile unserer Arbeit schreiten: Besprechung einiger Perlen des Kirchenliedes, möchten wir noch ein warmes Wort über die hohe Bedeutung und Wirkung des kirchlichen Volks- gesanges befügen.

Wer hätte es nicht schon gefühlt, wie erhebend im Gottesdienste ein gemeinsam gesungenes Lied zu Herzen spricht. „Wenn irgend etwas Mut und Kraft zu beleben, Freude und Begeisterung auszulösen vermag, so ist es ein gemeinsam gesungenes Lied. Das wissen alle, die draußen im Felde standen, das wußten auch die Reformatoren, und deswegen können wir die Stimmen aus der damaligen Zeit wohl begreifen, die da sagten, daß die Lieder Luthers dem Evangelium ganze Städte zugeführt hätten“. Dr. Weinmann.

Kardinal Gibbons tat folgenden beherzigenswerten Auspruch: „Unter den vielen Triebfedern, welche dazu dienten, den Eifer und den Geist gesunder Frömmigkeit unter den Gliedern einer Pfarrrei zu wecken, nimmt der kirchliche Volksgesang einen hervorragenden Platz ein. Nie wohne ich

dem Gottesdienste in einer deutschen Kirche bei, ohne beim Anhören der von der ganzen Gemeinde so erhebend vorgetragenen Gesänge entzückt und begeistert zu werden. Unsere deutschen Brüder in Amerika haben diesen frommen Brauch ihrer Vorfahren in glücklichster Weise bewahrt und erhalten."

Wie innig schließt sich der reiche Liederschatz unserer Diözesangesangbücher an das kirchliche Leben mit seinem mannigfältigen Wechsel der Jahres- und Festzeiten an! Die Adventlieder sind erfüllt von heiterer Sehnsucht auf den kommenden Erlöser. Die Fastengesänge predigen Buße und mahnen zur Einkehr. Durch die Weihnachts-, Oster- und Pfingstlieder zieht heilige Freude in die Herzen der Gläubigen. In den sakramentalen Weisen bezeugen wir unsere tiefe Ehrfurcht vor dem großen Geheimnisse unseres Glaubens. Durch die Marien- und Heiligenlieder sehen wir uns in innige Gemeinschaft mit der seligsten Jungfrau, unserer Mutter und Beschützerin und mit allen Heiligen des Himmels. Und kann es etwas Erhebenderes geben, als wenn bei einem kirchlichen

Festanlass aus hundert und tausend Kehlen einstimmig der Dankgesang: Großer Gott, wir loben dich, erschall! Fürwahr, in diesem Liederschlage flutet warmes religiöses Empfinden durchs ganze Kirchenjahr, und wer in den Sinn und Geist der heiligen Gesänge tiefer eindringt, wird ergriffen und gehoben, daß er sich sagen muß: Es ist doch etwas Schönes um den kirchlichen Volksgesang. Wer also mit der hl. Kirche fühlt und lebt, wem die Verschönerung des Gottesdienstes Herzenssache ist, wer es mit der religiösen Bildung unserer Jugend ernst meint, wird ein solch mächtiges Erbauungsmittel, wie das Kirchenlied für die breite Masse des Volkes bildet, nicht verächtlich bei Seite lassen, sondern es mit Freuden ergreifen und mit allem Eifer ausüben zur Ehre Gottes und zum Segen der ganzen Gemeinde.

„Die alten Kirchenlieder, o singe sie aufs neu,
Und sing sie immer wieder, du Volk deutscher Treu.
An ihrem Feuer labe dich gern beim Saitenspiel;
Mit diesem Pilgerstäbe kommst du gewiß ans Ziel.“

Aus Tilikes „Magnificat“.



Zwecklos

Lang, lang ist's her, da hatte ich in der 5. Klasse einen Knaben, dem die Orthographie nicht im Blute stedte. Er gehörte auch nicht zu den Fleißigern. Sein Geschlechtsname lautet Lampart. Einmal nun, als seine Klasse ein Brieflein ansetzigen mußte, fiel er aus der Rolle und unterschrieb statt Lampart = Lambart.

Zur Strafe für eine solche Nachlässigkeit mußte er nach der Schule dableiben und fünfzigmal seinen Familiennamen richtig schreiben. 49 mal brachte er diesen richtig zu Papier, aber zum fünfzigsten Mal verwechselte er den harten Endkonsonanten mit dem weichen und aus dem Lampart war ein Lampard geworden.

Am Tage darauf besuchte der Herr Bezirksinspektor unsere Schule. Wir kamen auch auf diesen Schüler zu sprechen und auf das, was sich am Tage vorher mit seiner Namenschreibung zugetragen hatte. —

Der Herr Inspiztor, der zu jener Zeit schon etwas in Psychologie machte, da diese noch in Windeln schlief, gab mir den wohlgemeinten Rat, diese Strafart nicht mehr anzuwenden, da sie unpädagogisch und zwecklos sei. Das 30-, 50-, ja 100-mal Schreiben von Wörtern nütze durchaus nichts. Die Wörter werden gedankenlos, eins nach dem andern, abgemalt. Der Orthographie werde dadurch nicht gedient.

Ich folgte den Rat dieses einsichtigen Herrn und verschonte die Schüler inskünftig mit solchen

nichtsnützigen Schreibereien (ich bereue dies heute noch nicht). Die Orthographiefehler wurden deswegen nicht zahlreicher. —

Im Orthographieunterricht kommt es nicht darauf an, ein unrichtig geschriebenes Wort 100 mal richtig schreiben zu lassen. (Vorbeugen ist besser als eine Krankheit heilen.) Es kommt darauf an:

1. Dass in der Schule stets ein korrektes Deutsch gesprochen wird.
2. Dass beim Lesen gut artikuliert wird.
3. Dehnungen und Schärfungen müssen beim Lesen und Sprechen hörbar sein.
4. Harte und weiche Konsonanten sind genau zu unterscheiden.
5. Alle schriftlichen Arbeiten sind sorgfältig vorzubereiten. Schwierige Wörter sind an die Tafel zu schreiben.
6. Das Buchstabieren ist fleißig zu pflegen.
7. Dictate sind sehr zu empfehlen.
8. Alle schriftlichen Arbeiten sind einer Durchsicht zu unterwerfen und vom Schüler zu verbessern.
9. Das genaue Aufschreiben von Wörtergruppen ähnlich fliegender Wörter unterstützt die Orthographie.
10. Unterdrückung von Nachlässigkeiten im Schreiben, sowohl was Schrift, Orthographie oder Stil anbelangt. Alle drei Gebiete sind miteinander eng verbunden.

Bolfschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Reditiert
von einer Kommission aktiver Lehrer | Einendungen an
Joh. Zingg, Lehrer, Oftstraße 11 a, St. Gallen

Inhalt: Das kirchliche Volkslied — Schüler-Fragen im Geschichtsunterricht — Nachahmenswert!

Das kirchliche Volkslied b. Perlen des kirchlichen Volksgesanges

Von J. Müller, Gossau.

1. Es ist ein Reis entsprungen.

Dieses herrliche, duftige Muttergotteslied, die Perle unserer Adventlieder, ist sehr verbreitet und wurde schon vor mehr als dreihundert Jahren in der Rheingegend viel gesungen. Es stammt wahrscheinlich aus der vorreformatorischen Zeit, aus dem 15. Jahrhundert. Dem Text nach kann es noch früher entstanden sein. Gedruckt erschien es zuerst 1599 in dem, in Köln herausgekommenen, Speierischen Gesangbuch und zwar mit Text und Melodie. Im Jahre 1600 finden wir es im Konstanzer Gesangbuch, und da damals die jetzige ganze deutsche Schweiz zum Bistum Konstanz gehörte, ist das Lied jedenfalls durch dieses Diözesanbuch in unserer Gegend verbreitet worden. Im Mainzer Cantual von 1605 wird es „das alt Catholisch Triestisch Christliedlein“ genannt, was auch auf die Geburtsstätte des Gesanges hindeutet. Das erste St. Galler Gesangbuch von 1705 hat es ebenfalls übernommen und bis 1786 beibehalten. In der Zeit der Aufklärung und des Rationalismus, Ende des 18. und Anfangs des 19. Jahrhunderts, wurde es wohl seines „naiven“ Textes wegen aus den Kirchengesangbüchern entfernt. Solche „einfältige“ Verse passten nicht mehr in jene von Wissensdunkel aufgebläste Zeit. Man hatte vom Baume der Erkenntnis genossen und verlangte „höhere“ geistige Kost. So enthalten weder die st. gallischen Gesangbücher von 1786 bis 1863, noch das Wessenbergsche Konstanzer Gesangbuch von 1807 bis 1840 (vielleicht noch länger) die so zart gehaltene Weise. In unserer Gegend zog erst der bishöfliche Kanzler J. Dohler sie aus der Vergessenheit her vor und nahm sie in das st. gallische Gesangbuch von 1863 auf, nachdem schon vorher andere Sammlungen der Verstoßenen wieder das Heimatrecht gewährt hatten.

Verschiedene Anzeichen sprechen dafür, daß das

Lied sich traditionell fort erhalten hat, trotzdem es nicht mehr in den offiziellen Gesangbüchern stand.

Der Liedinhalt bildete das Geheimnis der Geburt Christi. Die beiden ersten Strophen weisen auf die Abstammung Marias aus der Wurzel Jesse und auf die Prophezeiung des gewaltigen Sehers Isaia hin, der schon 800 Jahre vor der Geburt der Jungfrau geweissagt hat: „So höret denn, ihr vom Hause Davids! Der Herr selbst wird euch ein Zeichen geben: Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, und seinen Namen wird man nennen Emmanuel, d. h. Gott mit uns.“ Jl. 7, 13 und 14. Die reine Magd wird im Liede mit einem Rosenstock verglichen, der mitten im kalten Winter „wohl zu der halben Nacht“ ein Blümlein hat gebracht. Mit diesen knappen Worten wird in poetisch feiner Art das Wunder der Menschwerbung Jesu dargestellt. Wir werden ohne Umschweif mitten in das große Weltereignis hineingeführt. Und das Dogma der unbefleckten Empfängnis wird so klar und präzis ausgesprochen mit den Worten: „Aus Gottes ewigem Rat hat sie ein Kind geboren und bleibt eine reine Magd.“ Auch andere Verse sprechen immer von dieser Reinheit und Unverfehrttheit. Die Grundstimmung des ganzen Liedes ist die Freude über die Ankunft des göttlichen Kindes und die Unverfehrttheit der Gebärerin.

Wie alle alten Gesänge war auch dieser ursprünglich nicht umfangreich, sondern nur dreistrophig, wobei die dritte nach Hölscher lautete:

„Wir bitten dich von Herzen,
Maria, rose zart,
durch dieses Blümleins schmerzen,
die es empfunden hat,
wöllst uns verhülflich sein,
daß wir dir mögen machen
eine Wohnung hübsch und fein.“

1. Cöln (Quentel) 1599.

Es ist ein Ros aufgegangen, es ist ein Marienjahr
als ob die Welt den Himmel einfüllt. Nun sind wir

2. Praetorius 1609.

3: Basel 1908

4. St. Gallen 1923.

1.

und hat ein blümlein braut, mittan im hulden winter wol zu fulben
Kraft.

2.

3.

4.

des Reis ein blümlein braut in Mittw' hulde winter wol zu fulben Kraft

Die meisten Gesangbücher setzen diese Verse an den Schluss der übrigen Strophen. Das St. Galler Buch enthält sie leider nicht.

Das Volk wollte sich mit diesen drei Strophen nicht begnügen, es wollte die ganze liebliche, wunderbare Begebenheit ausgesponnen haben. Und da man sich auch an der süßen Melodie gar nicht satt

singen konnte, ist Strophe um Strophe dazu gefügt worden, bis sich deren Zahl in einzelnen Büchern schließlich auf hundert und mehr belief. Im Kölner Gesangbuch (Quentel) 1599 stehen deren 23. Die dritte greift zurück auf Mariä Verkündigung und erzählt in epischer Breite den Vorgang getreulich nach dem Evangelium Lukas 1, 26—45:

„Die Geschicht hat uns beschrieben
Lucas mit treuer Hand
wie Gabriel der Engel
vom Himmel herab gesandt
zu einer Jungfrau sein
die Gott hat auserwählet
sein werthe Mutter z'sein.“

So werden die Heimsuchung Mariä, die Geburt Christi, die Beschneidung des Herrn und die Anbetung der hl. Drei Könige in kindlich einfachen Versen geschildert. Im alten St. Galler Gesangbuch von 1705 schließt das Lied bereits mit der fünfzehnten Strophe, die lautet:

Da nun die edle keusche Magd
drey Monat g'wesen bey ihr
so gieng sie wieder unverzagt
mit großer Freud von ihr
gen Nazareth gar still
sie wolt der Zeit erwartan
bis das geschech Gottes will.

Das Mainzer Cantuale 1679 erweitert die Erzählung folgendermaßen:

16. Wol zu denselben Zeiten
der stark und friedsam Held
Augustus Römischer Kaiser
beschrieb die ganze Welt
den Zins von allen nahm
da Joseph und Maria
gen Bethlehem auch kam.
17. Die Herberg waren theuer
sie funden kein Aufenthalt
sie kamen in ein Scheuer
da war die Lust auch kalt
wol in derselben Nacht
Maria gebahr den Fürsten
der uns den Frieden bracht.

Die Verse sind in den einzelnen Gesangbüchern sehr verschieden. Mohr hat z. B. nur die 1. und 2. Strophe, dazu die 18. (Hirten bei der Krippe), die 20. (hl. Drei Könige) und die 22. (Bitte an die edle Königin, uns aus diesem Jammertale bis in der Engel Saal zu begleiten) ins Psälterlein aufgenommen und zwar in ziemlich starker Abweichung vom traditionellen Texte. Er meint: „Die Gründe (betrifftend Umarbeitung) brauche ich wohl nicht eigens aufzuzählen. Zweifelsohne werden manche, wenn sie diesen „Bandalismus“ gewahren, das Psälterlein sofort zuschlagen und mit Entrüstung in die Ede werfen. Es wir sich an den ihm gütigst angewiesenen Platz ohne Murren begeben. Ich meine eben, die Lieder sind der Menschen, nicht die Menschen der Lieder wegen da, bin aber weit davon entfernt, einem andern meine Ansicht aufdrängen zu wollen.“ Quellennachweis S. 128.

Wie diese Bearbeitung von der üblichen Lesart abwich, mag ein Vers zeigen. Mohrs Psälterlein fasst die erste Strophe so:

„Es ist ein Reis entsprossen
in Schöne wundersam;
Wie ew'ger Rat beschlossen,
aus Davids Stamme kam,
Und hat zur halben Nacht,
wohl in dem kalten Winter
ein Blümlein hold gebracht.“

Das Basler Gesangbuch, das aus Mohrs Psälterlein hervorging, hat dann diese verunglückte Version verlassen und die gewöhnliche mit vier Strophen aufgenommen. Das St. Galler Buch von 1863 und 1883 enthält auf eine freie Bearbeitung des alten Textes mit neun Strophen, die von der üblichen Lesart ebenfalls stark abweichen. Die einstimmige Ausgabe bringt deren vier. In der unterrichtlichen Behandlung wird man sich mit diesen nicht begnügen, sondern die übrigen wenigstens in irgend einer Fassung vorlesen, damit die Schüler einen Einblick in den Gesamtinhalt des Liedes bekommen.

Noch ein Wort, ob „Ros“ oder „Reis“?

Die alten Gesangbücher schreiben überall: „Es ist ein Ros“, statt „Reis“, und analog im zweiten Vers: „Das Röslein, das ich meyne.“ Mir persönlich würde „Ros“ besser zusagen. Dreves sagt dazu: „Die durch innere und äußere Gründe verbürgte Lesart ist: „Es ist ein Ros“ entsprungen. Das ist nicht gegen Isaías 11, 1—2; man braucht nur unter „Ros“ nicht Rosenblüte, sondern Rosentod, Rosengerte, Rosengart zu verstehen, und alles löst sich ohne Konjektur und Korrektur.“ Ein Wort zur Gesangbuch-Frage S. 102. (Konjektur = mutmaßliche Berichtigung einer verdorbenen Lesart.)

Nicht alle Gesangbücher reihen unser Lied unter die Advents-, sondern etliche unter die Weihnachtslieder ein. Seinem Inhalte nach gehört es zu beiden Gattungen. Bones Cantate betitelt es: „Die Blume Jesses“ und gebraucht auch: „Ros“ und „Röslein“.

Dem zart innigen Text entspricht auch die Weise. Hoffmann sagt, daß uns das Lied gerade wegen dem wunderbaren Reize der Melodie erhalten geblieben ist. In der Tat, es liegt ein ganz eigenartiger Stimmungsgehalt in der schlichten, zu Herzen gehenden Weise. Kein Wunder, wenn sie zu den beliebtesten Volksliedern gehört und von den Künstlern vielfache Verwendung nicht nur im Kirchengesang, sondern in Orgel- und Instrumentalstücken, in Weihnachtskantaten und selbst in Messen fand. Daß die Malerei den Text schon oft zu Motiven ihrer Kunst erkoren hat, ist ebenso bezeichnend für den Wert des Liedes.

Wie die Texte allerlei Versionen aufweisen, zeigt auch die Melodie verschiedene Varianten. Die alten Lieder sind bekanntlich ohne Mensur, d. h. ohne Taktstriche ausgezeichnet worden. Beim Übergang vom freien Rhythmus zur Mensur haben

sich allerlei Abweichungen ergeben. Michael Praetorius (geb. 1571) hat das Lied im Viervierteltakt in einem bis jetzt unübertroffenen, vierstimmigen Tonsatz notiert. Er hat den ursprünglich freien Rhythmus am getreuesten bewahrt. Die meisten späteren Gesangbücher sezten die Melodie ebenfalls in den Viervierteltakt mit Auftakt bei: „Es“. So Basel u. a. m. Dreves setzte es in den ungeraden Dreizweitel Takt. Das St. Galler Buch macht gleichfalls eine Ausnahme. Bereits das Büchlein von 1705 notierte die Weise im Sechsviertel, und jetzt steht sie im Sechsachteltakt. Das Lied erhält dadurch eine etwas lebhafte Bewegung und fast einen weichen Charakter, aus dem eben süße Weihnachtsfreude sprechen soll. Die St. Galler Besart weicht auch sonst noch an einigen Stellen vom Original ab. Es ist nicht uninteressant, die Gegenüberstellung S. 82 zu vergleichen.

Diese Vergleichung zeigt, daß Praetorius die alte Melodie am genauesten rhythmisiert hat. Die Basler Besart weicht nur in Takt 3 und 8 rhythmisch etwas von der Urform ab, indessen die St.

Galler Variante dem ganzen Liede ein eigenes, fast wiegendes Gepräge gibt. Eine Rückkehr zur ursprünglichen Singweise wäre hier nach mehr als 200jähriger Tradition fast unmöglich gewesen, obwohl das Lied im Takt selten richtig gesungen wird. Die dreizeitigen Werte kommen immer zu kurz. Die im Druck befindliche, von J. H. Dietrich erstellte Orgelbegleitung zum St. Galler Gesangbuch, sucht diesem Uebelstande dadurch etwas abzuhelfen, daß sie an solchen Stellen mittels durchgehender Achtel im Bass und Alt den Rhythmus scharf markiert und auszählst.

Das besprochene Lied bildet einen passenden Begleitstoff zum Bibl. Geschichts- und Religionsunterricht während der hl. Advent- und Weihnachtszeit. Benützen wir diese günstige Gelegenheit recht eifrig. Schöpfen wir den reichen Gehalt etwas aus, erläutern wir ihn und vertiefen uns mit den Schülern in denselben, damit diese herrliche Perle des kirchlichen Volksgesanges recht nachhaltig ins kindliche Herz geprägt werde und ihm durchs ganze Leben nachklingen möge.

Schüler-Fragen im Geschichtsunterricht

Es muß halt doch ein Kobold umhergehen in unsern Stuben, daß einem so oft Neues, Neuartiges oder auch nur vermeintlich „Nochniebagerwesenes“ einfällt. „Läßt die Kleinen einmal Fragen stellen über die Pfahlbauer“, raunte er mir zu, als ich bereits meinen Mund öffnete, um selber zu fragen; „nicht nur immer du sollst der sein, der etwas wissen möchte, nein, laß mal die Kleinen Fragen stellen, und beantworte du sie oder wiederum die Schüler. Schreib mal die Fragen auf!“ und ich tat's. Hier folgen sie:

Was für Werkzeuge hatten die Pfahlbauer? Wie groß waren die Hütten? Woher kaufsten sie ihre Werkzeuge; gab es auch schon Krämer? Haben sie auch Fenster gemacht? Was für Geschirre hatten sie zum Essen? Waren die Fenster aus Glas? Was hatten sie zu essen? Was nahmen sie mit, wenn sie auf die Jagd gingen? Was für Kleider trugen sie? Haben sie diese selber gemacht? Aßen sie nur Fleisch? Hatten sie viele Kinder? Machten sie auch Werkzeuge? Auf was schließen sie? Arbeiteten sie auch anderes? Was für zahme

Tiere? Wie ging es beim Fangen eines wilden Tieres? Wie ging es im Hause? Wie begruben sie die Toten? Was mußten die Kinder arbeiten? Was hatten sie zu trinken? Waren damals auch Fische im See? Mußten die Kinder auch in die Schule? Waren auch Mädchen in den Familien? Hatten sie auch Revolver und Gewehre? Bauten sie auch Kapellchen?

Die Zeit drängte, und ich mußte abwinken. In kürzester Zeit flogen diese Fragen zu mir auf das Pult, und wäre ich ein Schnellschreiber und hätte eiliger schreiben können, dann wären ihrer noch mehr hier aufgezeichnet.

Nach der Schule überdachte ich das Ergebnis und fand, daß durch einen gut vorbereiteten Vortrag viele Fragen gelöst worden wären, aber noch lange nicht alle. Nun sah ich auch, in welcher Richtung sich das Auge des Kindes besonders richtet und daß in ihren Köpfen gar manches unklar ist, das wir für erlebt und geklärt halten!

Jeder prüfe und behalte das Beste!

Nachahmenswert!

Nicht alles, was aus Zürich kommt, ist nachahmenswert, übrigens auch nicht alles, was von anderswoher stammt. Denn Unkraut wächst überall. Was über hier lobend erwähnt werden soll, sei ein List der Stadt Zürich für die Volkshochschule des Kantons im Laufe des Wintersemesters 1926/27 vorgelesener Kurs über: „Die Altvohlfahrt in ihrer wirtschaftlichen und sozialen Bedeutung.“ Das Programm sieht sich

zusammen aus Lehrvorträgen der Herren Prof. Dr. v. Gonzenbach, Prof. Dr. E. Bleuler, Oberrichter O. Lang, Dr. E. Tanner, Dr. M. Dettli und Dr. H. Oprecht. — Wir wünschen dem Kursus zum Besten der Zürcher-Volksschule besten Erfolg und hoffen, daß weitere Kantone folgen werden. Anführenden und in dieser Frage vorzüglich versierten Männern fehlt dabei gewiß nirgends.

Inizd.

Bolfschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert
von einer Kommission aktiver Lehrer

Einsendungen an
Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen D

Inhalt: Wie ich mit meinen Schülern Advent erlebte — Ein Wort zu den Hausaufgaben — Alte Sitten im Spiegel des Sprichwortes — Humoristische Ecke.

Wie ich mit meinen Schülern Advent erlebte

Vor zwei Wochen war's! Mit besten Vor-
rägen kam ich zur Schule, um eine segensreiche
Woche zu beginnen. 5 Minuten vor 8 Uhr kamen
auch sie, die lieben Kleinen, alle mit sauberen
Schürzchen und Blüschen, alle mit frischfrohen
Bäcklein und ebenso guten Vorsätzen wie ihre
Lehrerin.

Da strahlt der kleine Blauäugige in der II.
Klasse und ruft: „Jetzt gohts nu no 6 Woche, denn
hund s' Christkindli!“ Mit einem Jubelruf und
Klatschen stimmt die ganze Schule bei. — Am
liebsten hätte auch ich mitgejubelt. Beruhigend aber
fügte ich hinzu: O ja, bald ist es Zeit, uns auf die
Antunft des Christinkleins zu rüsten. Die ganz
Braven fangen heute schon an. — Alle möchten zu
diesen gehören, denn eine Bewegung geht durch die
Klassen, ein Ruck, und alle sitzen stramm in Reih
und Glied und lügen mit ihren lachenden Augen
fein artig zu mir. Wie auch die Kinderherzen fürs
Gute offen sind! —

Diese hl. Stimmung will ich nicht abflachen
lassen. — Am Nachmittag ist Gesang. Wir üben
ein neues Liedchen und laden heute schon das Je-
sulein ein, zu uns zu kommen, sobald unsere Her-
zen gerüstet. Bald ertönt das herzigschöne Lied-
chen: „Jesuskindlein komm zu mir, mach ein from-
mes Kind aus mir . . .“

Jeden Morgen vor Schulbeginn singen wir es.
Und nun ist sie da, die schöne Adventszeit, die
eigentliche Vorbereitungszeit auf das Christkind-
lein. Ich muß da noch bemerken, daß sich bei mir,
mit dieser Zeit, auch eine gewisse Angst einschleicht,
man könnte von gewisser Seite den Kleinen den
Christkindzauber rauben. — Sie ist auch berech-
tigt, denn schon mehr als einmal habe ich erfahren,
daß Größere, ohne böse Absicht, nein, vielmehr aus
Wichtigerei, den Kleinen erklärten: „Es git gär
leis Christkindli, Vater und Muetter haufet d'
Sache“ etc. Solche Reden sind wie Rauhreif auf
die hoffenden Kinderherzen. Um derartigen Re-

densarten vorzubeugen, ersuche man die Herren
Lehrer und hochw. Herren Religionslehrer, unmit-
telbar vor dem Advent bei den größern Schülern
diesbezüglich vorzuarbeiten. Das wirkt!

Ist der Advent da, wollen auch die Kinder
schon von all den Sachen reden, die sie sich vom
Christkind wünschen. Einige Zeit höre ich willig
zu. Dann aber breche ich ab und sage ihnen, daß
diese Geschenklein alle schön und recht seien, daß
aber das Christkind braven Kindern noch viel schö-
nere Dinge bringe. Da horchen sie dann auf!

Ich erzähle ihnen von all den Gnaden, die das
Christkind frommen Kindern bringt. — Wie deren
Herzchen dann strahlen wie lauter Gold. — Wie
diese dann gut und brav werden. — Die Gnaden
sind viel mehr wert als alles Geld und Gold in
der Welt. Wer viele Gnaden im Herzchen hat,
der ist reich! —

Ich wollte an Weihnachten lieber kein einziges
Geschenklein, dafür aber recht viele Gnaden. —
Ich auch! Ich auch! tönts von allen Seiten. Ihr
auch? — Frage ich. So, dann wollen wir hören,
wie wir es machen können, daß uns das Christkind
viele Gnaden bringt. In der Bibel habt ihr ge-
hört, wie das Christuskind als armes, kleines Kind
in Bethlehem in einem Stall, in einer Krippe, auf
hartem Stroh, auf die Erde kam.

Das Gotteskind hat kein weiches Bettchen, kein
warmes Stübchen!

Armes Kindlein! — Und — wer ist dies ärmste
Kind?

Das ist der große, heilige, starke Gott, dem
Himmel und Erde gehören!

Warum ist er so arm und klein geworden?

Aus Liebe zu uns Menschen, zu euch Kindern!

Nur noch 4 Wochen und dann — möchte das
Christkind wieder auf die Erde kommen. Aber nicht
mehr in der kalten Felsenhöhle, nein, anderswo
möchte es wohnen.

Alle rufen wie aus einem Munde: „I mim Herzli!“

Ja Kinder, in euern Herzlein möchte der Heiland wohnen. Er sehnt sich nach euch. Er hat Heimweh zu euch! —

Aber hört, sind eure Herzlein gerüstet, hat's keine schwarzen Flecklein drin? Ist das Herzchen nicht staubig vom Ungehorsam?

Da und dort senkt sich ein Köpfchen. — So halblaut gesteht mir die Buben- und Mädchen- schat: „Scho es bizeli!“ — und lauter: „Aber jetzt wömer bräver sy!“ Recht so!

Aber, wißt ihr, das ist manchmal schwer, so schnell folgen, nicht murken, nie lügen, nie streiten. Gelt? — Aufmerksam sein in der Schule, eracht arbeiten? —

Aber ihr bringt's schon fertig! Das Jesuskind selbst hilft euch. Singt ihm nur nochmals das Liedchen: „Jesuskindlein komm zu mir . . .“

Wie wollen wir's nun machen, daß unsere Herzen dem Christkindlein gefallen?

Nun fliegen die Antworten. Ein jedes will das andere überflügeln. Wie die erfunderlich sind, die kleinen Seelchen — doch nein, Kinderseelen sind oft größer für Gott und Göttliches als Erwachsene.

Wir ordnen die Gedanken:

1. Adventswoche: Wir säubern unsere Herzen.

2. Adventswoche: Wir schmücken es mit duftenden Blumen.

3. Adventswoche: Wir erstellen ein weiches, warmes Bettchen fürs liebe Jesulein.

4. Adventswoche: Wir legen noch schöne Geschenklein neben das Bettchen.

1. Adventswoche: Herzen reinigen!

Was muß da alles heraus? Ungehorsam, Zank, Trägheit etc. Die Kinder wissen genau, was nicht in ihre Herzen gehört. Es ist rührend, welche Selbstkenntnis oft Kinder schon haben. Schon mehr denn einmal erlebte ich, daß sich ein Kind in der Pause oder nach der Schule zu mir schlich, mir diesen und jenen Fehler bekannte und bat, ihm zu sagen, wie es das wieder gut machen könne.

V o r s a z : Wir fassen den bestimmten Vorsatz, daheim und in der Schule aufs Wörtchen zu folgen.

Das spezifizieren die Kinder wieder:

„Ich gang sofort go Schitli hole.“

„Ich gang schnell zum Bett us.“

„Ich tue sofort Schueh puze.“

„Ich tue gschwind Stega wüsche.“

„Ich gang schnell go d' Henne fuettete.“

„Ich will allewil auf d' Händ luege bim Tisch- gebet“ etc.

Jedes Kind kennt seine Schwäche und faßt diesbezüglich einen festen, bestimmten Vorsatz.

Jedes Jahr erlebe ich die Freude, daß mir Mütter, natürlich mit nicht wenig Stolz und Begeisterung, vom Eifer und Gehorsam der Kleinen erzählen.

Eine Mutter bekannte mir: „Wissen Sie, vo üsem Chline han ich im Advent viel lerne.“ —

Gehorsam in der Schule! Da kommt das Sitzen, das Arbeiten, etc. in Frage.

Jeden Halbtag erneuern wir den bezüglich gesetzten Vorsatz. Mittags und Abends prüfen wir uns kurz.

Erbauend ist es, wie die Kleinen bei der Kontrolle genau wissen, daß sie den Vorsatz 1 mal —, $\frac{1}{2}$ mal, 2, 3 mal nicht gehalten haben.

So verfließt die erste Adventswoche.

Auch der Unterrichtsstoff ist, so gut wie möglich, auf Weihnachten eingestellt. Etwa ein neues Gedichtlein wird angeschrieben, abgeschrieben und auswendig gelernt, wie:

„Wenn Weihnacht wiederkehret . . .“

„Schönstes Kindlein, bestes Kindlein . . .“

„O du liebes Jesulein, komm vom Himmel wieder . . .“

Herzig ist auch für die ganz Kleinen:

„Allerliebstes Jesulein,

Sieh, wir alle laden freundlich
Dich in unsere Herzen ein.“

Im Gesang werden Weihnachtslieder gesungen.

Als erstes singe ich gerne:

„Wie wärs doch au im Winter

So traurig und so schwer . . .“

Ein innig schönes ist auch folgendes:

„Liebes Jesuskindlein, will dich herzlich grüßen.

Komm zu mir ins Herz hinein . . .“

Eines, das ich nie missen kann, heißt:

„Lieb Christkind, ich grüße dich, mit deiner Mutter
rein.“

Um die Weihnachtsstimmung zu erhöhen, ist im Schulzimmer ein nettes Weihnachtsbild angebracht.

Eine alljährlich wiederkehrende Freude erzeugt der Adventskalender von Graf-Dreier.

(Schluß folgt.)

Ein Wort zu den Hausaufgaben

Ja, wer hätte nicht seine liebe Not mit ihnen! Wieviel Mühe und Ärger bringt uns allein die Kontrolle so vieler, oft recht unvollkommener Hausarbeiten, und wie schwer drücken dieselben meistens auch den Schüler! Soviel ist sicher, man betrachtet sie hüben und drüber als „notwendiges

Uebel“. Der Umstand aber, daß dies „Uebel“ sowohl beim einzelnen Lehrer, als auch auf den gleichartigen Stufen der Volksschule so verschiedenartige Einschätzung und Behandlung erfährt, gibt mir Veranlassung, die Diskussion einmal auf dieses Gebiet zu lenken.

Grundlegend sind die einschlägigen Paragraphen des neuen st. gallischen Reglementes über Gesundheitspflege, vom 14. Januar 1926.

Art. 34 desselben lautet: Die Hausaufgaben sollen vor allem nicht als Erinnerung der Lehrstunden, sondern als Fortsetzung und ergänzender Abschluß derselben betrachtet und darum je nach der Schulstufe tunlichst beschränkt werden. Sie sind möglichst gleichmäßig auf die einzelnen Tage zu verteilen.

Art. 35. Vom Vormittag zum Nachmittag desselben Tages darf keine Hausaufgabe erteilt werden. Sonn- und Feiertage sollen nicht durch Hausaufgaben belastet werden. Ferienaufgaben sind unzulässig, Beobachtungsnotizen und etwa das Lernen eines Gedichtes ausgenommen. An ausnahmsweise heißen Tagen sind die Hausaufgaben gänzlich zu erlassen.

So das Reglement, das unsere volle Beachtung verdient. Es fordert klar und bestimmt eine tunlichste Beschränkung der Heimarbeiten. In der Tat gibt es übereifrig Lehrkräfte, ja ganze Lehrkörper, die da glauben, ohne regelmäßige, obligatorische schriftliche Aufgaben nicht auskommen zu können. Vor allem liegt die Gefahr der Arbeitsüberbürdung auf der Stufe der Sekundarschule, wo das Fachlehrersystem eine Übersicht der Gesamtbelaustung des einzelnen Schülers sehr erschwert oder gar verunmöglicht. Die gesundheitlichen Schädigungen, die dabei besonders bei den Mädchen erwachsen, sind so häufig und keineswegs harmloser Natur, daß allen Ernstes auf diesen von Eltern oft beklagten Umstand aufmerksam gemacht werden muß.

Raum ist der Schüler daheim angelangt, soll das Lernen wieder von neuem beginnen. Ja, wenn es beim mündlichen Einprägen des in der Schule behandelten Stoffes sein Bewenden hätte, könnten wir nichts dagegen einwenden. Wenn aber dem Kinde zugemutet wird, täglich mehrere Stunden über dem schriftlichen und mündlichen Aufgaben zu sitzen, so ist das entschieden zu viel; vom hygienischen Standpunkte aus einfach unstatthaft. Das Kind hat ein Recht auf Erholung und Spiel und gar oft auch noch eine Pflicht den Eltern gegenüber, die es für kleinere Dienstleistungen in und außer dem Hause notwendig heranziehen müssen. Man muß in die Stuben der armen, kinderreichen Familien hineingeschaut haben, um ermessen zu können, wie unendlich mühsam da das Arbeiten vor sich geht, und wie schwer es ist, ein auch nur einigermaßen ruhiges und helles Plätzchen zum Schreiben finden zu können. — Und schließlich hat das Kind auch Unrecht auf 10 Stunden ruhigen

Schlaf, den wir Lehrer ihm nicht entziehen dürfen. Es ist mir ein Bedürfnis, jenen Passus der Verordnung besonders zu unterstreichen, der da lautet: Sonn- und Feiertage sollen nicht durch Hausaufgaben belastet werden.

Für uns Katholiken wäre dies eigentlich eine Selbstverständlichkeit, ein Gebot; denn der Sonntag ist der vom Schöpfer festgelegte allgemeine, obligatorische Ruhetag, also ist er's auch für Schule und Kind. Mit der herkömmlichen Geprägtheit, gerade über den Sonntag vermehrte Aufgaben zu erteilen, darf und soll einmal gründlich gebrochen werden.

Der Schreiber dieser Zeilen ist kein „Moderner“; er verlangt von seinen Schülern auch Heimarbeiten, von den sog. Faulpelzen und Nachhinkenden auch schriftliche, wenn's sein muß. Auf das Einprägen und Festigen des Lehrstoffes dürfen wir nicht verzichten. Hüten wir uns aber vor einem Zuviel und Zuvielelei! Ein Abbau ist möglich, ohne den Leistungen der Schule merklichen Eintrag zu tun.

Die Lehrer in landwirtschaftlichen Verhältnissen werden sich ohnehin mit einem Minimum von Hausaufgaben begnügen müssen. Im Industriegebiet aber ist es in erster Linie das verwahrlöse, das körperlich schwache, das unterernährte und das nervöse Kind, das uns Rücksichten und Schonung zur Pflicht macht.

Man wird vielleicht einwenden und nicht mit Unrecht: Die Hausaufgaben seien doch ein gutes Mittel, die Jugend vor den Gefahren des Gassenlebens fern zu halten. Zugegeben. — Dürfen wir aber die Freizeit derart belasten, daß dem Kinde keine Zeit mehr zu Spiel und Erholung übrig bleibt? Liegt es nicht vielmehr in der Pflicht der Eltern, darüber zu wachen, daß es nicht bis in alle Nacht hinein der Gasse ausgeliefert bleibt? — Wenn die Erfahrungen in Schule und Familie uns Veranlassung geben, einem gesunden Abbau das Wort zu reden, so gilt dies ganz besonders für die Geistesarbeit. Wechsel von Kopf- und Handarbeit bedeutet Entspannung, also Erholung. Stellen wir darum, wo immer möglich, die freiwillige Handarbeit in den Dienst des Unterrichts. Dadurch geben wir in erster Linie jenen Schülern Gelegenheit zu voller, freier Entfaltung, denen Zeit und Umstände es erlauben, ein Mehreres zu tun, als allgemein gefordert werden darf. Waren es im Sommer vorab die Schulgartenarbeiten, die den jungen Botaniker und Gemüseproduzenten fast täglich für ein Stündchen zu fesseln vermochten, so werden an den langen Winterabenden wieder andere durchs Zeichnen, Malen

und Basteln zu freudigem Schaffen angelockt. Eine Fülle manueller Betätigungen bieten unsere Handarbeitskurse, die, richtig geleitet, auf Erzie-

hung, Unterricht und praktisches Leben einen nicht zu unterschätzenden, günstigen Einfluß ausüben vermögen.

Alte Sitten im Spiegel des Sprichwortes

Wie alte Sitten und Gebräuche in noch heute geläufigen Redensarten fortleben, sei an einigen Beispielen erläutert. Bei der Eheschließung wurden zunächst nur die Hände ineinandergefügt; das Ringewechseln kam erst später auf. Daher kommt die Redensart, „jemanden um die Hand seiner Tochter bitten“ oder „ihm die Hand seiner Tochter geben“. Früher war die Haube als Kopfbedeckung der verheirateten Frau vorbehalten. Sie wurde am Hochzeitsabend der Braut feierlich aufgesetzt. So wurde das Mädchen „unter die Haube gebraucht“. Bei der Eheschließung erhielt die Braut vom Bräutigam ein Paar Schuhe und trat von diesem Augenblick an unter seine Gewalt. Damit wurde der Schuh zum Sinnbild der Herrschaft in der Ehe, und es entwidelte sich der Glaube, daß derjenige von den beiden Eheschließenden das letzte Wort sprechen werde, der unmittelbar nach der Eheschließung dem anderen zuerst mit dem Schuh auf den Fuß tritt. An die Stelle des Schuhes trat seit dem 16. Jahrhundert, besonders in Fällen, in denen die Frau die Obergewalt gewann, der feinere Schlafschuh, der Pantoffel, und so kam der Mann „unter den Pantoffel“. Da die Frau ihre Herrschaft hauptsächlich im Schlafzimmer ausübte und dabei für Ausschlaf der Drosselflichkeit sorgte, so wurden die zugezogenen Gardinen des Schlafgemachs bezeichnend für ihre energetischen Ermahnungen, die „Gardinenpredigten“ hießen. Nach einem alten Brauch wurde einem Mann, der sich von seiner Frau allzusehr beherrschen oder gar schlagen ließ, von den in der Nachbarschaft wohnenden Männern „aufs Dach gestiegen“, indem man das Dach bis auf die vierte Latte von oben abdeckte. Diese noch im 18. Jahrhundert belegte Strafe hat zu der Redensart „einem aufs Dach steigen“ geführt. Aus dem Liebesleben der alten Zeit stammt auch die Redensart „einen Korb geben“. In der Blütezeit des Minnedienstes kam es öfters vor, daß eine boshaftre Dame den schmachtenden Liebhaber in einem Korb zu sich emporzog, dessen Boden so locker war, daß der Vermeiste durchbrach und in den Burggraben fiel. Daher kommt auch die Bezeichnung: bei einer Prüfung „durchfallen“. (?) Später gab man derartig halsbrecherische Mittel auf und begnügte sich damit, dem verschämten Liebhaber einen Korb zuzuschicken.

Auch manches von den alten Tischsitten hat sich noch im Sprichwort erhalten. Man wußt sich

vor Tisch die Hände, wobei ein Diener die Waschschüssel hielt und Wasser über die Hände goß. Daher: „Er reicht jemanden nicht das Wasser“, d. h.: Er steht so tief unter ihm, daß er ihn nicht einmal bei Tisch bedienen darf. Alle aßen aus einer Schüssel, in die jeder mit den Fingern langte: „Sich zu viel herausnehmen“ bedeutet also zunächst nur, beim Essen die besten Stücke erwischen und dann überhaupt unverschämt sein. Die Gäste wurden bei größeren Gelagen an hölzernen Tischen bewirtet. Wer dazu geladen war, der „war am Brett“; wer einen Ehrenplatz inne hatte, war „hoch am Brett“. Nach beendetem Mahl wurden die hölzernen Bretter mit dem darausstehenden Gerät von den Bölkten, auf denen sie standen, aufgehoben; es wurde also „die Tafel aufgehoben“. Kleine Geschenke, aber auch Briefe, die einen Glückwunsch enthielten, wurden an den Arm gebunden. Daher heißtt heute noch ein Geschenk „Angenommen“. Glückwunschkarten, Anerkennungsschreiben usw. stellte man noch bis in die jüngste Zeit an den Rahmen des Spiegels in der guten Stube, so daß sie jedem Besucher ins Auge fielen. Daher sagt man noch jetzt von groben Briefen, „erwerde den Brief nicht hinter den Spiegel stecken“. Bei den Ringkämpfen stellte der Sieger den Überwundenen schließlich in einen Sack; daher die noch jetzt übliche Redensart, „jemanden in den Sack stecken“, das heißt ihm überlegen sein. Auch ausländische Sitten haben unsere Rede durch manche drastische Wendungen bereichert. Von den Indianern her stammt die Redensart „die Friedenspfeife rauen“; „Knutentregiment“ kommt aus dem Russischen; eine chinesische Sitte ist das „Kotau machen“. „Einen Eiertanz vollführen“ stammt von einem schwierigen italienischen Nationaltanz her, der früher von herumziehenden Truppen vorgeführt wurde, wie wir das aus dem Tanz der Mignon in Goethes „Wilhelm Meister“ ersehen.

Humoristische Ecke

Aus der Schule. Vater: „Warum hast du schon wieder nachsitzen müssen?“ — Fritz: „Weil ich nicht gewußt habe, wo die Azoren liegen.“ — Vater: „Dummer Kerl, paß nächstens besser auf, wo du deine Sachen hinlegst!“

Bolfschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert
von einer Kommission aktiver Lehrer

Einladungen an
Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen

Inhalt: Wie ich mit meinen Schülern Advent erlebte — Konzentration im Unterricht — Der große Uebeltäter — Humoristische Ese.

Wie ich mit meinen Schülern Advent erlebte

(Schrift)

Am Montag in der ersten Adventswoche öffne ich das Turmfensterlein und mache die Kinder aufmerksam, zu beobachten, wie das Engelein aus Leibeskraften läutet.

Warum wohl?

Es will allen Kindern rufen: Rüstet eure Herzchen fürs Christkindlein.

So oft ihr das Engelein anschaut, müßt ihr an sein Rufen denken.

Wenn sich ein Kind tagsüber vergessen will, muß ich nur leise aufs Engelein hinweisen, so ist's wieder gut.

Helle Freude löst auch der Begleitkalender aus, dessen Bild schon allerliebst ist. Welch ein Herzelaichen, wenn wir das erste Fensterlein öffnen, durch das rotes, freundliches Licht springt. Sonne! Und erst das innigschöne Lied, das wir jeden Morgen vor Schulbeginn singen. Das hebt die Herzen und stählt den Willen.

2. Adventswoche: Nun schmücken wir das Herzchen mit duftenden Blumen.

Die Kinder finden bald heraus, daß Depferlein Herzensblümchen sind, mit denen man's Christkind erfreuen kann.

Also in der 2. Woche wollen wir etwas Erlaubtem entsagen.

Wie in der 1. Woche, so fassen wir wieder täglich einen bestimmten Vorsatz und kontrollieren uns.

„Hüt nim-i kein Znuni mit.“

„Hüt Mittag iß ich nu eis Stück Kueche, statt zwei.“

„Hüt Obed spring-i nu $\frac{1}{2}$ Stund ume, statt a ganz.“

„Heute bringe ich alle Bonbons heim, die ich im Laden bekomme.“

„Heute mache ich nicht frei, sondern stricke am Strumpf.“

„Heute Abend nehme ich kein Steinsäcklein ins Bett“ etc.

Ich mache die Kinder aufmerksam, sich jeden Morgen nach dem Morgengebet zu besinnen, was sie tun wollen.

Ein entsprechendes Geschichtlein, das man den Kindern erzählt, gibt Anregung.

3. Adventswoche: Inmitten all der Blümlein stellen wir das Bettchen fürs liebe Jesulein.

„Ich mache eins von lauter Seide.“

„Und ich von lauter Sammet.“

„Ich von lauter Seide und Watte“ etc.

So überstürzen sich die Kinder!

Ja, 's ist schon recht, aber wie macht ihr das?

Einer meint: „Ich schlafe eine ganze Woche auf dem Boden, dem Christkind zu lieb.“

Ein anderer: „Ich mache gar nie mehr ein troziges Gesicht.“

Wieder andere: „Ich gehe jeden Morgen ins Korate.“

„Ich bete jeden Abend 1 Vaterunser für die armen Seelen.“

„Ich rede kein unnötiges Wörtchen mehr“, etc.

Das ist brav! Hört nun, wie wir miteinander das Bettchen fein warm und weich machen. —

Diese Woche wollen wir recht fromm beten.

Ganz besonders daran denken beim Morgen- und Abendgebet, vor und nach dem Essen!

Ein außergewöhnliches Vaterunser für etwas ganz Bestimmtes.

„Ich bete ein Vaterunser für die armen Seelen.“

„Ich bete ein Vaterunser für die bösen Menschen.“

„Ich bete ein Vaterunser für meine Eltern.“

„Ich bete ein Vaterunser für die Heidenkinder.“

„Ich bete ein Vaterunser für die Kranken.“

So wird von den Kleinen täglich der Himmel bestürmt. Abends, nach Schulschluss, singen wir gern das Abendgebet von Luise Hänsel:

„Mude bin ich, geh' zur Ruh' . . .“

Wie stillstromm sie das allemal singen, kann ich nicht sagen, das muß man sehen und selber miterleben.

4. Adventwoche: O selig, noch ein Kind zu sein! Und wir sind ja den Kindern durch das Jesuskind verbunden. —

Inniger noch als sonst rufen sie diese Woche:

„Allerliebstes Jesulein, sieh, wir alle laden dich in unsere Herzen ein. Weile nicht im kalten Stalle, da wir unsere Arme, unsere Herzen offen sind.“

Geschenke in wollen wir diese Woche dem Christkind richten:

Eine gute Tat dem Nächsten.

„Ich teile mit einem armen Kinde den Znuni.“

„Ich gebe den ganzen Znuni.“

„Ich helfe dem Josef den großen Brotkorb den Berg hinauf tragen.“

„Ich ziehe der alten Frau Hardegger den Wagen den Röhliplatz hinauf“, etc.

So berichten die Kinder jeden Tag, was sie Gutes tun wollen oder was sie bereits getan haben.

Und — endlich ist der langer sehnte Weihnachtsabend da! —

„Nun öffnen wir's letzte Fensterlein,

Zieh ein, zieh ein lieb Kindlein!“

„Stille Nacht, heilige Nacht!“

Wer ist glücklicher als diese Kinder!

Auf ein Kind schauen diese Tage die Augen der ganzen Christenheit, auf das göttliche Kind! Heute noch, wie ehedem, ist die Welt der Reichen und der Armen, der Großen und der Kleinen um dieses Gotteskind in der Krippe geschart. Und, wenn alle Kinder jubelnden Herzens über leuchtendes Glück sich freuen, so wissen wir Großen, daß vom Glanze der Weihnacht nur so viel in unsere Seelen hinüber strahlt, als auch wir „wie die Kinder werden“ und in dem göttlichen Kinde die ganze Kinderwelt lieben und verstehen, und darum an ihr und für sie mit unverdrossenem Eifer arbeiten.

„Wo ich je ein Kindlein find,
Will ich's lieben, pflegen, lehren!“

Brentano.

Konzentration im Unterricht

S. Stähli, Lehrer, Glarus

Oft hört man das Wort, wir leben in einem nervösen Zeitalter. Und in der Tat, eine Unruhe und Hast hat uns ergriffen, die eine frühere Zeit nicht kannte. Von einer Vorstellung zur andern wird unser Geist getrieben. Wir vermögen nicht mehr, zum Augenblide zu sagen: Verweile doch, du bist so schön. Wir fahren in der Stunde 100 Kilometer oder mehr und fliegen gar 200, in einem Bruchteil einer Sekunde trägt der Strom einer elektrischen Batterie unser Wort um die halbe Erde herum, wo man früher wochenlang reisen mußte. Und doch haben wir immer zu wenig Zeit. Wir können uns nicht mehr in eine Sache vertiefen, in Muße bei ihr verweilen. Was ist es, das uns zu diesem Zustand geführt hat? Es ist der Mangel an Konzentration. Der Mensch, der im Erwerbsleben drin steht, kommt heute aus der Hast nicht heraus, will er von der Konkurrenz nicht erdrückt werden. Das Wort vom „Wirken und Schaffen, Erlisten, Erraffen“ gilt heute viel mehr als zu Schillers Zeit. Es hat gar viele aus dem seelischen Gleichgewicht gebracht, hat sie unruhig und nervös gemacht. Auch die Schule scheint recht oft dem Geist der Zeit ihren Tribut zu zollen. Ein Fach drängt das andere. In der ersten Stunde wird gerechnet, in der zweiten ein Aufsatz gemacht, in der dritten eine Pflanze besprochen, in der vierten eine biblische Geschichte behandelt, und der Nachmittag

schließt mit Geschichte und Zeichnen. Jedes Fach braucht seine eigene Einstellung, und vom Schüler wird eine Umstellungsfähigkeit verlangt, die oft sogar dem Lehrer schwer fällt. Müssen wir uns da verwundern, wenn die Schüler oft nervös werden, wenn sie versagen und die Freude an der Schule verlieren? Und doch will diese ja nur das vermitteln, was sie im Leben draußen brauchen. Am Lernstoff bedeutend reduzieren, hieße, sie weniger gut auf den Lebenskampf vorbereiten. Zum Glück gibt es nun einen Weg, den Schüler mit all dem bekannt zu machen, was das Leben verlangt, ohne daß der Schulbetrieb in ein nervöses Vasten von Fach zu Fach und von Stoff zu Stoff ausarten muß. Es ist die Konzentration. Was heißt Konzentration im Unterricht? Nichts anderes, als Einstellen möglichst vieler Fächer auf ein bestimmtes, nicht zu weit begrenztes Stoffgebiet.

Schon der Stundenplan der Erstklässler verzeichnet eine ganze Anzahl Fächer: Rechnen, Lesen, Schreiben, Zeichnen, Singen; in jeder Klasse kommen neue dazu. Nur allzuoft stehen diese Fächer ohne jeden Zusammenhang da. Ist's etwa im Leben auch so? Absolut nicht. Der Handwerker muß, will er auch nur einen einfachen Geschäftsfall erledigen, lesen, schreiben, rechnen, messen zeichnen und seine Berufskenntnisse anwenden. Alle diese Tätigkeiten treten in einem organischen Zu-

jammenhang zu einander auf. In der Schule aber ist, wie ein Methodiker irgendwo bemerkt, der Bücherriemen das einzige Band, das die Fächer zusammenhält, und man hat nicht so ganz Unrecht, wenn man von einem Atomismus im Lehrgetriebe spricht. Etwas Lebendiges, Organisches entsteht aber nicht durch Aneinanderreihen, sondern durch Verknüpfen. Gewiß läßt sich auf der Mittelschulstufe, beim Unterricht durch Fachlehrer eine Konzentration in diesem Sinne kaum oder nur schwer erzielen; denn der Stoff ist hier bis zu einem gewissen Grade Selbstzweck. Nicht so auf der Volksschulstufe. Hier ist der Stoff vor allem Mittel zum Zweck; an ihm sollen in erster Linie die geistigen Kräfte: Verstand, Gedächtnis, Wille, sittliche Kraft geschult werden. Es ist schließlich gleichgültig, ob ein Schüler von einer behandelten Geschichte mehr oder weniger im Gedächtnis behält. Die Hauptache ist, daß er mit ihrer Hilfe denken, sprechen, lesen, zeichnerisch darstellen gelernt hat. Oder wird man etwa von ihm verlangen, daß er alles, was den Sommer hindurch in der Naturkunde behandelt wurde, noch weiß? Raum! Zweck dieses Faches ist vielmehr, ihn anschauen und genau beobachten zu lehren, Freude und Liebe zur Natur in ihm zu wecken. Also nicht nur materielle, sondern vielfach formale Bildung ist ein Hauptziel des Unterrichts. Da also auf dieser Stufe nicht der Stoff im Vordergrunde steht, so kann man manches, für das Anknüpfungspunkte fehlen und wofür das Interesse der Schüler nur gering ist, getrost weglassen und sich dafür in anderes vertiefen.

Schon auf der Unterstufe spielt die Konzentration eine wichtige Rolle. Als Objekte wird man hier, wenn immer möglich, Erlebnisse der Schüler wählen. Wir stehen im Winter. Draußen schneit's, und der Schnee verspricht eine prächtige Schlittbahn. Warum soll ich diese Tatsache nicht in den Mittelpunkt des Unterrichts stellen? Mit Freuden werden die Erstklässler erzählen von ihren Erlebnissen beim Schlitteln und Schlittschuhfahren, beim Bau von Schneehäusern und Schneemannern usw. Das ist Ausbildung der Sprache. Nun wird man sie veranlassen, einiges, einzelne Wörter oder kurze Sätze zu schreiben. Was in der Bibel vom Winter handelt, wird gelesen. Zahlreiche Rechnungen, von schlittelnden Knaben und Mädchen, von Schneebällen, Schneemannern usw. werden Leben in die Rechenstunde bringen. Natürlich wird manches Erlebte und Besprochene gezeichnet. In der Gesangsstunde werden Winterliedchen eingeübt, und an die Stelle der Turnstunde tritt eine fröhliche Schlittenfahrt, die den gleichen Zweck erfüllt. „Erstklässler im Winter“ ist nur ein einziges Konzentrationsobjekt von Dutzenden, die sich im Laufe des Unterrichts unwillkürlich geradezu aufdrängen. Leben im Schulzimmer, auf dem Spiel-

platz, auf der Straße, im Wald, Heuen, Baden, Kirchweih, Weihnacht, Fastnacht, sind andere. Ähnliche Themen sind in der zweiten Klasse zu behandeln, nur wird man schon etwas tiefer schürfen, wird schwierigere Beobachtungsaufgaben stellen und bei der Verarbeitung mehr verlangen. Die dritte Klasse stellt am besten die Jahreszeiten in den Mittelpunkt des Unterrichts. Dabei ist natürlich die Menge des Stoffes so groß, daß die vier „Konzentrationsobjekte“ Frühling, Sommer, Herbst und Winter in eine ganze Anzahl kleinerer zu gliedern sind, wobei man jedesmal am besten den Ausgang von einem persönlichen Erlebnis des Schülers nimmt. Es wird von Pflanzen, Tieren und von der Tätigkeit des Menschen gesprochen, und alle Fächer, Lesen, Aufsatzz, Sprachlehre, Rechnen, Zeichnen, Singen und Turnen schließen sich soviel als möglich an diese Stoffe an. Das hat erstens den Vorteil, daß man den Schüler mit etwas beschäftigt, das ihn interessiert, und zweitens stützt eine derartige Verarbeitung die Stoffe, sobald sie weniger vergessen werden. Eine totale Umstellung von Stunde zu Stunde fällt dahin; denn nur das Fach ändert, die Materie bleibt.

Die idealste Stufe, um nach der Konzentrationsmethode zu unterrichten, ist die vierte Klasse. Zwar war schon vorher aller Unterricht heimatlich gefärbt, mußte es sein. Jetzt aber wird bewußt und absichtlich die Heimat in den Mittelpunkt gestellt. Heimatkunde tritt als Fach im Stundenplan auf. Aber nicht allein das, sie muß den ganzen Unterricht befürchten. Ein Beispiel soll zeigen, wie das zu verstehen ist. Man spricht, wenn der Stundenplan Heimatkunde verlangt, von unseren Bauern und ihrer Tätigkeit. Hierher gehören allerlei Beobachtungen und Besprechungen über die Art der Bewirtschaftung. Privatgüter, Allmenden, Alpen, Heuberge, über Verwertung der Milch etc. Daraus ergeben sich nun eine Menge Rechnungen, nicht Buchrechnungen, die das Interesse des Schülers kalt lassen, sondern Rechnungen aus dem Leben. Man wird auch etwas sagen über die Tätigkeit des Bauern in früheren Zeiten, z. B. über die Bedeutung des Getreidebaus vor Einführung der Bahnen: ein kurzes Stück Kulturgeschichte. In der Naturkunde wird man gleichzeitig die Haustiere besprechen, wird Wiesenpflanzen und Kulturgewächse behandeln, nachdem man letztere im Versuchsbeet angepflanzt hat. Um lebensvolle Aufsätze wird man dann im Anschluß an eine derartige Behandlung nicht verlegen sein, und auch für andere Fächer bietet sich genug verwertbarer Stoff.

Schwieriger ist es auf der Oberstufe, den Unterricht konsequent nach der Konzentrationsmethode zu gestalten. Ein Unterricht, scharf getrennt nach Fächern, scheint hier durchaus im Vordergrund zu stehen. Raum läßt sich z. B. eine Einführung ins

Bruchrechnen ausschließlich an Hand eines einzigen aus dem Leben gegriffenen Stoffes geben. Es ist ein unmögliches Beginnen, Geschichte, Naturkunde und Geographie auf eine Linie bringen zu wollen.

Und doch lässt sich auch hier konzentrieren. Wie? Man greift einzelne Stoffe, am besten aus Naturkunde oder Geographie, heraus und zeigt dem Schüler, wie er das Wissen und Können, das er sich in andern Fächern erworben hat, hier praktisch verwerten kann. Zwei sehr dankbare Themen dieser Art sind Wald und Schülergarten. Beide werden natürlich in erster Linie nach der naturkundlichen Seite hin behandelt. Beim Thema Wald z. B. wird man von Bäumen, Sträuchern und Kräutern sprechen und auch die nützlichen und schädlichen tierischen Bewohner in die Besprechung einbeziehen. Wald aber werden sich zahlreiche Be-

rührungspunkte finden. Bei der Behandlung der wirtschaftlichen Bedeutung wird man auf die Holznutzung zu sprechen kommen. Eine große Zahl von Rechnungen aller Art schließen sich daran an. Aus Erlebnissen an Lehrspaziergängen wachsen wieder lebensvolle Auffäße heraus, Exkursionsberichte, Beschreibungen, Schilderungen, aber auch Geschäftsbrieftchen. Man bestellt z. B. Holz, erfährt sich nach Preis, Lieferfrist usw. Die Auffäße werden illustriert; zu den Geschäftsbrieftchen schreibt man auch gleich die Adresse auf ein Kuvert. Auch kurzweilige Sprachübungen und Diktatstoffe ergeben sich unwillkürlich. Für das Zeichnen liefert der Wald eine Menge von Objekten, für diese Stufe Blätter vor allem. Ferner wird man Lieder, die vom Wald singen, in keinem Gesangbuch umsonst suchen.

(Schluß folgt.)

Der große Uebeltäter

Mißverständnisse, Meinungsverschiedenheiten, Verstimmungen, selbst Zwistigkeiten sind unter uns schwachen und beschränkten Menschen nur schwer zu vermeiden, ja manchmal sind sie sogar gut, damit wir auf unsere verborgenen Fehler aufmerksam, damit wir über eine zweifelhafte Frage klar, für eine gute Sache, die uns gleichgültig war, begeistert und mit größerer Achtung für den bisherigen Gegner erfüllt werden.

Das alles freilich nur dann, wenn einer, zu jedem Opfer bereit, nichts sucht als die Wahrheit und das Recht.

Wenn aber die Missverständnisse immer neue Missverständnisse gebären, wenn sich schließlich keiner Klarheit über den eigentlichen Gegenstand der streitigen Frage, wenn sich keine Würde, keine Ruhe in der Erörterung darüber erzielen lässt, wenn die Verhandlung über die Sache nur

zur persönlichen Gereiztheit und zu größerer Entfremdung der Gemüter führt, wenn zuletzt selbst jene, die an einem gemeinsamen Dach ziehen, sich nicht mehr verstehen und nicht mehr zusammen tätig sein wollen, dann unterliegt es keinem Zweifel, daß geheimer Ratgeber, wo nicht der Worführer, der alte Unruhestifter ist, der geborene Feind, der Mörder des Vertrauens und der Aufrichtigkeit, der Meister der Verstellung, der sachverständige Fachmann in der Kunst des Verwirrens und des Verdunkelns, selbst bei der besten Sache und bei der besten Absicht: nicht etwa der Satan, wie man so gerne sagt — dessen Tätigkeit macht dieser unser Haussfeind ziemlich überflüssig — nein, die Eigenliebe.

Aus: „Die Kunst zu leben.“ P. A. M. Weiß
D. Pr.

Humoristische Ecke

Vater Tierarzt fährt mit seinem kleinen Töchterchen auf die Praxis zu einer Kalberkuh. Während der Papa im Stalle arbeitet, wartet das Kind draußen im Automobil. Schließlich ist das Kälblein da, und die Kleine darf es inspizieren. „Sag Vater,“ wundert sie nachher beim Heimfahren, „wie geht das eigentlich zu?“ — „Ah, Kind, das kann ich dir nicht erklären. Du würdest die Hälfte nicht verstehen.“ Darauf die Kleine: „Dann sage mir einstweilen die andere Hälfte, Papeli!“

Märchenwelt. Kleiner Knabe (zu einem großen, auf ihn zuschreitenden Wolfshund): „Du, ich bin nicht das Rottäppli, ich bin der Dölli Schnyder!“

Fatale Inschrift. Am Bahnhof sind große Warnungstafeln aufgehängt, die die Inschrift: „Achtung vor Dieben!“ tragen. Ein Bäuerlein blieb im Gedränge stehen und meinte treuherzig: „Was, vor denen soll man auch noch Achtung haben?“

Der Fachmann. „Wie haben Sie es denn fertig gebracht,“ fragte der Richter, „dem Kläger die Uhr aus der Tasche zu entwenden, obwohl sie an einer Patentsicherheitskette befestigt war?“ Selbstbewusst reckte sich der Angeklagte und antwortete mit Würde: „Herr Richter, mein Honorar für den vollen Kursus von sechs Unterrichtsstunden beträgt dreißig Franken!“

Volksschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Redigiert

von einer Kommission aktiver Lehrer

Einladungen an

Joh. Zingg, Lehrer, Oststraße 11 a, St. Gallen

Inhalt Krankenbesuch — Etwas über Lehrerwohnung — Konzentration im Unterricht — Humoristisches
An die werten Lehrer der „Volksschule!“ — Ein kurzes Dankeswort

Krankenbesuche

Von M.

„Mutter, Mutter, heute gehen wir zum Seppli, weizt, zum Seppli im Bergli, der schon so lange frank ist. Aber gelt, ich darf ihm auch etwas bringen. Darf ich ihm etwas kaufen, wenn ich das Geld aus meinem Kässlein nehme?“ — So tönt's eines Mittags in vier Häusern drin. Vier fröhliche Buben sind auf dem Schulweg übereingekommen, um heutigen Freinachmittage ihrem kranken Schulkameraden einen Besuch zu machen. Und sie bitten nicht umsonst; der eine darf ein paar Eier — frischgelegte — dem bleichen Büblein mitnehmen, der zweite darf beim Bäcker einen Biberladen holen, der dritte kaust aus seinem Sparkassengeld eine 20er Schokolade, und der vierte sucht in Eile das schönste Bildchen aus seiner reichen Bildersammlung aus und steckt auch seine Mundharmonika in die Tasche, er kann bereits einige Liedchen spielen.

Punkt zwei Uhr treffen sie sich, jeder glücklich und mit strahlenden Augen sein Geschenklein bei sich. — Es ist ein sonniger Wintertag, — Sonne draußen und Sonne im Herzen drin. Singend stampfen die vier ihrem Ziele zu. Dort auf der Höhe sehen sie schon das kleine Haus, wo ihr kranker Seppli daheim ist. Aber plötzlich verstummt der Gesang — es ist doch etwas eigenes, so allein einen Krankenbesuch auszuführen. — Geh du zuerst hinein! Nein, geh du! So hört man die vier, sonst so beherzten Buben, sagen. Aber drinnen hat man das Tuscheln und Stampfen bereits gehört. Plötzlich geht die Türe auf. Eine Frau steht darunter, die Mutter des Seppli. Wie ertappte Sünder stehen die vier da — bis die Frage den Bann bricht: Wollt ihr etwa zum Seppli? Dann kommt nur herein! Im Rahmen der Stubentüre steht auch schon der Seppli; er liegt nicht mehr im Bette. Bleich und mager ist er noch wie vor Wochen, da er zur Schule kam, sein Gesicht ist schmäler geworden, sein Stimmen tönt noch so hoch und schwach, in seinen Mienen aber steht die große Freude geschrieben: Ja — kommt ihr zu mir? Ja, und da hast du noch etwas, und die Mutter wünscht dir auch gute Besserung und

die Lehrerin und alle Schüler. Schon stehen die vier Besucher im kleinen Stübchen. Eng ist's da drinnen, und ärmlich sieht's aus. Aber das stört Kinderlust und Freude nicht. Die Besucher wollen wissen, ob ihr Kamerad noch lesen und rechnen kann, was er den ganzen Tag tue, und dabei kniet der eine auf einen Stuhl, der andere sitzt auf der Fensterbank, der dritte hat sich zur grauen Kaze im Kanapeewinkel gesellt, — der vierte aber streichelt liebenvoll den mitgebrachten Biberladen. Sie plaudern von der Schule, erzählen Geschichten, lesen und rechnen, prahlen auch ein wenig dazu. Einmal rollen Tränen über die Wangen des kranken Schülers, Heimweh nach dem frischfröhlichen Lernen und Treiben in und nach der Schule — er muß sie noch bis zum Frühling meiden — und die Angst, zurückzubleiben, pressen ihm Tränen aus. Armes Kind! Wie oft noch in deinem Leben wirst du einsam und entzagend abseits stehen müssen! Möchten deine Erzieher dich die Kunst lehren, diese Oepferchen als Weihgaben in des göttlichen Kinderfreudes Hand zu legen; du würdest am Abend deines Lebens Gott für alles Leid nur danken können. — Aber die vier Besucher helfen über die schmerzhafte Empfindung weg; der eine nimmt rasch seine Harmonika zur Hand und stimmt an: „De Joggeli lunt vo de heime — — —“, „Da höch uf de Alpe — — —“, und nun folgt Liedchen um Liedchen. Stimmt's auch nicht immer ganz — schön ist es doch, und die besorgte Mutter schaut auf ihren Buben, wie er staunend und dankbar zuhorcht, auch etwa mit seinem Stimmchen mitsingt. — Eine Stunde ist im Nu herum. Draußen leuchtet noch die Sonne und lockt mit warmem Strahl. Der Schnee ist weg, in den fahlen Bäumen und Stauden hüpfen fröhlich zwitschernd die Finken und Spatzen. „Jetzt gehen wir noch hinaus. Darf der Seppli auch mit?“ „Ha, das ist lustig, da sind die Fenster weit unten, da könnte man gerade zum Fenster hinausschlüpfen, ich ginge da nie mehr durch die Türe,“ meint einer, dem der Sprung aufs Fensterbrett und von da ins.

Freie schon in den Beinen zuckt. „Versteck“ wird noch gespielt; im nahen Wald bricht sich jeder eine Rute, bis der kleine Patient — schon wieder müde — sich ins Stübchen sehnt. „Wir gehen jetzt heim,“ beschließen die vier Besucher und sagen dem kranken Kameraden kurz und freundlich „Lebwohl. Komm auch bald in die Schule.“ Sie ziehen wieder ab.

Andern Tags sagt die Mutter des armen Knaben der Lehrerin Dank für den schönen Nachmittag, den die vier Schüler ihrem Buben bereitet. Den ganzen Abend habe er sich noch gefreut und davon erzählt.

Was veranlaßt mich, diese kleine Begebenheit in der „Volkschule“ zu erzählen? — Es braucht so wenig seitens des Lehrers, der Lehrerin, einem kranken Schulkinde, das sich nach der Schule und den fröhlichen Schulfreunden sehnt, einen schönen Nachmittag zu bereiten, der einen Sonnentag in seinem Leben bedeutet, an den es sich noch nach langen Jahren mit Freude und Dankbarkeit erinnert. „Besucht einmal den Seppli, er hat lange Zeit, sagt ihm einen Gruß von uns allen.“ Das war die kurze Ermunterung an jenem Vormittag. Oder man geht ein ander Mal mit der ganzen Klasse vor des kranken Schülers Haus und singt ihm ein paar Liedchen. Das Wiedersehen mit all den Schulgespannen und das Bewußtsein: „Ich bin nicht vergessen,“ müssen dem kranken Schüler wohl tun. Wie gut läßt sich einer Exkursion ein Kra-

tenbesuch anschließen. Auf dem Wege findet man Blumen, gar ein Sträuchchen Erdbeeren oder einen Zweig Brombeeren. Der Weg heimzu führt nun am Hause des Kranken vorbei. Zwei, drei seiner liebsten Gespannen sind als Boten auseinander. Wie leuchten die matten Augen auf und klopft das kleine Herz rascher, wenn die lockenden Grüße und Wünsche aller Mitschüler wie ein lichter Sonnenstrahl ins Krankenzimmer gehuscht kommen. Der lachende Frohsinn der Ueberbringer und das fröhliche Singen und Tauchzen am Haus vorbei mögen zwar schon auf einen Moment das Heimweh wecken — aber bald überwiegt die Freude. Wie wär's auch, wenn einmal die ganze Klasse sich hinmacht und ein jeder dem kranken Kameraden ein Brieflein schreibt — ein frischfröhliches Kinderbrieflein, das beim Durchlesen dem kleinen Patienten für eine Stunde oder zwei Langeweile und Traurigkeit vergehen.

Noch mancher Weg ist offen; auch fehlt es nie an Gelegenheit, Sonnenschein ins Leben armer Menschenkinder zu tragen. Unterlassen wir es nicht, auch hierin Lehrer und Erzieher zu sein. „Willst du glücklich sein im Leben, trage bei zu and'rer Glück; denn die Freude, die wir geben, kehrt ins eig'ne Herz zurück.“ Man klagt oft darüber, wie wenig Schule und Elternhaus zusammenarbeiten. Gerade solche Besuche und Beweise der Anteilnahme an der Krankheit eines Schülers helfen mit, Schule und Elternhaus einander wieder näher zu bringen.

Etwas über Lehrerwohnungen

Ein lieber Kollege hat uns seine trauten wohnlichen Verhältnisse geschildert, und uns einen Blick in sein schönes Heim werfen lassen. Gewiß ist er um sein liebes Nestchen zu beneiden, und mancher wünschte sich auch ein solches. Aber nicht jeder kann sich diesen „Luxus“ leisten und muß zufrieden sein, wenn er im Schulhaus eine Unterkunft findet oder anderswo in Miete gehen kann. „Unterkunft“ habe ich geschrieben. Ich wollte mit diesem etwas anrüchigen Ausdruck absichtlich den Finger auf eine Wunde legen, an der unser Stand oft leiden muß. Schulhauswohnungen! Manchem kommt das Grauen an, wenn er nur daran denkt. Da hat man ein prächtiges Schulhaus gebaut im landschaftlichen Stil, mit allem Komfort, den man von einem solchen Neubau nur verlangen kann. An alles hat man gedacht, und der Kantonsingenieur hatte zu den Plänen seine Sanktion gegeben. Ein reich gegebelter Dachstuhl schließt das wirklich gelungene Gebäude ab. Und in eben diesen Dachstuhl hinein hat man mit allem Raffinement noch glücklich eine Lehrerwohnung gezirkelt. Da oben muß er nun hausen, er, der dem Hause die eigentliche Seele einpflanzen soll.

Eine ordinäre Mansardenwohnung ist's, mit abgeschrägten Dachzimmern, die Luft und Licht durch Dachluken auffangen. Du lieber Himmel! Die Stube ist ausgerechnet nach Norden gerichtet, wo im Beleuchtungszenith des Jahres einmal ein Sonnenstrahl sich hineinverliert. Es ist dies keine

Uebertreibung. Es gibt tatsächlich solche Lehrerstuben in neuerrichteten Schulhäusern. Und wenn der müde Lehrer gern einwenig an frischer Luft ausruhen möchte, so muß er erst die vielen Treppen hinuntersteigen, um ins Freie zu gelangen. An einen Balkon, der zudem einem landhausartigen Schulgebäude architektonisch sehr wohl anstehen würde, hat niemand gedacht. In alten Schulhäusern konnte man das Gegenteil von dem Gesagten erleben. Oft wurde der Schulmeister im Parterre eingenistet. Da hatten dann seine Angehörigen, die übrigens auch mal frank sein konnten, das zweifelhaftie Vergnügen, die Unruhe einer Schulkasse zu genießen, was oft zur Illusion eines Gewitters mit heftigem Donnerkrachen führen mochte.

Wie beneidenswert wohnt doch gewöhnlich der Pfarrherr des Ortes. Ihm ist ein ganzes Haus zur Verfügung gestellt, in dem er frei schalten und walten kann und täglich seinen Rundgang durch die verschiedenen Appartemente machen darf. Es sei ihm dieser „Luxus“ nicht mißgönnt. Aber was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Kann sich der geistliche Herr in einem Hause wohnlich einrichten, so hat doch der Schulmeister entschieden Anspruch auf eine geräumige, freundliche Wohnung. Mancher junge Landlehrer darf sich kaum getrauen, seine Zukünftige aus einem guten oder bessern Hause zu holen. Warum? Wo wollte denn die Auserkorene die gediegene Aussteuer einigermaßen günstig pla-

zieren in einem winkligen Raum, in welchem die für teures Geld erworbenen Möbelstücke durchaus nicht zur Geltung kommen können? Manche Lehrerwohnungen in Schulhäusern würden als private Wohnungen nicht als standesgemäß gelten, und es würde dem Lehrer entschieden verübelt, wenn er sich eine solche Unschicklichkeit erlauben sollte. Die Dachwohnung ist nicht bürgerlich!! — Wenn also Schulbehörden vor der Ausarbeitung eines Schulhausprojektes stehen, dann mögen sie ja nicht vergessen,

dass die Lehrerwohnung nicht in den Dachstuhl hinauf gehört, sondern unter denselben; also erst die Schulstöcke, dann die Lehrerwohnung und erst zuletzt das Dach. Man darf es als eine Herunterwürdigung unseres Standes betrachten, wenn man dem Lehrer zumutet, eine minderwertige Wohnung im Schulhouse beziehen zu müssen. Zeigt mir die Lehrerwohnung, und ich will euch sagen, was für ein Geist in der Schulgemeinde herrscht.

Hans Riva.

Konzentration im Unterricht

J. Stähli, Lehrer, Glarus

Ebenso fruchtbar ist das Thema Schülergarten. Auch er dient nicht allein der Vermittlung naturkundlicher Kenntnisse. Er eignet sich im Gegenteil für fast alle Fächer vortrefflich als „Konzentrationsobjekt“. — Nachdem man den Acker umgegraben und dabei allerlei Unkräuter und tierische Bewohner besprochen hat, muss er in Beete eingeteilt werden. Man wird dabei nicht stehen bleiben, sondern eine ganze Anzahl Inhaltsberechnungen anstellen und schliesslich einen Plan zeichnen: angewandte Geometrie. Man wird etwas erzählen über die Verbreitung der gezogenen Kulturpflanzen und über ihre wirtschaftliche Bedeutung: Wirtschaftsgeographie. Es schließen sich wieder Aufsätze, Sprachübungen und Dictate an: sprachliche Bewertung. Sogar bedeutungsvolle ethische Werte lassen sich vermitteln. Jeder Schüler hat in seinem Beet allerlei gesät und gepflanzt; aber Witterungsverhältnisse und ungeziefer haben Samen und „Seslinge“ nicht aufkommen lassen. Unverhohlen wird da dem Acker über den Misserfolg Ausdruck gegeben. Dies ist der richtige Moment, der Klasse eine Lektion über die mühevoll Arbeit des Bauern zu halten, die gerade für Stadtinder nicht unnötig sein wird.

Oder: die Pflanzen haben sich entwickelt. Schon freut sich der Schüler, die Früchte seiner Arbeit heimtragen zu können. Da, wie er sie nehmen will, sind sie verschwunden, sie sind gestohlen worden. Er entsezt sich. Jetzt ist die Klasse in der richtigen Stimmung, um eine Lektion über das Gebot: „Du sollst nicht stehlen“ anzuhören. Nicht wenige von denen, die sich mitschauen, vielleicht gar der Bestohlene selber, haben sich bis jetzt keine

starken Gewissensbisse daraus gemacht, auf anderer Leute Bäume Apfel zu holen oder auf fremden Acker Erdbeeren zur pflücken. Jetzt spüren sie am eigenen Leibe, wie weh es tut, um das zu kommen, was man sich durch eigene Arbeit erworben hat.

Neben Wald und Schülergarten lassen sich noch eine ganze Anzahl Stoffe in den Mittelpunkt des Unterrichts stellen. Als solche seien genannt, Wiese, Sumpf, See; Objekte aus der Geographie: wie Wasserversorgung, Elektrizitätswerk, ein Fluss, ein Berg. Bei der Behandlung all dieser Materien handelt es sich ja nicht um ein hastiges Rennen, um unter allen Umständen eine systematische Vollständigkeit zu erzielen. Nein, es soll vielmehr ein liebevolles Verweilen sein, um in die Tiefe dringen zu können. Jede Lektion soll, wenn immer möglich von einem Erlebnis ausgehen, und man darf sich im Anschluss daran nicht mit der Darbietung begnügen, sondern aller Stoff soll vom Schüler erarbeitet und verarbeitet werden. Darin liegt der grosse Wert des Unterrichts nach der Konzentrationsmethode, dass er ruhig arbeiten und jeder Sache auf den Grund zu gehen lernt; darin der zweite, dass jede Summe von Erkenntnissen, die auf diese Art erworben wurde, sicher im Gedächtnis haften bleibt. Konzentration in diesem Sinne gibt die Möglichkeit, das Wissen und Können praktisch zu verwerten, erzeugt Freude an gründlichem Schaffen und bewahrt dem Schüler jene Ruhe des Geistes, frei von Hast und Nervosität, die notwendig ist, wenn er später im Leben draußen seinen Mann stellen soll.

(Schluss.)

Humoristisches

Bettlerhumor. In einem vornehmen Quartier zog ein Bettler tüchtig am Glockenstrang einer Villa. Dieses sah ein Polizist, der auf dem andern Trottoir ging. Als bald rief er hinüber: „Halt! Was git's da äne?“ — „Das weiß i sälber no nid, i han erscht glütet!“

Gefährlich. Ein Arzt behandelte einen Patienten, der die Angewohnheit hat, seine Krankheit in den medizinischen Büchern nachzulesen, und sich selbst heilen zu wollen, und mahnte ihn in ernstem Tone: „Nehmen Sie sich in acht. Sie sterben noch einmal an einem Druckfehler!“

Problem. Bubi liebt die Großmutter schwärmerisch. „Wenn ich groß bin,“ sagte er zu seinem Vater, „heirate ich die Großmamma.“ — „Aber Bubi,“ sagte der Papa, „du kannst doch nicht meine Mutter heiraten.“ — „Warum nicht, Papa? Du hast ja meine Mutter auch geheiratet!“

Beim Schopf gesetzt. Mutter erwischte den Musiklehrer und die Haustochter wie sie sich herzlich abküsst und fährt ihre Tochter an: „Wie kannst du dich unterstellen, dich von Herrn Müller küssen zu lassen?“ — „Wir haben uns soeben verlobt, Mama! Es ist Ihnen doch recht so, Herr Müller?“

An die werten Leser der „Volkschule“!

Das Jahr neigt sich dem Ende zu und schickt sich an, demnächst Abschied von uns zu nehmen. Und Abschied nehmen möchte auch unser lieber Freund Johann Zingg von der Schriftleitung der Volkschule. Der Verlust, der uns schon vor Jahren drohte wegen gestörter Gesundheitsverhältnisse des Schriftleiters, soll heute bedauerlicherweise Wirklichkeit werden.

Die Redaktions-Kommission hat vom unwiderstehlichen Entschluß unseres lieben Freundes nur sehr ungerne Kenntnis genommen. Mitten in den Kriegswirren drin, anno 1915, ist die „Volkschule“

als Beilage zur „Schweizer-Schule“ entstanden. Freund Zingg ist von Anfang an unentwegt am Steuer gestanden, hat mit ungeteilter Liebe und Freude die Schriftleitung besorgt und die dabei sich ergebenden Mühen nicht gescheut. Die „Volkschule“ ist unter seiner tatkräftigen Leitung zu einer gern gelesenen Beilage der „Schweizer-Schule“ geworden und hat mit manchem Erfolg die unermüdliche Arbeit der Schriftleitung belohnt.

Was uns aber bei diesem unabwendbaren Verluste einigermaßen versöhnen kann, ist die zuversichtliche Hoffnung, daß wir im Nachfolger,

Hrn. Johann Keel, Lehrer in St. Gallen O.,

den unsere Leser bereits als tüchtigen Mitarbeiter der „Schweizer-Schule“ kennen, einen Mann gefunden haben, der mit gleicher Liebe und Freude in die Fußstapfen seines Vorgängers einzutreten gewillt ist, aber auch die Versicherung, daß Freund Zingg als Mitglied der Redaktionskommission, wie auch als geschätzter Mitarbeiter auch fernerhin in Treue verbleiben wird.

So darf also die „Volkschule“ doch getrost ins neue Jahr hineinfegeln. Sie wird ihren zielstichern Kurs auch für die Folge beibehalten.

Die Redaktions-Kommission aber verbindet mit dem herzlichen Danke an den bisherigen Schriftleiter auch die aufrichtigen Wünsche an den neuen Steuermann zu froher Fahrt. Möge es auch ihm gelingen, mit einem wackern Stabe treuer Mitarbeiter an der Seite der „Volkschule“ recht lange vorzustehen zum Wohle der katholischen Schule und Lehrerschaft.

Die Redaktions-Kommission der „Volkschule“.

Ein kurzes Dankeswort

Mit heute trete ich nach zwölfjähriger Wirksamkeit von der Schriftleitung der „Volkschule“ zurück, weil er der Entlastung bedarf.

Es drängt mich, bei diesem Anlaß den vielen Freunden für ihre wertvolle, treue Mitarbeit zu danken.

Mein aufrichtiger, herzlicher Dank gebührt in erster Linie den Mitgliedern der Redaktions-Kommission, die mir je und je so treu zur Seite gestanden. Es war ein ideales, gesegnetes Schaffen im Kreise dieser lieben Kollegen. Habt Dank ihr treuen Freunde!

Groß war die Zahl meiner weiteren tüchtigen Mitarbeiter. Wenn man bedenkt, was 12 Jahre an Arbeit verlangen (20 größere Arbeiten pro Jahr sind mindestens erforderlich), so kann ungefähr der nötige Gesamt-Bedarf an Stoff ermessen werden. Aber mit der wachsenden Größe der Anforderungen wuchs auch die Zahl der Eingänge. Ja, nicht selten faute sich die Stofffülle, so daß unliebsame Verzö-

gerungen im Erscheinen der Arbeiten unumgänglich wurden. Möge mir niemand deshalb zürnen. Dank Euch allen, ihr fleißig Mitschaffenden, die ihr gleich unermüdlichen Bienen zum Erfolg der Beilage so viel beigetragen!

Endlich danke ich allen Lesern für ihr Vertrauen. Manches Brieflein der Anerkennung ermunterte zu neuem, freudigem Schaffen und zu jedem Voranschreiten auf betretener Bahn. Wenn auch zuerst und zumeist die innere Befriedigung über redliche Arbeit bester Lohn bedeutet, so tut, besonders in Zeiten, wo Verdrießlichkeiten und Hindernisse den Eifer lähmen wollen, so ein Wort des Vertrauens und der Zufriedenheit über getane Arbeit wohl.

Mit diesem herzlichen Dank allseits verbinde ich die Bitte: „Liebe Freunde, haltet gleiche Treue fleißiger Mitarbeit und festen Vertrauens unserer lieben „Volkschule“ unter neuer Leitung!“ Es blühe unser Organ für und für! Das gebe Gott!

J. Zingg.